Mungo Park's
Reisen in Afrika.

Neu bearbeitet

von

Friedrich Steger.

Leipzig
Expedition der Hausbibliothek
Carl B. Lorck.

Bibliothek
Aelterer Reisen.

Herausgegeben

von

Dr. Friedrich Steger.

Erster Band.

Mungo Park's Reisen in Afrika.

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von Carl B. Lorck.
1856.

Mungo Park's
Reisen in Afrika.

Von der Westküste zum Niger.

Neu bearbeitet

von

Dr. Friedrich Steger.

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von Carl B. Lorck.
1856.

Vorwort.

Unsere Zeit ist der Oedipus des geographischen Räthsels: Afrika. Sie vollbringt in dem Lande der schwarzen Menschen, was das sechzehnte Jahrhundert in Amerika ausgeführt hat. Mit Mungo Park beginnt eine Reihe glücklicher Reisen — für die Wissenschaft glücklich, für die kühnen Entdecker meistens unglücklich — die von 1795 an den Welttheil allmälig erschlossen haben. Aus diesem Grunde eröffnen wir die Bibliothek der älteren Reisen mit Mungo Park. Wie von ihm bis zu Barth, Overweg und Vogel die Summe unserer Kenntnisse vom Niger und den Nigerländern sich erfreulich erweitert hat, wird im Anhange zum 16. Kapitel: Der Niger und die Nigerreisen, erzählt werden. Hier ist der Ort, der Reisen an die afrikanische Westküste bis zu Mungo Park, soweit sie auf Senegambien Bezug haben, zu gedenken.

Der Vater der Geschichte, Herodot, schildert den Nordrand der großen Wüste, dieser furchtbaren Naturschranke zwischen den Atlasländern und dem Nigerbecken, mit bewunderungswürdiger Genauigkeit. Im jetzigen Fezzan lebten die Garamanten, ein schüchternes und einsiedlerisches Volk, das jeden Verkehr mit Fremden mied, keine Waffen besaß und nicht einmal einen Versuch machte, feindlicher Angriffe sich zu erwehren. Jenseit der Garamanten wohnten die Aethiopier in Höhlen. Ueber die Säulen des Herkules hinaus kannte Herodot blos noch ein Volk, mit dem die Karthager auf eine eigenthümliche Art Handel trieben. Landete ein Schiff, so zündete die Mannschaft ein gewaltiges

Feuer an, legte Waaren daneben und entfernte sich. Nun kamen die Eingeborenen herbei, häuften so viel Gold auf, als die karthagischen Artikel nach ihrer Ansicht werth waren, und zogen sich ihrerseits zurück. Erschien den Schiffern das Angebot als unangemessen, so berührten sie das Gold nicht, und die Wilden mochten dann zulegen oder das Geschäft zerschlug sich.

So wenig diese Mittheilungen uns sagen, hatten doch bereits, wie Herodot selbst berichtet, zwei Entdeckungsreisen stattgefunden. Afrika war umschifft worden, und Angehörige eines gebildeten Volks hatten den Tschadsee gesehen. Die Fahrt rings um den Welttheil wurde unter Necho, also im Anfang des siebenten Jahrhunderts v. Chr., von phönicischen Seeleuten unternommen. Sie berichteten nach ihrer Rückkehr, daß sie unten an Afrika die Sonne zur Rechten oder nördlich gehabt hätten. Gerade diese Erzählung, welche das Alterthum als ein Märchen behandelte, beweist, daß die Phönicier wirklich über den Aequator hinausgekommen sein mußten. Die zweite Entdeckungsreise unternahmen fünf junge Leute aus dem Bezirk südlich von Cyrene. Sie drangen durch die Wüste, erreichten eine der westlichen Oasen, geriethen dort in die Gefangenschaft schwarzer Männer und wurden an großen Seen und Sümpfen vorbei zu einer Stadt geführt, bei der ein großer Strom in östlicher Richtung vorbeifloß. Rennell und Heeren vermutheten in dieser Stadt Timbuktu, in dem Fluß den Niger; nach Clappertons und Denhams Entdeckungen ist es wahrscheinlicher geworden, daß der Fluß der Yeou oder Strom von Bornu, die Seen und Sümpfe aber der Tschad waren.

Ebenso unbestimmt und für die Wissenschaft unfruchtbar wie diese Nachrichten war Alles, was man durch spätere Reisen über die afrikanische Westküste erfuhr. Der Perser Sataspes kam bis zu der Gegend, wo die Sahara, stetig gegen Westen vordringend, mit meilenlangen Sandbänken in das Gebiet des Atlantischen Oceans eingreift, und sprach von nichts als von den Schrecken seiner Reise, die allerdings furchtbar gewesen sein mußten, da er lieber am Kreuze starb, als die Umschiffung von Afrika vollendete. Wie weit der Karthager Hanno etwa um 570 v. Chr. gekommen sein mag, läßt sich aus den vorhandenen Berichten so wenig ermitteln, daß man bald die Mündung des

Nun, bald den Gambia, bald die Insel Sherbro als den Endpunkt seiner Reise nennt. Ein letzter Entdecker aus dem Alterthum, Eudoxus aus Cyclkus (um 130 v. Chr.) wird von den Alten, namentlich von Strabo, als Lügner bezeichnet. Bis zu der Saharaküste muß er indessen gekommen sein, und was man von der Beharrlichkeit hört, mit der er aller Orten, bald bei Königen und bald bei Kaufleuten um Unterstützung für seinen Plan der Umschiffung Afrika's bettelte, flößt Theilnahme für den unglücklichen, noch im Grabe ungerecht beurtheilten Mann ein.

Im Mittelalter bewährte sich der alte Spruch: Semper aliquid novi ex Africa für die christliche Welt nicht. Es gingen im Innern große Veränderungen vor: die Keime der jetzigen Zustände, Europa erfuhr von ihnen wenig oder nichts. Arabische und maurische Flüchtlinge, Händler, Heidenbekehrer und Krieger fanden den Weg durch die Wüste nach den südlichen Gebieten, knüpften Handelsverbindungen an, die in ihrem Wesen und Charakter bis auf den heutigen Tag dieselben geblieben sind, verbreiteten ihren Glauben, an dem die Versuche unserer Glaubensboten scheitern, und gründeten Reiche, deren blühendste Ghana (Kano), Tocrur (Sackatu) und Kuku (Bornu), aufrecht stehen geblieben sind. Wie wenig diese Fremden die Westküste kennen lernten, erhellt aus dem einzigen Umstande, daß sie bei ihren Angaben der Entfernung des Atlantischen Oceans von Sackatu um mehr als dreihundert deutsche Meilen irren. Nicht einmal Ibn Batuta war vollständig unterrichtet. Er begeht manche Verwechselungen, der Yeou z. B. ist ein Reich, das der Nil (Niger) auf seinem Wege von dem Westen nach Aegypten durchströmt.

Als die erste genaue arabische Schilderung von Afrika in Europa allgemein bekannt wurde, als Leo Africanus unter den Auspicien Leo's X. schrieb, hatten die Entdeckungsreisen der Portugiesen seit Jahren begonnen. Dieses Volk wurde durch die geographische Lage seines Landes und durch seine Kriege mit Marokko auf die Westküste hingewiesen. 1433 umfuhr Gilianez das Cap Bojador, 1443 fand Nuño Tristan jenseit des Weißen Vorgebirges die Insel Arguin, wo man die erste Kunde von Ludamar und Bambarra erhielt. 1446 entdeckte Diaz Fernandez das Grüne Vorgebirge, im folgenden Jahre lief Lancelot

in den Senegal ein. Nun hatte man ein fruchtbares Gebiet erreicht, das die ferneren Anstrengungen zu belohnen versprach. Wie weit die Portugiesen in den folgenden Jahren vordrangen, ob sie z. B. wirklich, wie Barros erzählt, durch Gesandtschaften mit Timbuktu in Verbindung traten, läßt sich mit kurzen Worten nicht erörtern. Man hat in Lissabon aus Handelseifersucht verschwiegen, was man erfahren hat, und manche Kunde mag auch verloren gegangen sein. Im Jahre 1471 finden wir die Portugiesen an der Goldküste, also jenseit des Bezirks, auf den dieser Rückblick sich zu beschränken hat.

Im Grunde war es ein rein materielles Interesse, dem die ersten Entdecker längs der Westküste nachjagten, aber man umkleidete dieses Ziel mit einem romantischen Gewande. Man suchte den „Priester Johann," eine Persönlichkeit, die wohl ursprünglich in Ostasien vorhanden gewesen sein mag, wo europäische Reisende von einem mit einer gewissen weltlichen Macht bekleideten nestorianischen Bischof gehört haben werden, dann aber in Abyssinien und schließlich im Innern von Afrika vermuthet wurde. Der Seefahrer, der den Hof dieses fabelhaften Priesters gefunden hätte, würde sich plötzlich auf einer schwindelnden Höhe von Ehren und Reichthümern gesehen haben.

Als nach dem Verfall der portugiesischen Macht Engländer und Franzosen Schiffe an die Westküste schickten, lockte auch sie ein Schattenbild. Aber dieser Schemen war nicht mehr der Priester Johann, er hieß Timbuktu. Von dieser Stadt meldeten Berichte aus Marokko, daß ihre Reichthümer die Schätze von Mexico und Peru weit überträfen. Man wußte, daß bei Timbuktu der Niger ströme, und mithin handelte es sich um die Lösung einer einfachen Aufgabe, um die Auffindung der Mündung des Nils der Schwarzen. Sowohl die Engländer als die Franzosen glaubten diese Mündung zu kennen. Für die ersteren war der Gambia, für die letzteren der Senegal mit dem Niger identisch. Die ersten zuverlässigeren Nachrichten, die man im Lande selbst einzog, bestärkten die Welt in dem doppelten Irrthum. Man hörte von dem See Maberia — es ist der Dibbie — und nun mußte dieses mächtige Wasserbecken der Ursprung der beiden Ströme sein, zwischen denen Senegambien liegt. Zwei geographische Orakel ihrer Zeit, Delille und d'Anville, haben an diesem Sachverhältniß nicht ge-

zweifelt. Der Wetteifer erwachte, und die Franzosen nahmen den Senegal, die Engländer den Gambia für sich.

Auf Jannequin, der im November 1637, in Dieppe beim plötzlichen Anblick eines nach Afrika bestimmten Schiffes von unwiderstehlicher Reiselust ergriffen, den Senegal besuchte, folgte 1697 der Sieur Brue, der von allen Franzosen die meisten Anstrengungen machte, ins Innere vorzudringen. Weit über Kaheide hinaus gelangte er zu dem Orte Dramanet, wo auf seinen Vorschlag das Josephsfort gebaut wurde, und zu den Feluh-Wasserfällen. Er trug besonders zu dem Entstehen der Meinung bei, daß der Senegal einer der beiden in dem See Maberia entspringenden Nigerarme sei, und schilderte Bambuk, das er allerdings nicht selbst betrat, als eines der reichsten Dorado's der Erde. Er erbot sich, dieses Goldland mit zwölfhundert Mann zu erobern, doch die Apathie, die damals und noch viel später in Frankreich hinsichtlich der Colonieen herrschte, ließ seinen Plan scheitern. Der französische Entdeckungstrieb erkaltete; man beutete am Senegal aus, was man in der unmittelbarsten Nähe hatte: die Gummiwälder der Vegetationsgrenze zwischen den Flußmarschen und dem endlosen Sande der Sahara.

Die Engländer bewährten sich als kühnere und glücklichere Entdecker. Eine Handelsgesellschaft, deren Entstehung in das Jahr 1616 fällt, gab den Antrieb. Noch in demselben Jahre segelte Richard Thompson mit der Katharina, einem Schiff von 120 Tonnen, zum Gambia und untersuchte den Strom bis Kassan aufwärts. Von den späteren Fahrten des siebzehnten Jahrhunderts trägt nur die, welche Richard Hobson 1620 und 1621 ausführte, den Charakter einer Entdeckungsreise. Was man wirklich fand, ermuthigte nicht sehr. Die wilden Einwohner kannten kein anderes Bedürfniß als Salz, so daß der englische Handel in ihnen keine besonders guten Abnehmer finden konnte, der Fluß war mit Sandbänken und Untiefen angefüllt und seine Luft entlud auf die Fremden Fieberstoffe. Die Thiere, denen noch kein Respect vor europäischen Flinten und Geschützen beigebracht worden war, machten gefährliche Angriffe. Ein Elephant trieb eine ganze Schiffsmannschaft in die Flucht, ein Flußpferd, bei einem Spaziergange auf dem Boden des Flußbetts mit einem Boot in unange-

nehme Berührung gekommen, schlug mit seinen Zähnen dem Kiel ein schlimmes Loch, selbst Affen zogen gegen die ungewohnten Gäste ins Feld. Die Krokodile zählte man nach Dutzenden, Flußpferde schnoben und schnarchten in jeder Bucht, Elephanten in Heerden bis zu sechzehn Stück zeigten sich oft, von Affen sah man einmal ein völliges, in drei Treffen geordnetes Heer, das erst vor den englischen Kartätschen wich.

Vermuyden, der in den Jahren 1660 und 1665 zwei Reisen machte, war ein gewöhnlicher Goldsucher. Dennoch brachte er der Wissenschaft entschiedenen Nutzen, denn seine Erzählung von Goldminen mit einem solchen Ueberfluß des edlen Metalls, daß er vor Freude und Bewunderung außer sich gewesen sei, führte einen späteren Leiter der afrikanischen Handelsgesellschaft, den Herzog von Chandos, auf den Gedanken, dem Verfall seiner Gesellschaft durch eine Entdeckungsreise in das Goldland zu steuern. Bartholomäus Stibbs, der 1723 von England abging, war für die Aufgabe wie geschaffen. Obgleich der Bau von Kähnen sich so verzögerte, daß die ungesunde Regenzeit herankam, obgleich seine Schwarzen sich weigerten, über die Fälle von Barraconda, die ihnen für das Ende der bewohnbaren Welt galten, hinaufzugehen, und obgleich der Sandbänke und Untiefen im obern Gambia immer mehr wurden, erreichte er doch ein Stromgebiet, wo es ihm zweifellos wurde, daß der Gambia unmöglich der Niger sein könne.

Die Entmuthigung, die sein Bericht hervorbrachte, war zu tief, um bald schwinden zu können. Während die entferntesten Erdwinkel vom englischen Unternehmungsgeist erreicht wurden, ließ man das Hinterland der Factoreien am Gambia unberührt. Als in Folge zahlreicher und großer Entdeckungen das stolze Bewußtsein erwachte, daß die Engländer vor allen Völkern der Erde berufen seien, in jedes geographische Dunkel Licht zu tragen, konnte das nicht länger so bleiben. Es entstand eine afrikanische Gesellschaft, deren erste Vorsteher Lord Rawdon, der spätere Marquis von Hastings, Sir Joseph Banks, Beaufoy und Stuart waren. Diese Gesellschaft vermochte den Reisenden nichts als die Uebernahme aller Kosten zu bieten, aber sie vertraute, daß der Ruhm ein scharfer Sporn sein werde, und sie vertraute mit Recht.

Den beiden ersten Reisenden wurde die Nordküste zur Basis angewiesen. Durch beide gewann man einige Angaben von Eingeborenen, weiter nichts. Ledyard, der vom Sennaar aus die ganze Breite des Continents durchwandern wollte, starb in Aegypten, Lucas, der von Tripolis ausging, mußte in Mesurate umkehren. Den dritten Reisenden, Major Houghton, ließ die Gesellschaft vom Gambia ausgehen. Im Frühling 1791 begann dieser thätige und kühne, aber unbesonnene Mann seine Reise und ging durch Woulli und Bambuk an den Faleme. Von Simbing erhielt man seinen letzten Brief, der blos die Worte enthielt: „Major Houghton grüßt Dr. Laidley. Er befindet sich in guter Gesundheit auf dem Wege nach Timbuktu. Fenda Bucars Sohn hat ihn aller Waaren beraubt." Seine späteren Schicksale werden wir aus Mungo Parks Munde hören.

Eben als Nachrichten eintrafen, welche den Tod Houghtons fast gewiß machten, kehrte Mungo Park von einer Reise nach Indien zurück. Sein unglücklicher Vorgänger hatte nur den einzigen Vorzug vor ihm, in Marokko und Goree an das afrikanische Klima gewöhnt worden zu sein, in allen anderen Beziehungen wurde er von unserm Reisenden übertroffen. Dieser, ein Wundarzt, hatte sich eine wissenschaftliche Bildung angeeignet und besaß namentlich botanische Kenntnisse. Mit der kalten Besonnenheit, die man allen Schotten nachrühmt, verband er schlichte Gewohnheiten und eine seltene Wahrheitsliebe. Sein kräftiger Körper war abgehärtet und hat in der That, von dem höchsten sittlichen Muth unterstützt, dem Fieber getrotzt.

In den folgenden Blättern findet der Leser Mungo Park's beide Reisen ins Innere von Afrika. Die erste ist ihrem wissenschaftlichen Werth und ihrem in jeder Beziehung vortrefflichen Inhalt entsprechend ausführlich, die zweite im Auszuge wiedergegeben. Von der ersten Reise hat der berühmte Reisende selbst eine Beschreibung ausgearbeitet, die ihm auch in der deutschen Uebertragung in den Mund gelegt werden mußte, wenn sie nicht viel von ihrem schmucklosen Reiz, ihrer Lebendigkeit, ihrer Natürlichkeit verlieren sollte. Von der zweiten Reise liegt blos ein Tagebuch vor, die ersten Striche und Umrisse des Gemäldes, das Mungo Park, wenn ihm eine glückliche Rückkehr beschieden gewesen wäre, ausgeführt haben würde. Dieses Tagebuch zu übersetzen,

konnte der deutsche Bearbeiter um so weniger sich aufgefordert fühlen, als er neben demselben Briefe und Depeschen Mungo Parks zu berücksichtigen hatte, die er, wenn er die Erzählungsform der ersten Reise beibehalten hätte, in Anmerkungen zu verweisen genöthigt gewesen wäre. Benutzt wurden von ihm zu dieser zweiten Reise außer dem Hauptwerk: Mungo Park, the journal of a Mission etc. in the interior of Africa in the year 1805 (2. Ed. London 1815), noch die Nouvelle bibliothèque des voyages anciens et modernes, T. IX. und Hugh Murray, The African Continent, a Narrative of discovery and adventure, London 1853.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Vierzehntes Kapitel.

Funfzehntes Kapitel.

Sechzehntes Kapitel.

Siebzehntes Kapitel.

Achtzehntes Kapitel.

Neunzehntes Kapitel.

Zwanzigstes Kapitel.

Mungo Park's erste Reise.

Im Jahre 1795 — 1797.

Erstes Kapitel.

Beweggründe zur Reise. — Verhaltsbefehle und Abfahrt. — Ankunft zu Dschillifre am Gambia. — Abreise nach Vintain. — Die Feluys. — Fahrt auf dem Gambia nach Jukaconda. — Ankunft bei Dr. Laidley. — Pisania und die dortige Factorei. — Mungo Park erkrankt. — Beschreibung des Landes. — Vorbereitung zur Reise in das Innere.

Es war im Jahre 1793, als ich nicht lange nach meiner Rückkehr aus Ostindien erfuhr, daß die Gesellschaft, die sich in London zur Erforschung des innern Afrika gebildet hatte, Jemand suche, der auf dem Gambia in diesen Continent einzudringen bereit sei. Ich war mit dem Vorsitzenden der königlichen Gesellschaft bekannt und ließ mich von ihm jenem Verein zur Erforschung des afrikanischen Binnenlandes vorschlagen. Ich wußte, daß Herr Houghton, Hauptmann der Infanterie und früher Platzmajor von Goree, im Auftrage des Vereins den Gambia hinaufgefahren sei und daß man mit Grund befürchte, er sei dem Klima oder der Treulosigkeit der Eingeborenen erlegen. Das muthmaßliche Schicksal des Mannes schreckte mich jedoch nicht, im Gegentheil steigerte es meinen Eifer, der Entdeckungsgesellschaft meine Dienste anzubieten. Ich hegte den leidenschaftlichen Wunsch, die Erzeugnisse eines so selten besuchten Gebietes zu beobachten und durch eigene Anschauung die Sitten und den Charakter seiner Bewohner kennen zu lernen. Ich wußte, daß ich fähig sei, Anstrengungen zu ertragen, und zweifelte nicht, daß meine Jugend und mein kräftiger Körper mich gegen die verhängnißvollen Einwirkungen des Klimas schützen würden.

Nachdem die Gesellschaft alle Erkundigungen über mich, die ihr als nöthig erschienen, eingezogen hatte, erkannte sie mich als geeignet, ihre Zwecke zu erfüllen, und nahm mich in ihren Dienst. Man wies mir ein Gehalt an, das mir genügte, auf spätere Belohnung machte ich im

voraus keinen Anspruch. Fand ich in dem Unternehmen den Tod, so mochten meine Hoffnungen und Erwartungen mit mir untergehen; kam ich glücklich zurück, nachdem ich meinen Landsleuten eine bessere Bekanntschaft mit Afrika vermittelt, ihrer Unternehmungslust und ihrer Betriebsamkeit neue Quellen des Reichthums und neue Handelswege eröffnet hatte, so wußte ich, daß ich es mit Männern zu thun hatte, welche meinen erfolgreichen Diensten eine angemessene Belohnung nicht verweigern würden.

Anfänglich war bestimmt worden, daß ich mit Herrn Jakob Willis abgehen solle, der vor kurzem zum Consul für Senegambien ernannt worden war und in dieser Stellung mir sehr nützlich sein konnte. Aber die Regierung gab diesem Herrn eine andere Bestimmung, und so gingen mir alle die Vortheile verloren, welche ich mir von ihm versprochen hatte. Ich konnte diesen Umstand jedoch verschmerzen, da der Schriftführer des Ausschusses, Heinrich Beaufoy, mir ein Empfehlungsschreiben an Dr. Johann Laidley gab. Auf denselben Herrn, der viele Jahre in einer der englischen Factoreien am Gambia angestellt gewesen war, lautete ein Wechsel von 200 Pf. St., den ich erhielt.

Meine Verhaltsbefehle waren eben so einfach wie bestimmt. Ich sollte entweder über Bambuk oder auf jedem andern Wege, den ich zugänglicher finden würde, zum Niger vordringen. Hatte ich den Strom erreicht, so war die Richtung seines Laufs und wo möglich auch seine Quelle und seine Mündung mit Gewißheit zu bestimmen. Ich sollte nichts unversucht lassen, die bedeutendsten Städte an seinen Ufern, vor allen Haussa und Timbuctu, zu bereisen. Ob ich auf dem Gambia oder auf irgend einem andern Wege zurückkehren wollte, war ganz in mein Ermessen gestellt.

Ein kleines Schiff, das vom Gambia Wachs und Honig holen wollte, die Brigg Endeavour unter Capitain Richard Wyatt, nahm mich auf. Am 22. Mai 1795 verließen wir Portsmouth, am 4. Juni erblickten wir die Gebirge, die hinter Mogador auf der afrikanischen Küste emporsteigen, und am 21. desselben Monats, nach einer dreißigtägigen höchst angenehmen Fahrt, ankerten wir bei Dschillifre, einer auf dem nördlichen Ufer des Gambia der Jakobsinsel gegenüberliegenden Stadt, wo die Engländer früher ein kleines Fort besaßen.

Das Königreich Barra, zu dem die Stadt Dschillifre gehört, erzeugt alle Lebensbedürfnisse in Ueberfluß. Den Hauptgegenstand des

Handels bildet aber das Salz, mit dem die Einwohner ihre Canoes beladen und den Fluß bis Barraconda hinauf fahren, um dort Mais Baumwollenstoffe, Elephantenzähne, sodann etwas Goldstaub und andere Artikel einzutauschen. Die Zahl der Fahrzeuge und Menschen, welche fortwährend bei diesem Handel beschäftigt sind, macht den König von Barra den Eingeborenen gefährlicher, als irgend ein anderer Negerhäuptling am Ufer des Gambia ist. Das Bewußtsein seiner Macht giebt ihm den Muth, von jedem in den Fluß einlaufenden Schiffe einen Zoll zu fordern, welcher beinahe zwanzig Pfund beträgt. Der Alkaid oder Statthalter von Dschillifre erhebt diesen Zoll gewöhnlich in Person und verfehlt dann nie, mit einem zahlreichen Gefolge zu erscheinen, unter dem sich mehrere Leute befinden, welche durch ihre häufigen Berührungen mit den Europäern etwas Englisch sprechen gelernt haben. Sie sind aber meistens eben so laut als zudringlich, und fordern alles, was ihnen gefällt, mit einem solchen Ungestüm und einer solchen Hartnäckigkeit, daß man fast immer, wenn man sich von ihnen befreien will, gezwungen ist, ihnen die Sachen zu geben.

Am 23. Juni verließen wir Dschillifre und begaben uns nach Vintain, einer Stadt, die auf dem südlichen Ufer des Gambia an einem Bache liegt. Vintain wird von den Europäern häufig besucht, und zwar wegen des Wachses, das von den Felups, einem wilden und unverträglichen Volke, in den Wäldern eingesammelt und dorthin gebracht wird. Das Land der Felups ist sehr ausgedehnt und erzeugt viel Reis. Aus dem Honig bereiten sie einen Meth, der dem englischen ähnlich ist. Die den Gambia und Casamansa besuchenden Schiffe erhalten von ihnen auch Reis, Ziegen und Hühner zu ermäßigten Preisen. Bei dem größern Waarenverkehr müssen sich die Europäer aber der Unterhändler vom Mandingo-Stamm bedienen und dies vertheuert die Preise. Weil die Mandingo die Vermittler sind, hat sich noch kein Europäer die Mühe gegeben, die Sprache der Felups zu lernen.

Am 26. verließen wir Vintain und fuhren den Fluß weiter aufwärts. Wenn Ebbe eintrat, warfen wir stets Anker und ließen uns oft von unserm Boot ins Schlepptau nehmen. Der Gambia ist tief und schlammig. Seine Ufer sind mit dichten Mangrove-Wäldern bedeckt, und das ganze Gebiet, welches er bewässert, scheint flach und sumpfig zu

sein. Der Gambia wimmelt von Fischen. Einige Arten sind ausgezeichnet, aber eine in Europa bekannte erinnere ich mich nicht unter ihnen gesehen zu haben. An der Mündung des Flusses sind Haifische sehr gewöhnlich, und weiter oben findet man viele Krokodile und Flußpferde. Die letzteren Thiere sollte man Flußelephanten nennen, weil sie eine ungeheure Größe haben, und weil ihre Zähne ein gutes Elfenbein liefern. Sie gehören zu den Amphibien und haben sehr kurze dicke Beine und einen gespaltenen Huf. Sie nähren sich von Gras, Baumzweigen und den Strauchpflanzen, die am Ufer wachsen. Weit vom Flusse entfernen sie sich nie, und liegen sie am Ufer und hören einen Menschen kommen, so verschwinden sie augenblicklich unter den Wellen. Ich habe viele Flußpferde gesehen, und sie erschienen mir stets mehr furchtsam, als zum Angriff geneigt.

Sechs Tage nach unserer Abfahrt von Vintain kamen wir in Jukaconda an, einem Orte, der starken Handel treibt, und wo auch unser Fahrzeug einen Theil seiner Ladung einnehmen sollte. Am nächsten Morgen holten die europäischen Kaufleute ihre Briefe ab und erkundigten sich nach den Gattungen und Preisen der geladenen Waaren. Der Capitain ließ Dr. Laidley meine Ankunft melden, und der letztere kam am nächsten Tage nach Jukaconda, wo ich ihm Herrn Beaufoy's Empfehlungsschreiben einhändigte. Er war so freundlich, mich in sein Haus einzuladen, bis ich eine Gelegenheit fände, meine Reise fortzusetzen. Diese Einladung war mir zu erfreulich, als daß ich sie hätte ablehnen können. Der Doctor verschaffte mir ein Pferd und einen Führer, worauf ich am nächsten Morgen mit Tagesanbruch Jukaconda verließ und um Elf Uhr Pisania erreichte, wo der Doctor mir ein Zimmer in seinem Hause einräumte und mich mit allem Nothwendigen versah.

Pisania ist ein kleines Dorf am Ufer des Gambia vier Meilen*) oberhalb Jukaconda. Die Engländer haben es in dem Gebiet des Königs von Yani erbaut. Es ist ihre Factorei, aber zur Zeit meiner Ankunft waren dort nur drei weiße Einwohner, Dr. Laidley und zwei Brüder Namens Ainsley. Um so zahlreicher waren die Schwarzen vertreten.

*) Unter den Meilen wolle man immer deutsche Meilen verstehen. Pisania ist seitdem von den Engländern aufgegeben worden.

Die Europäer lebten unter dem Schutze des Königs vollkommen sicher, und die Einwohner versorgten sie mit Allem, was das Land darzubieten vermochte. Der größte Theil des Handels mit Gold, Sclaven und Elfenbein war in ihren Händen.

Nachdem ich mich bequem eingerichtet hatte, beschäftigte ich mich fleißig mit der Mandingosprache, die in diesem Theile von Afrika fast allgemein geredet wird, und ohne deren Kenntniß ich nie hoffen konnte, mir genauere Kunde von dem Lande und seinen Bewohnern zu verschaffen. Dr. Laidley, der durch seinen langen Aufenthalt im Lande und durch seinen häufigen Verkehr mit den Eingeborenen der Sprache vollständig Meister geworden war, unterstützte mich bei meinen Studien bedeutend. Neben denselben suchte ich mir Nachrichten über die Länder zu verschaffen, welche ich besuchen wollte. Man empfahl mir in dieser Beziehung die Slatis, umherwandernde freie Kaufleute vom Negerstamme, welche aus den Binnenlandschaften Sclaven herbeiführen. Ich machte jedoch bald die Entdeckung, daß ihre Nachrichten höchst unzuverlässig seien, denn bei den wichtigsten Umständen widersprach einer dem andern, und offenbar suchten alle mich von meiner Reise ins Innere abzuhalten. Um so mehr wuchs mein Verlangen, durch eigene Beobachtung die Wahrheit zu erfahren.

Während meiner Sprachstudien und Unterredungen mit den Eingeborenen verlebte ich angenehme Tage, und schon glaubte ich, daß das Fieber, dem kein Europäer nach seiner Ankunft im heißen Himmelsstriche zu entgehen pflegt*), mich verschonen würde. Aber ich beging am 31. Juli die Unvorsichtigkeit, mich bei der Beobachtung einer Mondfinsterniß, die mir über die Länge des Orts Aufklärung verschaffen sollte, dem Nachtthau auszusetzen, und schon am nächsten Tage zeigten sich die Folgen. Ich fiel in ein Fieber, bei dessen heftigsten Anfällen Raserei eintrat, und konnte fast den ganzen August hindurch das Haus nicht verlassen. Bei meiner langsamen Genesung dachte ich jeden fieberfreien Augenblick zu benutzen, um die Pflanzen der Gegend kennen zu lernen, und zog mir auf einem

*) Die Luft am untern Gambia ist eine der ungesundesten der Welt. In neunzehn Monaten der Jahre 1825 und 1826 sind von einer englischen, 397 Mann starken Besatzung am Flusse, 279 Mann gestorben.

dieser botanischen Spaziergänge einen Rückfall zu, der mich am 10. September abermals an mein Lager fesselte. Dieses Mal trat das Fieber zum Glück minder heftig auf, so daß ich schon nach drei Wochen meine gewohnte Beschäftigung wieder aufnehmen konnte. Wenn das Wetter es erlaubte, sammelte ich Pflanzen, wenn es regnete, zeichnete ich sie auf meinem Zimmer. Es war jetzt die Regenzeit, in welcher der Regen in Strömen fällt und am Tage eine erstickende Hitze herrscht. In der Nacht vernimmt man den Ruf der Frösche, deren es eine unglaubliche Anzahl giebt, das helle Geschrei des Schakals und das dumpfe Geheul der Hyäne. Diese Töne übertäuben das Rollen des Donners, das so bedeutend ist, daß sich Niemand davon eine Vorstellung machen kann, der es nicht selbst gehört hat.

Da das Land eine einzige, fast ganz mit Wald bedeckte Ebene ist, so bietet es dem Auge eine langweilige und traurige Einförmigkeit dar. Hat aber die Natur diesen Gebieten die romantische Schönheit einer mannigfaltigen Landschaft versagt, so hat sie ihnen dagegen wichtigere Vortheile, Fruchtbarkeit und Ueberfluß, mit freigebiger Hand geschenkt. Man braucht den Boden nur wenig zu bearbeiten, um eine hinreichende Menge Korn zu ernten; das Vieh findet reiche Weiden, und die Einwohner gewinnen sowohl aus dem Gambia als aus dem Walli viele vortreffliche Fische.

Die Getreidearten, welche die gewöhnlichsten sind, bestehen in Mais, zwei Arten Holcus spicatus, welche von den Schwarzen Suno und Sanio genannt werden, aus Holcus niger, der hier Bassi Wulima, und aus Holcus bicolor, der Bassiqui heißt. Man baut auch viel Reis. Außerdem haben die Einwohner in der Nähe der Städte und Dörfer Gärten, in denen man Zwiebeln, Yams, Manioc, aus dem Cassave gewonnen wird, Erdnüsse *), Kürbisse, Wassermelonen und andere Früchte und Gemüse pflegt. In der Nähe der Städte habe ich auch kleine Baumwollen- und Indigopflanzungen gesehen. Die erste dieser Pflanzen liefert dem Schwarzen seine Kleiderstoffe, die zweite das

*) Die Wurzel der Erdnuß giebt ein vortreffliches Oel, das inzwischen zu einem nicht unbedeutenden Ausfuhrartikel geworden ist. Man schätzt den Werth der jährlichen Ausfuhr vom Gambia und von Sierra Leona auf etwa 90,000 Pf. St.

Mittel, dieselben mit einem schönen Blau zu färben. Wie man beim Färben zu Werke geht, werde ich später beschreiben.

Um ihr Korn zur Nahrung zu bereiten, bedienen sich die Eingeborenen eines großen hölzernen Mörsers (Palun). Sie stampfen darin das Korn so lange, bis die Hülsen sich vom Samen getrennt haben, schwingen den letztern ziemlich auf dieselbe Weise, wie es in England geschieht, schütten ihn, wenn er auf diese Weise gereinigt worden ist, abermals in ihre Mörser und zerstampfen ihn zu Mehl. Dieses letztere wird in den einzelnen Ländern Senegambiens auf eine verschiedene Art bereitet. Die am Gambia gewöhnlichste Mehlspeise ist eine Art Pudding, den man Kouskous nennt. Will man ihn bereiten, so beginnt man damit, daß man das Mehl mit Wasser befeuchtet, worauf man den Teig in einer großen Kalebasse oder Kürbisschale so lange schüttelt, bis er körnig wie Sago wird. Man füllt ihn dann in einen irdenen Topf, in dessen Boden eine Menge kleiner Löcher angebracht sind. Man setzt dieses Gefäß auf ein anderes, nicht durchlöchertes, klebt beide mit Kleister oder auch wohl mit Kuhmist an einander und setzt sie aufs Feuer. In dem untern Topfe befindet sich Wasser mit etwas Fleisch, dessen Dämpfe durch die kleinen Löcher in das obere Gefäß dringen und die Mehlkörner weich und gar machen. Der auf diese Weise bereitete Kouskous wird in den afrikanischen Ländern, die ich besucht habe, sehr geschätzt. Ich habe sagen hören, daß die Speise auch auf der ganzen Küste der Berberei üblich sei und dort denselben Namen führe. Es ist daher wahrscheinlich, daß die Neger den Kouskous von den Mauren erhalten haben.

Um mit ihren Speisen zu wechseln, bereiten die Einwohner von Senegambien aus Maismehl einen andern Pudding, den sie Niling nennen. Auch den Reis kochen sie auf verschiedene Weise. Es fehlt ihnen daher an Pflanzenkost durchaus nicht, und selbst die ärmsten Classen unter ihnen sind anderer Nahrung nicht ganz beraubt. Ihre Hausthiere sind die europäischen. In den Wäldern findet man Schweine, deren Fleisch jedoch nicht geachtet wird. Vielleicht hat sich der Abscheu, den die Mohamedaner vor diesen Thieren haben, bis auf die Heiden erstreckt. Senegambien hat Geflügel aller Art, mit Ausnahme des Truthahns. Perlhühner und rothe Rebhühner giebt es im Ueberfluß, und in den Wäldern

lebt eine kleine Gazellenart, deren Fleisch mit Recht außerordentlich geschätzt wird.

Die übrigen wilden Thiere, welche in den Ländern der Mandingo am häufigsten vorkommen, sind die Hyäne, der Panther und der Elephant. Wenn man weiß, welchen Nutzen die Einwohner Indiens von dem Elephanten ziehen, so staunt man, daß die Afrikaner in keinem Theile ihres unermeßlichen Continents ein Mittel gefunden haben, das mächtige und nützliche Thier zu zähmen und seine Kraft dem Menschen dienstbar zu machen. Als ich den Negern erzählte, wie man in Ostindien den Elephanten verwende, lächelten sie verächtlich und riefen: „Eines weißen Mannes Lüge!" Die Schwarzen tödten den Elephanten häufig mit Feuerwaffen. Sie jagen ihn theils wegen seines Fleisches, das ihnen als sehr wohlschmeckend erscheint, theils und hauptsächlich wegen seiner Zähne, die von Zwischenhändlern an die Europäer verkauft werden.

Der Esel ist das einzige Lastthier, dessen man sich in allen diesen Ländern bedient. Die Kunst, die Thiere zu den landwirthschaftlichen Arbeiten zu benutzen, kennt man hier nicht, und folglich macht man auch vom Pfluge keinen Gebrauch. Das Hauptwerkzeug beim Ackerbau ist der Karst, dessen Form in jedem Bezirk eine abweichende ist. Die ländlichen Arbeiten werden ausschließlich von Sclaven besorgt.

Am 6. October erreichten die Gewässer des Gambia ihre größte Höhe und überstiegen die Marke der stärksten Fluth um 15 Fuß. Von nun an verminderten sie sich, anfangs langsam, später schneller. Zuweilen fielen sie in vierundzwanzig Stunden um einen ganzen Fuß. Im Anfang des Novembers hatte der Gambia endlich seinen gewöhnlichen Stand wieder erreicht, und Ebbe und Fluth wechselten auf die alte Weise. Da der Fluß gefallen war und der Regen aufgehört hatte, so dachte ich an den Aufbruch, denn die trockene Jahreszeit ist für Reisen die günstigste. Die Einwohner hatten die Ernte beendet, und Lebensmitel waren im Ueberfluß und zu wohlfeilen Preisen zu kaufen.

Um diese Zeit war Dr. Laidley in Handelsgeschäften nach Jukaconda gereist. Ich bat ihn schriftlich, sich bei den Slatis oder Sclavenhändlern zu verwenden, daß man mich mit der ersten Karawane, die vom Gambia nach dem Binnenlande aufbreche, reisen lasse. Zugleich ersuchte ich ihn, ein Pferd und zwei Esel für mich zu kaufen. Wenige Tage später

kehrte Laidley nach Pisania zurück und sagte mir, daß während der trockenen Jahreszeit eine Karawane nach dem Inneren abgehen werde, daß aber die Zeit der Abreise nicht zu bestimmen sei, da mehrere Kaufleute ihre Auswahl von Waaren noch nicht vervollständigt hätten. Da ich nun den Charakter der Sclavenhändler, welche meine Reisegesellschaft bilden würden, nicht kannte, und da diese Leute meinen Absichten entgegen zu sein schienen, wie ich daraus abnahm, daß sie keine bestimmte Verpflichtung gegen mich eingehen wollten, überdies auch die Zeit ihrer Abreise eine ungewisse war, so beschloß ich nach reiferer Ueberlegung, die gute Jahreszeit zu benutzen und allein aufzubrechen.

Dr. Laidley gab mir Recht und versprach mir jede Beihilfe, die mich in den Stand setzen könne, meine Reise sicher und wohlausgerüstet zu beginnen. Ehe ich aber die Gegenden, welche der Gambia bespült, auf Monate verlasse, halte ich für nöthig, von den Schwarzen, welche an den Ufern dieses berühmten Flusses leben, und von ihren Beziehungen zu den europäischen Völkern, welche in diesem Theile von Afrika Handel treiben, zu sprechen. Die Bemerkungen, die ich in dieser Beziehung zu machen habe, wird man im nächsten Kapitel finden.

Zweites Kapitel.

Die Felups, die Yolof, die Fulah, die Mandingo. — Nachrichten über den Handel der Küstenvölker unter sich, mit den Europäern und mit dem Binnenlande. — Karawanen und Sclavenhandel. — Eigenthümliche Werthmesser im Innern und an der Küste, Kauris und Eisenstäbe.

Obgleich die Bewohner der Ufer des Gambia viele Völkerschaften bilden, welche verschiedene Namen annehmen und ebenso viele besondere Regierungen haben, kann man sie doch, wie ich glaube, in vier Hauptstämme theilen, nämlich in Felups, Yolof (Dhiolof, Wolof), Fulah und Mandingo. Der Islam hat unter diesen Völkern bedeutende Fortschritte gemacht und breitet sich mit jedem Tage mehr aus. Trotzdem sind die unteren Classen, Freie wie Sclaven, dem blinden und harmlosen Aberglauben ihrer Väter treu geblieben und werden daher von den Mohamedanern Kafirs, d. h. Ungläubige, genannt.

Ueber die Felups habe ich nach dem bereits Gesagten wenig mehr mitzutheilen. Sie haben einen finstern Charakter und sollen eine Beleidigung nie verzeihen. Wie man sagt überliefern sie ihren Kindern ihren Haß wie ein heiliges Erbtheil, sodaß der Sohn es für seine Pflicht hält, eine dem Vater zugefügte Beleidigung zu rächen. Bei ihren Festen trinken sie viel Meth und gerathen in der Trunkenheit fast immer in Streit. Verliert bei diesen Gelegenheiten ein Mann sein Leben, so nimmt der älteste Sohn dessen Sandalen an sich und trägt sie alljährlich einmal am Todestage des Vaters, bis er Gelegenheit zur Rache gefunden hat. Nur in seltneren Fällen entgeht der Mörder diesem zähen Hasse. Diese wilde Unversöhnlichkeit wird jedoch durch einige gute Eigenschaften ausgeglichen. Die Felups beweisen ihren Wohlthätern die größte, liebevollste Dankbarkeit und bewahren Alles, was man ihnen anvertraut, mit merkwürdiger Treue. Während des gegenwärtigen Kriegs haben sie mehrmals zu den Waffen gegriffen, um englische Kauffahrer gegen französische Kaper zu vertheidigen. In Vintain lagert oft eine bedeutende Waarenmenge unter der Obhut der Felups, welche in diesen Fällen stets die pünktlichste Genauigkeit und die strengste Redlichkeit bewähren. Wie sehr wäre zu wünschen, daß ein so muthiges und treues Volk durch den wohlthätigen Einfluß des Christenthums zur Bildung und zu milderen Sitten geführt würde!

Die Yolof sind ein thätiges, mächtiges und kriegerisches Volk. Sie halten einen Theil des großen Gebiets besetzt, das sich zwischen dem Senegal und den Wohnplätzen der Mandingo am Ufer des Gambia ausbreitet. Von den Mandingo unterscheiden sie sich nicht blos durch die Sprache, sondern auch durch die Gesichtszüge, und selbst ihre Farbe ist eine etwas abweichende. Ihre Nase ist nicht so platt, ihre Lippen sind nicht so wulstig, wie bei der Mehrzahl der übrigen Afrikaner. Ihre Haut ist von der tiefsten Schwärze, und die weißen Sclavenhändler halten sie für die schönsten Neger dieses Theils von Afrika.

Die Yolof theilen sich in verschiedene Königreiche oder unabhängige Staaten, welche häufig unter einander oder mit ihren Nachbarn Krieg führen. In ihren Sitten, ihrem Aberglauben, ihrer Verfassung stehen sie den Mandingo näher, als irgend einem anderen Volke. In der Verfertigung baumwollener Zeuge übertreffen sie die ersteren, denn sie spin-

nen einen feineren Faden, weben ihre Stoffe breiter und färben sie viel schöner.

Die Fulah, wenigstens die am Gambia wohnenden, haben eine weniger dunkle Farbe, seidenähnliches Haar und angenehme Züge. Dem Hirtenleben und dem Ackerbau sehr ergeben, haben sie sich in verschiedenen Königreichen der Küste angesiedelt, um das Land zu bestellen und Viehzucht zu betreiben. Sie bezahlen dafür den Häuptlingen der Gegend, wo sie in dieser Weise thätig sind, einen Tribut. Da ich während meines Aufenthalts in Pisania wenig Gelegenheit hatte, den Charakter und die Sitten dieses Volks kennen zu lernen, so werde ich hier nicht mehr sagen. Bei der Erzählung meiner Reise nach Bondu, wo ich mit den Fulah in nähere Berührung kam, werde ich ausführlicher über sie sprechen.

Die Mandingo sind in den afrikanischen Gebieten, die ich besucht habe, am zahlreichsten vertreten, und ihre Sprache wird in diesem ganzen Theile des Festlandes geredet oder doch verstanden. Den Namen: Mandingo haben diese Neger, wie ich glaube, deshalb angenommen, weil sie aus Manding stammen, einem Gebiet des innern Afrika, von dem ich später sprechen werde. Die Verfassung ihres alten Vaterlandes ist republikanisch, aber in der Nähe des Gambia haben die Mandingo lediglich monarchische Staaten gegründet. Die Gewalt ihrer Könige ist indessen eine beschränkte. Diese müssen bei allen wichtigen Veranlassungen einen Rath der Aeltesten berufen, dessen Entscheidung sie bindet und ohne dessen Zustimmung sie weder Krieg erklären noch Frieden schließen dürfen. In allen größeren Orten giebt es einen ersten Beamten oder Alkaid, der seine Würde vererbt. Dieser Alkaid hat die Ordnung zu erhalten, von den Reisenden die übliche Steuer zu erheben und bei allen Berathungen über die örtliche Verwaltung und Rechtspflege den Vorsitz zu führen. Die Gerichtshöfe bestehen aus den freien Aeltesten, deren Versammlung ein Palaver genannt wird. Sie berathen mit großer Feierlichkeit unter freiem Himmel. Jeder Rechtsfall wird unparteiisch geprüft, das Verhör der Zeugen findet öffentlich statt, und die Entscheidungen der Richter erhalten gewöhnlich den Beifall aller anwesenden Zuhörer.

Da den Negern eine Schriftsprache fehlt, so fällen sie ihre Urtheile hauptsächlich nach ihren alten Rechtsgewohnheiten. Seit aber der Islam unter ihnen große Fortschritte gemacht hat, sind die Anhänger dieses Glau-

bens unmerklich zu den bürgerlichen Einrichtungen des Propheten hingeführt worden. Wo der Koran nicht deutlich genug ist, hilft man sich mit einer Erläuterung (Al Schara), von der man mir gesagt hat, daß sie eine vollständige und wohlgeordnete Darlegung aller bürgerlichen und peinlichen Gesetze des Mohamedanismus enthalte.

Die Nothwendigkeit, oft auf geschriebene, den heidnischen Negern unbekannte Gesetze zurückzugehen, hat einen Stand hervorgerufen, den ich in Afrika zu finden nicht erwartete. In jedem Palaver erscheinen Advocaten oder Ausleger des Gesetzes, welche wie bei den englischen Gerichtshöfen sowohl für den Kläger als für den Beklagten auftreten. Diese schwarzen Advocaten sind Mohamedaner und haben die Gesetze des Propheten zu ihrem besondern Studium gemacht; wenigstens sagen sie so. Darf ich nach ihren Reden vor Gericht urtheilen, die ich oft angehört habe, so stellen sie sich in der Kunst, Verwirrung zu stiften, Ränke zu üben und das Recht zu verdrehen, den geschicktesten europäischen Advocaten gleich.

Während meines Aufenthalts in Pisania kam es dort zu einem Streite, welcher den mohamedanischen Rechtsgelehrten Gelegenheit bot, ihr ganzes Wissen und ihre ganze Gewandtheit zu entwickeln. Der Fall war folgender: Ein Esel, das Eigenthum eines Serawoulli, eines Schwarzen aus den an den Senegal angrenzenden Gebieten, war in das Kornfeld eines Mandingo eingedrungen und hatte einen großen Schaden angerichtet. Als der Mandingo das Thier in seinem Felde gesehen, hatte er es ergriffen und ihm mit einem Messer die Kehle abgeschnitten. Sogleich berief der Serawoulli einen Palaver und verlangte für den Verlust seines Esels, dessen Werth er sehr hoch angab, entschädigt zu werden. Der Mandingo gestand, das Thier getödtet zu haben, behauptete aber, zu keinem Schadenersatz verpflichtet zu sein, weil die Verwüstung in seinem Felde mindestens ebenso viel betrage, als für den Esel gefordert werde. Auf den Beweis dieser Thatsache kam es nun an, und die Advocaten verstanden die Sache so hübsch zu verwickeln, daß die Richter nach dreitägigen Verhandlungen auseinandergingen, ohne entschieden zu haben. Wie ich glaube, mußte ein zweiter Palaver gehalten werden.

Im Allgemeinen verrathen die Mandingo einen sanften, wohlwollenden und geselligen Charakter. Die Männer sind meistens mehr als

mittelgroß, wohlgebaut, stark und zu den schwersten Arbeiten befähigt. Die Frauen sind gutmüthig, lebhaft und hüsch. Beide Geschlechter kleiden sich in baumwollene Stoffe, welche sie selbst verfertigen. Die Männer tragen Beinkleider, welche bis zum halben Bein hinabreichen, und ein wehendes Oberkleid, das einem Oberhemd ziemlich ähnlich ist. Der Fuß wird durch Sandalen, der Kopf durch eine baumwollene Mütze geschützt. Die Kleidung der Frauen besteht aus zwei baumwollenen Tüchern, jedes sechs Fuß lang und drei Fuß breit, von denen das eine um die Hüften geschlungen wird und wie ein Ueberrock bis zu den Knöcheln reicht, während das andere Busen und Schultern leicht verhüllt. Diese Kleidung der Mandingo wiederholt sich bei allen Einwohnern dieses Theils von Afrika; blos in dem Kopfputz der Frauen bemerkt man verschiedene Moden.

In den Gegenden, die vom Gambia befruchtet werden, besteht die Kopfbedeckung der Frauen in einem schmalen Streifen baumwollenen Zeuges (Jalla), der von der Stirn ausgeht und um den Kopf gewunden wird. In Bondu tragen die Frauen mehrere Schnuren weißer Glasperlen und mitten auf der Stirn eine kleine Goldplatte. In Kasson schmücken die Damen ihren Kopf mit kleinen weißen Muscheln, welche sie auf eine anmuthige Art zu ordnen verstehen. In Kaarta und Ludamar bedienen sie sich, wie früher die Engländerinnen, eines kleinen Kissens, über dem das Haar emporsteigt, und verzieren dieses Kissen mit einer Korallenart, die am rothen Meer gefischt und von den zurückkehrenden Mekkapilgern sehr theuer verkauft wird.

Bei dem Bau ihrer Wohnungen folgen die Mandingo den Gebräuchen aller anderen Völker dieses Theiles von Afrika. Sie begnügen sich mit kleinen und unbequemen Hütten. Sowohl das Schloß des Königs, als die Wohnung des niedrigsten Sclaven besteht aus einem Erdwall von etwa vier Fuß Höhe, von dem das kegelförmige, von Bambusrohr geflochtene und mit Gras gedeckte Dach emporsteigt. Ebenso einfach ist das Hausgeräth. Das Bett ist eine Hürde von Rohr, die sich zwei Fuß über der Erde erhebt und mit einer Matte oder Ochsenhaut bedeckt wird. Ein Wasserkrug, einige irdene Töpfe, in denen gekocht wird, einige Flaschenkürbisse und hölzerne Näpfe, bilden den übrigen Inhalt der Hütte.

Jeder freie Mandingo hat mehrere Frauen, deren jeder er, ohne Zweifel um Streitigkeiten zu vermeiden, eine besondere Hütte anweist.

Alle derselben Familie gehörenden Wohnungen werden mit einem Zaun, den man aus gespaltenem Bambusrohr sehr kunstvoll flicht. umgeben und bilden einen Sirk oder Surk. Mehrere solcher Einfriedigungen, zwischen denen enge Pfade hinführen, heißen eine Stadt. Von einer regelmäßigen Stellung der Hütten ist jedoch keine Rede; Jeder baut sich seine Wohnung, wo es ihm gefällt. Man achtet blos darauf, die Thür gegen Südwesten anzubringen, damit der Seewind ungehinderten Eingang finde.

In jeder Stadt giebt es eine Art großer Schaubühne, welche Bentang heißt und zugleich als Rathhaus benutzt wird. Man fertigt sie aus geflochtenen Rohrstäben und führt sie gewöhnlich, um gegen die Sonne geschützt zu sein, unter einem großen Baume auf. Hier werden die öffentlichen Angelegenheiten verhandelt und die Rechtsfälle entschieden. Hier versammeln sich auch die Trägen und Müßigen, um ihre Pfeife zu rauchen und Neuigkeiten zu hören. An verschiedenen Orten haben die Mohamedaner Missuras oder Moscheen, wo sie sich vereinigen, um nach den Vorschriften des Korans zu leben.

Man vergesse nicht, daß ich bisher blos von den freien Mandingo gesprochen habe, welche höchstens den vierten Theil der Einwohner ausmachen. Die übrigen drei Viertheile leben in Sclaverei und dürfen nicht hoffen, jemals frei zu werden. Sie bestellen das Land, warten das Vieh und haben, wie die westindischen Neger, alle niedrigen Arbeiten zu verrichten. Der freie Mandingo hat jedoch nicht das Recht, seinen Sclaven zu tödten oder ihn auch nur an einen Fremden zu verkaufen, ohne zuvor die Entscheidung eines Palavers eingeholt zu haben, ob der Sclave bestraft zu werden verdiene. Aber nur die im Lande geborenen oder Haussclaven können den Schutz des Gesetzes anrufen. Die Kriegsgefangenen, die Unglücklichen, die wegen eines Vergehens oder wegen Schulden zur Sclaverei verurtheilt worden sind, und alle Sclaven aus dem Innern, die man zum Verkauf an die Küste führt, sind ganz der Willkür ihres Herrn preisgegeben.

Es geschieht zuweilen, daß ein milder und edler Herr, wenn keine Sclavenschiffe an der Küste sind, die Sclaven, die er zum Wiederverkauf eingeführt hat, unter seine Diener aufnimmt. Die Kinder dieser Sclaven genießen dann dieselben Vorrechte wie die eingeborene Classe.

Diese Bemerkungen über die verschiedenen Völkerschaften, welche die

Ufer des Gambia bewohnen, enthalten Alles, was ich im Beginn meiner Reise sagen zu dürfen glaube. Was die Mandingo betrifft, so werde ich noch oft Gelegenheit haben, von ihnen zu sprechen. Mehrere auf sie bezügliche Bemerkungen muß ich in meinen Reisebericht einflechten, und die übrigen werde ich mit meinen Beobachtungen über Land und Klima, die sich nicht gut in meine Erzählung einweben lassen, am Schlusse zusammenstellen. Hier habe ich daher blos noch von dem Handel der Europäer mit den Völkern am Gambia und von dem Verkehr zu sprechen, den er unter den Bewohnern der Küste und den Stämmen im Innern hervorruft.

Die erste Niederlassung, welche die Europäer an dem Ufer dieses berühmten Flusses errichteten, war eine portugiesische Factorei, und diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß die Neger eine große Anzahl portugiesischer Wörter in ihre Sprache aufgenommen haben. Außer den Engländern haben auch die Holländer und Franzosen Handelsplätze an der Küste gegründet, aber der Handel auf dem Gambia selbst ist lange Zeit ein Monopol der Engländer geblieben. Aus dem Reisewerke Franz Moore's lernt man den Zustand kennen, in dem die Niederlassungen der englischen Handelsgesellschaft 1730 sich befanden. Damals besaß nur allein die Factorei James einen Statthalter, einen Unterstatthalter, zwei andere Oberbeamte, acht Factore, dreizehn Schreiber, zwanzig Unterbeamte, eine Compagnie Soldaten und zweiunddreißig schwarze Diener, ferner Barken, Schaluppen und Canoes mit der dazu gehörigen Mannschaft. Außerdem standen noch acht Factoreien der verschiedenen Uferpunkte unter ihr.

Seitdem der Handel in diesem Theile von Afrika für alle Europäer ein freier geworden ist, hat der englische Verkehr fast aufgehört. Jetzt erscheinen blos zwei bis drei englische Schiffe im Jahr, und ich möchte nicht behaupten, daß sie für mehr als 20,000 Pf. St. Waaren ausführten. Die Franzosen und Dänen unterhalten noch einige Verbindung mit dem Gambia, und die Nordamerikaner haben neuerdings einige Schiffe hierher zu schicken angefangen.

Die Waaren, welche die Europäer dem Gambia zuführen, sind Feuerwaffen, Schießbedarf, Eisenwaaren, Branntwein, Tabak, baumwollene Mützen, etwas Tuch und Kurzwaaren, eine kleine Auswahl indischer Artikel, Glassachen, Ambra und einige andere unbedeutende Gegenstände. Sie empfangen dafür Sclaven, Goldstaub, Elfenbein, Wachs und Häute.

Die Sclaven bilden den Hauptartikel, und doch führen die Europäer, welche mit dem Gambia Handel treiben, gegenwärtig im Ganzen nicht mehr als tausend aus.

Die Mehrzahl dieser Unglücklichen wird von Karawanen, die zu bestimmten Zeiten abgehen, von dem Innern zur Küste gebracht. Oft kommen sie aus weiter Ferne, sodaß ihre Sprache von den Völkern, welche in der Nachbarschaft des Meeres wohnen, durchaus nicht verstanden wird. Später werde ich Alles mittheilen, was ich über die Art, wie man sich die Sclaven verschafft, erfahren habe.

Wenn sich bei ihrer Ankunft an der Küste nicht bald eine Gelegenheit zeigt, sie mit Vortheil zu verkaufen, so vertheilt man sie in die benachbarten Dörfer, bis ein europäisches Sclavenschiff erscheint oder schwarze Speculanten sie weiterführen. Während dieser Zeit müssen die Armen, zwei an zwei gefesselt, das Land bearbeiten, erhalten, wie ich mit Schmerz gestehen muß, sehr wenig Nahrung und werden mit der größten Strenge behandelt. Der Preis der Sclaven wechselt nach der Anzahl der Sclavenschiffe, die sich an der Küste einfinden. Als Durchschnittspreis für einen gesunden Mann von sechzehn bis fünfundzwanzig Jahren kann man 18 bis 20 Pf. St. annehmen.

Ich habe bereits gesagt, daß die schwarzen Händler, welche die Führer der Karawanen sind, Slatis heißen. Außer den Negern und Waaren, welche sie den Weißen bringen, verkaufen sie den Schwarzen an der Küste einheimisches Eisen, wohlriechendes Gummi, Weihrauch und Schihtulu oder Baumbutter. Diese Butter wird durch kochendes Wasser aus einer Nuß gewonnen, wie ich später ausführlicher mittheilen werde. Sie gleicht der gewöhnlichen Butter, hat die Festigkeit derselben und kann sie recht gut ersetzen. Man bedient sich ihrer auch statt des Oels. Die Neger verbrauchen von dieser Baumbutter viel, und sie wird daher immer stark gesucht.

Die Küstenbewohner bezahlen die Gegenstände, welche sie aus dem Innern erhalten, mit Salz. Dieses ist im Binnenlande eine seltene und kostbare Waare, wie ich im Verlauf meiner Reise oft und schmerzlich empfunden habe. Indessen verkaufen auch die Mauren viel Salz, welches sie aus den Salzsümpfen der großen Wüste gewinnen, und lassen sich dafür Getreide, Baumwolle und Sclaven geben.

Als der Tauschhandel mit diesen verschiedenen Gegenständen anfing, mußte der Mangel einer Münze oder irgend eines anderen Werthmessers der Waaren oft Verlegenheiten hervorrufen und eine richtige Ausgleichung verhindern. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, bedienen sich die afrikanischen Binnenvölker kleiner Muscheln, der sogenannten Kauris, und in derselben Absicht haben die Stämme der Küste einen Werthmesser angenommen, der, so viel ich weiß, nur bei ihnen vorkommt.

Bei dem Beginn des Verkehrs mit den Europäern war das Eisen der für die Neger werthvollste Gegenstand, weil sie dasselbe zu ihren Waffen und Ackergeräthen brauchten. Das Eisen wurde bald das Maß, nach dem sie den Werth aller anderen Gegenstände schätzten. So bildete sich der Handelsgebrauch, eine gewisse Waarenmenge, welche eine Stange Eisen werth zu sein schien, einen Stab zu nennen. So hießen zum Beispiel zwanzig Rollen Tabak ein Stab Tabak, eine Gallone Rum ein Stab Rum, und ein Stab irgend einer Waare wurde immer einem Stab jedes andern Artikels gleich geschätzt.

Da es nicht fehlen konnte, daß der Ueberfluß oder die Seltenheit einer Waare im Verhältniß zur Nachfrage den relativen Werth der einzelnen Artikel beständigen Schwankungen aussetzte, so fühlte man das Bedürfniß einer genaueren Bestimmung. Gegenwärtig schätzen die Weißen jeden Stab Waare auf zwei Schilling, und ein Neger, der mit funfzehn Pfund Sterling bezahlt wird, ist daher hundertundfunfzig Stäbe werth.

Bei einem Tauschhandel dieser Art liegt es in der Natur der Sache, daß der weiße Händler vor dem Neger bedeutend im Vortheil ist, und der letztere, der seine Unwissenheit fühlt, wird dadurch unentschlossen und argwöhnisch. Dies geht so weit, daß kein Handel zwischen Europäern und Schwarzen für abgeschlossen gilt, als bis das Geld bezahlt worden ist und Käufer und Verkäufer sich getrennt haben.

Nun ich meinen Lesern die Beobachtungen mitgetheilt habe, die ich während meines Aufenthalts in der Nähe des Gambia hinsichtlich des Landes und seiner Bewohner zu machen vermochte, nehme ich meine Erzählung wieder auf. Sie wird einen genauen Bericht über meine Erlebnisse und meine Wahrnehmungen auf meiner ermüdenden und gefährlichen Reise ins innere Afrika enthalten.

Drittes Kapitel.

Abreise von Pisania. — Mungo Parks Begleiter. — Ankunft in Jindey. — Erzählung eines Mandingo von einer Löwenjagd. — Reise nach Medina, der Hauptstadt von Woulli. — Zusammenkunft mit dem König. — Saphis oder Amulete. — Reise nach Kolor. — Der Mumbo Jumbo. — Ringspiele. — Reise durch die Wildniß und Ankunft zu Tallika im Reiche Bondu.

Am 2. December 1795 schied ich aus der gastfreundlichen Wohnung Dr. Laidley's. Ich war so glücklich gewesen einen schwarzen Diener zu erhalten, dem sowohl das Englische als die Mandingo-Sprache geläufig war. Er hieß Johnson und war an dieser Küste geboren worden. In seiner Jugend nach Jamaica in die Sclaverei verkauft, hatte er dort seine Freiheit erhalten und seinen ehemaligen Herrn nach England begleitet, von wo er nach vieljährigem Aufenthalt in sein Vaterland zurückgekehrt war. Dr. Laidley, der ihn genau kannte, empfahl ihn mir, und ich nahm ihn für fünfzehn Stäbe monatlich als Dolmetscher in meinen Dienst. Zehn erhielt er persönlich, fünf wurden seiner Frau ausbezahlt. Dr. Laidley gab mir noch einen zweiten Neger, der ihm selbst gehörte und Demba hieß, zum Begleiter. Dieser Demba war ein junger, verständiger und biederer Mann. Außer der Sprache der Mandingo verstand er auch die der Serawoullis, eines an den Ufern des Senegals wohnenden Volkes, von dem ich später zu reden Gelegenheit finden werde. Um ihn diensteifrig zu machen, versprach ihm Dr. Laidley, daß er ihm bei meiner Rückkehr die Freiheit schenken werde, wenn ich über seine Treue und Nützlichkeit günstig berichte.

Ein freier Neger und Buschrin (Mohamedaner) Namens Madibu der sich in das Königreich Bambarra begeben wollte, und zwei Slatis oder Sklavenhändler vom Stamm der Serawoullis, ebenfalls Mohamedaner, welche nach Bondu reisten, erboten sich, mich bis zu ihren Bestimmungsorten zu begleiten. Noch ein vierter mohamedanischer Neger, Tami genannt, schloß sich an, der bei Dr. Laidley als Schmied gedient hatte und mit dem ersparten Gelde nach seinem Vaterlande Kasson zurückkehrte. Alle diese Leute gingen zu Fuß und trieben ihre Esel vor sich her. So hatte ich denn ein Gefolge von sechs Personen, denen man die größte Achtung gegen mich empfohlen und zugleich bemerklich gemacht hatte, daß

sie nicht an die Ufer des Gambia zurückkehren dürften, wenn mir ein Unfall zustoße.

Mein Gepäck war leicht. Es bestand hauptsächlich aus Lebensmitteln für zwei Tage, und aus einer kleinen Auswahl von Glasperlen, Tabak und Bernstein, um mir unterwegs Mehl und andere Bedürfnisse eintauschen zu können. Außerdem hatte ich bei mir einige Kleider und Wäsche, einen Sonnenschirm, einen Taschen-Sextant, einen Compas, ein Thermometer, zwei Flinten, zwei Pistolen und einige kleinere Artikel.

Dr. Laidley und die Brüder Ainsley wollten mir an den beiden ersten Tagen mit ihren Dienern das Geleit geben. Sie mochten insgeheim denken, daß sie mich nie wieder sehen würden. Am Tage der Abreise gingen wir über den Walli, einen Arm des Gambia, und erreichten Jindey. Unterwegs erfrischten wir uns in dem Hause einer Schwarzen, die als Señora angeredet wurde, weil sie früher die Geliebte eines weißen Kaufmanns gewesen war. Von Jindey aus machten wir am Abend einen Ausflug nach einem nahen Dorfe, dem Eigenthum eines gewissen Jemaffu Mamadu, welcher der reichste Sclavenhändler dieser ganzen Küste ist. Er war zu Hause und fand sich durch unsern Besuch so geehrt, daß er uns einen schönen Ochsen schenkte, den wir sogleich schlachten und einen Theil des Fleisches zum Abendessen zubereiten ließen. Darüber vergingen drei Stunden, welche wir damit ausfüllten, daß wir den Erzählungen eines Mandingo zuhörten. Die Erzählungen dieses Volkes haben mit den Märchen in Tausend und Eine Nacht Aehnlichkeit, nur sind sie mehr komischen Inhalts. Eine davon will ich hier mittheilen.

„Vor langen Jahren," erzählte der Mandingo, „hatten die Einwohner von Dumasansa (einer Stadt am Gambia) ihre liebe Noth mit einem Löwen, der in jeder Nacht Vieh von der Weide raubte. Da diese Räubereien kein Ende nahmen, faßten die kühnsten Männer endlich den Entschluß, das Unthier zu erlegen. Sie fanden ihren Gegner in einem Dickicht, schoßen und verwundeten den Löwen so schwer, daß er, als er gegen sie hervorsprang, im freien Felde zusammenbrach und gelähmt liegen blieb. Das Thier sah aber so furchtbar aus, daß die Jäger sich nicht nahe heranwagten und untereinander zu berathen anfingen, wie sie sich seiner ohne Gefahr bemächtigen könnten. Sie wollten den Löwen nämlich lebendig fangen, wodurch sie nach ihrer Meinung einen Beweis von Muth

geben und zugleich ein gutes Geschäft machen würden, da die Europäer an der Küste für ein so schönes Thier gewiß einen hohen Preis bezahlten. Der eine schlug dieses Mittel vor, der ander jenes, und zuletzt sagte ein alter Mann: „„Wir wollen ein Haus abdecken und das Bambus-Balkenwerk, das durch Pflöcke fest verbunden ist, hierherbringen. Bleibt der Löwe liegen; so werfen wir dieses Gitter auf ihn und er ist gefangen. Springt er dagegen auf uns, so lassen wir unser Dach auf den Boden nieder und schießen unter sicherer Deckung durch die Lücken der Stäbe auf ihn.““

Der Vorschlag fand Beifall. Man hob das Balkenwerk eines Hauses ab und trug dieses wohl zusammenhängende Schutzdach dem Orte zu, wo der Löwe lag. Jeder Jäger hielt in der einen Hand seine Flinte und half mit der andern Schulter das Dach stützen. Als man dem Löwen auf diese Weise nahe gekommen war, da fand es sich, daß er inzwischen seine Kräfte wiedererlangt hatte. Bei dem Anblick des mächtigen, wüthenden Thieres hielten die Jäger für gerathen, an ihre eigene Sicherheit zu denken und das Dach auf den Boden niederzulassen. Zum Unglück war der Löwe schneller als sie. Ehe das Dach dem Boden erreicht hatte, machte er seinen Sprung, so daß Löwe und Jäger in demselben Käfig gefangen waren und die Letztern zum großen Erstaunen und zu nicht geringem Verdruß der Einwohner von Dumasansa zerrissen wurden. Diese Geschichte ist überall bekannt geworden und der Ort hat so viel Spott hören müssen, daß einen Einwohner nichts in größere Wuth versetzen kann, als wenn man ihn bittet, einen Löwen lebendig zu fangen.

Am 3. December Nachmittags nahm ich von meinen europäischen Begleitern Abschied und ritt langsam in die Wildniß hinein. Vor mir hatte ich einen endlosen Wald und Gebiete, bewohnt von rohen Völkern, welche in einem Weißen meistens einen Gegenstand der Neugier und des Raubes erblicken. Ich sagte mir, daß ich so eben die letzten Europäer, welche ich in diesen Gegenden sehen würde, verlassen hätte, um vielleicht nie wieder in einer Gesellschaft von Christen zu leben. Diese Betrachtungen machten mich traurig und nahmen meine Gedanken ganz in Anspruch. So hatte ich etwa eine Meile zurückgelegt, als ich plötzlich durch mehrere Schwarze aus meinen Träumereien geweckt wurde. Diese Leute liefen mir entgegen, hielten meine kleine Karawane an und sagten mir, daß ich ihnen

nach Pecaba folgen und mich dem König von Walli vorstellen müsse wenn ich es nicht vorziehe, gleich ihnen selbst den Durchgangszoll zu entrichten, den jeder Reisende zu bezahlen habe. Ich suchte ihnen verständlich zu machen, daß nicht der Handel Zweck meiner Reise sei und daß ich daher auch nicht verbunden sei, wie die Slatis und andere Kaufleute, welche auf Gewinn ausgingen, Zoll zu entrichten. Alle meine Worte waren unnütz. Reisende jeder Art, antworteten die Schwarzen, müssen dem König von Walli ein Geschenk machen, und füge ich mich diesem Gebrauch nicht, so werde man mich an der Weiterreise hindern. Da sie zahlreicher als mein Gefolge waren und außerdem sehr entschieden auftraten, so hielt ich es für klug, ihr Verlangen zu erfüllen. Ich überreichte ihnen also drei Stäbe Tabak für ihren König, worauf sie mich meinen Weg ungestört fortsetzen ließen. Bei Sonnenuntergang kam ich in einem Dorfe nahe bei Kutaconda an und übernachtete dort.

Am nächsten Morgen (4. December) ritt ich durch Kutaconda, die letzte Stadt von Walli. Ganz in der Nähe wurde ich in einem Dorfe eine Stunde lang aufgehalten, um einem Beamten des Königs von Woulli dem Durchgangszoll zu bezahlen. Der ganze übrige Tag gehörte der Weiterreise. Am Abend machte ich im Dorfe Tabajang Halt, am nächsten Mittag war ich in Medina *) der Hauptstadt des Königs von Woulli.

Das Königreich Walli **) grenzt im Westen an den Walli, im Süden an den Gambia, im Nordwesten an den kleinen Fluß, welchem es seinen Namen verdankt, im Nordosten an Bondu und im Osten an die Wüste Simbani. Ueberall bietet das Königreich kleine bewaldete Berge dar, und die Städte liegen in den Zwischenthälern. Jeder Ort ist in ziemlich weitem Umkreise von bebautem Lande umgeben, dessen Ertrag zur Ernährung der Einwohner hinzureichen scheint. Das Land ist sehr fruchtbar, selbst an den Abhängen der Berge, aber nicht oben auf dem Saume der Höhen, wo der eisenhaltige Boden und ärmliches Strauchwerk auf eine geringe Ertragsfähigkeit hindeuten. Die Haupterzeugnisse bestehen

*) Die Stadt heißt eigentlich Cassana: den arabischen Namen Medina (Stadt) legen ihr die Marabus der Mandingo bei. Sie hat nach Gumprecht gegenwärtig 1000 Einwohner.

**) Walli heißt in wörtlicher Uebersetzung „heiß."

in Baumwolle, Tabak und Gemüsen. Diese gewinnt man in den Thälern, während die Berglehnen dem Getreidebau gewidmet sind.

Die Einwohner sind Mandingo und theilen sich wie in der Mehrzahl der Staaten, welche von diesem Volke gegründet worden sind, in Mohamedaner oder Buschrins (wahre Gläubige) und in Heiden, die man hier auch Sonakis (Branntweintrinker) nennt. Die Heiden sind weit zahlreicher als die Mohamedaner, und die Regierung des Landes liegt in ihren Händen. Obgleich die achtbarsten Mohamedaner bei wichtigen Angelegenheiten häufig um Rath gefragt werden, sind sie doch von der Verwaltung ganz ausgeschlossen. Diese leitet der Mansa oder König mit seinen hohen Staatsbeamten, unter denen der Farbanna oder Thronerbe den ersten Rang einnimmt. Auf diesen folgen die Alkalden oder Provinzialstatthalter, welche auch, jedoch weniger häufig, Kimos genannt werden. Unter den Freien gelten die Sclavenhändler für die vornehmsten. Greisen aller Classen wird die größte Ehrfurcht gezollt.

Stirbt der König, so gelangt der älteste Sohn, wenn er volljährig ist, auf den Thron. Ist kein Sohn vorhanden oder nur ein unmündiger da, so vererbt die Regierung auf den Bruder oder den sonstigen nächsten Verwandten des Verstorbenen, welcher nicht etwa Regent und Vormund des minderjährigen Thronfolgers, sondern wirklicher König wird.

Die Einkünfte des Landes bestehen in Steuern, die man nach Bedürfniß vom Volk erhebt, und in Durchgangszöllen von Waaren und Reisenden. Gehen die Letzteren vom Gambia in das Innere, so haben sie in europäischen Waaren zu bezahlen, auf der Rückreise dagegen in Eisen und Schießpulver. Diese Zölle werden in jeder Stadt erhoben.

Medina hat einen beträchtlichen Umfang und 800 — 1000 Häuser. Die Stadt hat dieselbe Befestigung, wie alle anderen afrikanischen Hauptorte, nämlich einen hohen Erdwall, der mit zugespitzten Pfählen und Dornengesträuch besetzt ist. Man läßt den Wall aber verfallen, und das Pfahlwerk leidet sehr durch die in der Nähe wohnenden Frauen, welche das Holz fortschleppen, um es auf ihrem Heerde zu benutzen.

Ich wohnte bei einem Verwandten des Königs. Mein Wirth benachrichtigte mich, daß ich, wenn ich dem König vorgestellt würde, demselben nicht die Hand reichen dürfe, weil es nicht Gebrauch sei, Fremden eine solche Vertraulichkeit zu gestatten. Am Nachmittag machte ich dem

Herrscher meinen Besuch und bat ihn, durch sein Gebiet nach Bondu reisen zu dürfen. Dieser König hieß Jatta und ist derselbe Greis, von dem Major Hougton eine so vortheilhafte Schilderung entwirft. Ich fand ihn vor seiner Thür auf einer Matte sitzend, auf beiden Seiten von Männern und Frauen umgeben, welche sangen und mit den Händen den Takt klatschten. Nachdem ich ihn ehrfurchtsvoll begrüßt hatte, unterrichtete ich ihn von den Zwecke meines Besuchs. Er antwortete mir gnädig, daß er mir nicht nur die Durchreise gestatte; sondern auch für mich beten werde. Hierauf begann einer der Neger meiner Begleitung, um dem König zu beweisen, wie sehr sein Wohlwollen uns rühre, einen arabischen Gesang zu singen oder vielmehr zu brüllen. Bei dem Schlusse jedes Verses führten der König und alle Anwesenden die Hand an die Stirn und riefen laut und feierlich: „Amen, Amen!"*) Der König sagte mir noch, daß er mir am andern Tage einen Wegweiser schicken wolle, der mich sicher bis zur Grenze geleiten werde. Ich verabschiedete mich darauf von ihm und ließ ihm Abends eine Anweisung an Dr. Laidley auf drei Gallonen Rum einhändigen. Als Gegengeschenk erhielt ich eine große Menge Lebensmittel.

Am 6. December begab ich mich früh Morgens zum König, um zu erfahren, ob der Wegweiser bereit sei. Der König saß auf einer Ochsenhaut vor einem großen Feuer, an dem er sich wärmte, denn die Afrikaner sind gegen die kleinste Abnahme der Wärme sehr empfindlich und klagen oft über Kälte, wenn es uns Europäern zu heiß ist. Er empfing mich eben so freundlich, wie das erste Mal, nnd bat mich sehr liebevoll, meiner Reise in das Innere zu entsagen. Major Houghton sei dort ermordet worden, und wenn ich seinen Fußstapfen folge, so werde ich dasselbe Schicksal haben. Nach den Bewohnern von Woulli, fügte er hinzu, dürfe ich die östlichen Völker nicht beurtheilen. Hier kenne man die Europäer und achte sie, während die Binnenvölker nie einen Weißen gesehen hätten und mir ohne Zweifel nach dem Leben trachten würden.

---

*) Man könnte aus diesem Benehmen schließen, daß der König ein Mohamedaner sei, allein man versicherte mich das Gegentheil. Sein gutes Herz trieb ihn, den Anderen sich anzuschließen, und er glaubte vielleicht, daß jedes Gebet, komme es nun von einem wahren Gläubigen oder von einen Heiden, dem Höchsten angenehm sei, wenn es in echter Frömmigkeit seine Quelle habe. Mungo Park.

Ich dankte dem König für seine wohlgemeinten Warnungen, bemerkte ihm aber, daß ich mein Unternehmen reiflich erwogen habe und zur Fortsetzung meiner Reise entschlossen sei, welche Gefahren mir auch drohen möchten. Er schüttelte mit dem Kopfe, ohne mir weiter abzurathen, und versprach, daß der Wegweiser am Nachmittag bereit sein solle. In der That stellte sich dieser Mann um Zwei Uhr ein, worauf ich dem guten alten König Lebewohl sagte und mit meinen Gefährten aufbrach.

Nach einem dreistündigen Marsche erreichten wir ein kleines Dorf, wo wir die Nacht zubringen wollten. Ich kaufte dort für einige Glasperlen ein sehr schönes Schaf. Die Serawoullis meines Gefolges tödteten dasselbe mit allen Förmlichkeiten, welche ihr Glaube vorschreibt, und kochten einen Theil des Fleisches zum Abendessen. Jetzt erhob sich zwischen einem von ihnen und meinem Dolmetscher Johnson ein Streit. Der Serawoulli behauptete, daß die Hörner ihm gehörten, weil er das Schaf geschlachtet habe, und Johnson widersprach. Ich schlichtete die Sache, indem ich Jedem ein Horn gab.

Ich erwähne dieser Kleinigkeit, weil sie mir Veranlassung giebt, auf einen der Gebräuche in diesen Gegenden aufmerksam zu machen. Die Hörner, welche der Gegenstand des Streites waren, werden sehr geschätzt, weil man sie leicht zu Büchsen umzuformen vermag, in die man Zaubersprüche oder Amulete einschließen kann, welche von den Negern Saphis genannt und fortwährend getragen werden. Diese Saphis sind Koranverse, welche von den mohamedanischen Priestern auf Papierstückchen geschrieben und von den Negern begierig gekauft werden, weil die einfältigen Menschen ihnen eine außerordentliche Kraft zuschreiben. Bald trägt man die Zaubersprüche, um sich gegen den Biß von Schlangen und Krokodilen zu schützen, und dann wird der Saphi in ein Stück von der Haut einer Schlange oder eines Krokodiles gewickelt und unten am Beine befestigt. Bald soll das Amulet seinen Besitzer im Kriege unverwundbar machen, doch am häufigsten ist es zur Verhütung oder Heilung von Krankheiten bestimmt. Nach dem Volksglauben läßt der Saphi weder Hunger noch Durst aufkommen und verschafft seinem Eigenthümer unter allen Umständen das Wohlwollen der himmlischen Mächte. Die Saphis bieten ein auffallendes Beispiel dar, wie ansteckend der Aberglaube ist. Obgleich die meisten Schwarzen Heiden sind und die Lehre Mohameds unbedingt ver-

werfen so giebt es unter ihnen doch nicht einen Kafir, der nicht von der Macht der Amulete vollkommen überzeugt wäre. Der eigentliche Grund wird wohl darin liegen, daß alle Einwohner dieses Theiles von Afrika die Schreibkunst wie eine Art von Magie betrachten. Ihr Vertrauen gilt daher nicht den Aussprüchen des Propheten, sondern dem Talent des Zauberers. Man wird später sehen, wie sehr es mir in einer schlimmen Lage zu statten kam, daß ich von diesem Vourtheil Nutzen ziehen konnte.

Am 7. December schlief ich in dem Dorfe Malla oder Mallaing, am 8. Mittags erreichte ich Kolor, eine beträchtliche Stadt. Am Eingange derselben bemerkte ich an einem Baume eine Art von Maskenanzug, aus Baumrinde gefertigt, der an einem Zweige hing und als Eigenthum des Mumbo Yumbo bezeichnet wurde. Diese sonderbare Vogelscheuche findet man in allen Mandingostädten, und die heidnischen Neger oder Kafirs bedienen sich ihrer, um ihre Frauen in Gehorsam zu halten. Da die Vielweiberei bei ihnen ohne Beschänkung erlaubt ist, so heirathen sie gewöhnlich so viele Frauen, als sie ernähren können. Die Frauen werden auf einander eifersüchtig, es entstehen heftige Zänkereien, und das Ansehen des Mannes genügt nicht, die Ruhe herzustellen. Nun nimmt er seine Zuflucht zum Mumbo Yumbo, und die Einmischung desselben ist stets entscheidend.

Dieser eigenthümliche Helfer — wahrscheinlich der Ehemann selbst oder ein Beauftragter desselben — schlüpft in den Anzug von Baumrinde, dessen ich eben erwähnte, bewaffnet sich mit einem Stocke, der sein Amtszeichen ist, und verkündet seine Ankunft, indem er in den nahen Wäldern ein furchtbares Geschrei erhebt. Er beginnt stets am Abend und begiebt sich mit Einbruch der Nacht zu dem Bentang, wo sich sogleich alle Einwohner versammeln. Man wird gern glauben, daß sein Erscheinen den Frauen kein großes Vergnügen macht, denn da keine weiß, wer die Rolle des Mumbo Yumbo spielt, so fürchtet jede, daß der Besuch ihr gelte. Die Ceremonie beginnt mit Gesängen und Tänzen, welche bis um Mitternacht fortgesetzt werden. Nun bezeichnet der Mumbo Yumbo die Schuldige, und diese wird auf der Stelle ergriffen, gänzlich entkleidet, an einen Pfahl gebunden und unter dem Geschrei und Gelächter der Zuschauer mit dem Stocke des Mumbo Yumbo grausam gezüchtigt. Bei solchen Gelegenheiten erheben die Frauen gegen das unglückliche Opfer stets die laute-

sten Vorwürfe. Der Anbruch des Tages macht dem unanständigen und barbarischen Schauspiel ein Ende.

Am 9. December machten wir uns früh auf den Weg und reisten bis Tambaconda mit möglichster Schnelligkeit, da wir wußten, daß wir bis dahin kein Wasser finden würden. Am Abend des 10. rasteten wir in Kuniakari, einer Stadt, die fast ebenso groß wie Kolor ist. Am Mittag des 11. machten wir in Kujar Halt, welches der Grenzort zwischen Woulli und Bondu ist. Zwischen beiden Staaten liegt eine zwei Tagereisen breite Wüste.

Da der Wegweiser, den der König von Woulli mir mitgegeben hatte, hier umkehren mußte, so entließ ich ihn mit einem Geschenk von Bernstein. Man sagte mir, daß in der Wüste, die ich zu durchschreiten hatte, in keiner Jahreszeit Wasser zu finden sei, und ich mußte mir daher Leute verschaffen, die ich sowohl als Wasserträger wie als Wegweiser benutzen konnte. Drei Elephantenjäger boten mir ihre Dienste an und ich miethete sie, indem ich ihnen drei Stäbe vorausbezahlte. Da der Tag bereits vorgerückt war, so verschob ich meine Abreise bis auf den nächsten Morgen.

Der Anblick eines Europäers konnte den Einwohnern von Kujar nichts Neues sein, da die meisten von ihnen die Ufer des Gambia besucht hatten. Nichtsdestoweniger betrachteten sie mich mit einer Mischung von Neugier und Ehrfurcht und luden mich am Nachmittage nach ihrem Bentang ein, um dort einem Neobering oder Ringkampfe beizuwohnen. Es ist dies eine Belustigung, welche bei den Mandingo häufig vorkommt. Die Zuschauer stehen im weiten Kreise um die Kämpfer, welche stets junge, behende, kräftige und von Jugend auf an diese Uebung gewöhnte Leute sind. Ihre ganze Kleidung besteht in kurzen Beinkleidern, und vor dem Beginn des Kampfes salben sie ihren Körper mit Oel oder Baumbutter. Diejenigen, welche ich sah, näherten sich einander auf allen Vieren, indem jeder seinem Gegner auswich und ihn zu ergreifen suchte, bis endlich der Eine vorsprang und den Andern am Knie faßte. Beide entwickelten viele Ueberlegung und Gewandtheit, doch die Kraft entschied zuletzt den Sieg. Ich zweifle, ob viele Europäer im Stande gewesen sein würden, sich mit dem Sieger zu messen. Ich muß hinzufügen, daß die

Kämpfer durch die Töne einer Trommel angefeuert wurden und ihre Bewegungen ziemlich genau nach dem Takt derselben regelten.

Auf den Kampf folgte ein Tanz, zu dem sich viele Theilnehmer eingefunden hatten. Alle trugen an Armen und Beinen kleine Schellen und richteten sich ebenfalls nach dem Takt der Trommel. Der Trommelschläger bediente sich eines krummen Schlägels, den er in der rechten Hand hielt, während er mit der linken den Ton von Zeit zu Zeit dämpfte und der Musik dadurch Abwechselung gab. Bei diesen Versammlungen dient die Trommel zugleich zur Handhabung der Ordnung, indem man mit ihr den Ton gewisser Mandingoworte nachahmt. Sollen sich die Zuschauer z. B. setzen, so ahmt der Musiker die Worte: Ali bae si (setzt Euch) nach, und die Zuschauer gehorchen augenblicklich. Das Zeichen zum Kampfe geben Trommeltöne, welche wie Amuta, amuta (Greift an, greift an!) lauten, u. s. w.

An diesem Abend reichte man mir ein Getränk, welches wie gutes englisches Ale schmeckte. Auf meine Fragen hörte ich zu meiner Verwunderung, daß man dasselbe aus Getreide braue, welches zuvor, ganz ähnlich wie in England die Gerste, gemalzt werde. Statt des Hopfens verwendet man eine Wurzel von angenehm bitterm Geschmack, deren Namen ich vergessen habe. Das Getreide ist der Holcus spicatus der Botaniker.

Am 12. December erfuhr ich beim Aufstehen, daß einer der Elephantenjäger, die ich als Wegweiser gemiethet hatte, mit dem voraus empfangenen Gelde verschwunden sei. Damit die beiden anderen dieses Beispiel nicht nachahmten, ließ ich sie ihre Flaschenkürbisse sogleich mit Wasser füllen und befand mich mit meiner Reisegesellschaft schon bei Sonnenaufgang in der Wildniß, welche die Reiche Woulli und Bondu von einander trennt.

Wir hatten kaum eine Viertelmeile zurückgelegt, als meine Begleiter Halt machten, um uns durch einen Zauber eine glückliche Reise zu sichern. Das Mittel bestand darin, daß man einige Worte murmelte und auf einen Stein spie, der in den Weg geworfen worden war. Dies wiederholte sich drei Mal, worauf meine Neger die Reise mit dem festen Vertrauen fortsetzten, daß der Stein jeden höhern bösen Einfluß, der uns Unglück bringen könne, an sich ziehen werde.

Bis zum Mittag setzten wir unsere Reise ohne Unterbrechung fort.

Um diese Tageszeit kamen wir zu einem Neema Taba, oder einem Baum, den die Reisenden mit einer unzählbaren Menge von Zeugstückchen und Lumpen behängt hatten. Die Ersten, welche dies thaten, wollten den später Kommenden wahrscheinlich andeuten, daß in der Nähe Wasser zu finden sei, allein der Aberglaube hat sich auch hier eingemischt, und gegenwärtig wagt Niemand vorbeizugehen, ohne dem „heiligen" Baum seinen Tribut darzubringen. Auch ich fügte mich dem Gebrauch und befestigte an einem der Zweige ein hübsches Stück Zeug. Da ich hörte, daß in der Nähe ein Brunnen oder vielmehr eine Lache sei, so befahl ich meinen Negern, die Esel von ihrer Ladung zu befreien und mit Mais zu füttern. Wir selbst aßen von unseren Lebensmitteln, und einer der Elephantenjäger mußte das Wasser suchen, weil ich, wenn er dasselbe finde, hier übernachten wolle. Er kam bald mit der Nachricht zurück, daß er eine Lache mit trübem und schlammigem Wasser entdeckt, aber zugleich bei derselben ein kurz vorher erloschenes Feuer und Reste von Lebensmitteln wahrgenommen habe, sodaß vor Kurzem Räuber oder Reisende dort gewesen sein mußten. Meine Reisegefährten nahmen ohne Weiteres die Anwesenheit der erstern Classe an und verriethen eine solche Furcht, daß ich nach einem andern Wasserplatze aufbrach, von dem es hieß, daß wir ihn frühzeitig am Abend erreichen könnten.

In der achten Abendstunde kamen wir an diesen Ort, zündeten ein großes Feuer an und legten uns neben unseren Thieren auf die bloße Erde nieder. Wir waren von jedem Strauch auf mehr als Flintenschußweite entfernt, und es drohte uns nach meiner Ansicht keine Art von Gefahr, aber dennoch wachten meine Neger wechselsweise, wie sie überhaupt während der ganzen Reise eine übertriebene Furcht vor Räubern verriethen. So wie der Tag sich zeigte, füllten wir unsere Schläuche und Kalebassen mit Wasser und brachen nach Tallika auf. Es ist dies die erste Stadt, welche man in Bondu erreicht, wenn man die Wüste verlassen hat. Am 13. December um Elf Uhr Vormittags kamen wir dort an. Indem ich von Woulli scheide, muß ich noch bemerken, daß ich von den Einwohnern überall freundlich aufgenommen und gewöhnlich durch einen angenehmen Abend für die Mühseligkeiten des Tages entschädigt wurde. Die hiesige Lebensweise sagte mir im Anfange nicht zu, nach und nach überwand ich jedoch meinen Widerwillen, und zuletzt erschienen mir alle Speisen gut.

Viertes Kapitel.

Tallika und seine Einwohner. — Abreise nach Fatteconda. — Vorfälle auf der Reise. — Ankunft zu Korkarani. — Der Faleme und seine Fischereien. — Ankunft in Fatteconda. — Erste Zusammenkunft mit dem Almami oder König von Bondu. — Der königliche Palast. — Der Monarch bittet sich Mungo Parks blauen Rock aus. — Besuch bei den Frauen des Königs. — Eine Reise bei Nacht. — Ankunft in Joag. — Mittheilungen über das Königreich Bondu und die Fulah.

Die Einwohner von Tallika, der Grenzstadt von Bondu gegen Woulli hin, sind wie die Fulah mohamedanischen Glaubens und werden fast alle reich, indem sie den durchziehenden Karawanen theils Lebensmittel liefern, theils Elfenbein verkaufen, das sie sich durch ihre jungen Leute, welche in der Elephantenjagd sehr geschickt sind, verschaffen. In der Stadt lebt beständig ein Beamter des Königs von Bondu, um sogleich von der Ankunft einer Karawane Nachricht zu geben. Man erhebt den Durchgangszoll nach dem Maßstabe der Anzahl der beladenen Esel. Ich wohnte in dem Hause dieses Beamten und kam mit ihm überein, daß er mich für fünf Stäbe nach der Residenz Fatteconda begleiten solle. Ehe ich Tallika verließ, schrieb ich an Dr. Laidley und übergab den Brief einem schwarzen Kaufmann, der mit fünf Eseln, welche Elfenbein trugen, nach dem Gambia abging. Die großen Zähne schafft man in Netzen fort, deren zwei auf jeder Seite des Esels hängen. Die kleinen verpackt man in Häute und schnürt sie mit Stricken zusammen.

Am 14. December verließen wir Tallika und hatten etwa eine halbe Meile in aller Ruhe zurückgelegt, als zwischen meinem schwarzen Schmied und einem zweiten meiner Reisegefährten ein heftiger Streit entstand. Die beiden Gegner sagten sich die gröbsten Dinge. Nun verzeiht ein Neger weit eher einen Schlag, als eine Beleidigung seiner Eltern. „Schlage mich, aber beschimpfe meine Mutter nicht," ist ein Ausruf, den man unter den Sclaven häufig hört. Gerade einer solchen Beleidigung machte sich der Schmied schuldig, worüber sein Feind dergestalt in Wuth gerieth, daß er sein Messer zog und dem Zank die traurigste Wendung gegeben haben würde, wenn meine übrigen Begleiter ihn nicht schnell entwaffnet hätten. Ich machte mein Ansehen geltend und beendete den Zwist, indem ich dem Schmied zu schweigen befahl und dem Anderen, der nach

meiner Ansicht Unrecht hatte, sagte, wenn er wieder sein Messer ziehe oder eine zu mir gehörige Person beleidige, so werde ich ihn für einen Räuber halten und ohne Weiteres niederschießen. Diese Drohung hatte die gewünschte Wirkung, doch war Alles verstimmt, und wir setzten unsern Weg lange Zeit schweigend fort. Nach Mittag sahen wir einige kleine Dörfer, welche sich hier und da in einer fruchtbaren und lachenden Ebene erhoben. In einem derselben, Namens Ganado, übernachteten wir, und hier machten ein Austausch von Geschenken und ein gutes Abendessen der Feindschaft der beiden Neger ein Ende.

Am 15. December verabschiedeten sich die Serawoullis, die mich bisher begleitet hatten, unter vielen Gebeten für meine Wohlfahrt. Eine Viertelstunde jenseits Gauado gingen wir über den Neriko; der ein bedeutender Arm des Gambia ist.*) Seine Ufer sind hoch und mit Mimosen bekleidet. In dem Schlamme seines Flußbetts bemerkte ich viele große Muscheln, die aber von den Einwohnern nicht gegessen werden. Da gegen Mittag eine außerordentliche Hitze eintrat, so machten wir im Schatten eines Baumes zwei Stunden lang Halt. Einige Fulahhirten verkauften uns etwas Milch und zerstoßenes Korn. Bei Sonnenuntergang erreichten wir Korkarani, wo einige Verwandte des Schmieds lebten und wo wir zwei Tage rasteten.

Korkarani ist eine von einer hohen Mauer umgebene Stadt und besitzt eine Moschee. Man zeigte mir dort verschiedene arabische Handschriften, auch eine des Buches Al Schara, von dem ich schon gesprochen habe. Der Marabu oder Priester, welchem dieselbe gehörte, erklärte mir die merkwürdigsten Stellen derselben in der Mandingosprache. Ich zeigte ihm dagegen Richardsons arabische Grammatik, welche er sehr bewunderte.

Bei unserer Abreise begleitete uns ein junger Neger, ein Salzhändler, den seine Geschäfte nach Fatteconda riefen. Wir legten nur drei

*) Mit dem Ausdruck „Arm" will Mungo Park den Neriko wahrscheinlich als einen der Quellströme des Gambia bezeichnen. Der Neriko ist ein aus Nordosten kommender Zufluß des Gambia, und zwar der bedeutendste von allen. Da er durch ein Gebiet strömt, wo eine Senkung des Bodens nach Westen zu eintritt, so betrachten die Neger ihn als die Grenzscheide zwischen dem Osten und dem Lande der untergehenden Sonne.

Viertelmeilen zurück und übernachteten in dem kleinen Dorfe Duggi, wo die Lebensmittel so wohlfeil waren, daß man mir für sechs kleine Stücke Bernstein einen Ochsen gab. Ich machte diesen Kauf, weil ich bemerkt hatte, daß die Zahl meiner Begleiter mit den Lebensmitteln ab- und zunahm. Am 18. December verließen wir das Dorf in aller Frühe und wurden unterwegs durch viele Fulah und andere Neger verstärkt, wodurch unser Zug ein so stattliches Ansehen erhielt, daß wir in den Wäldern, die wir durchreisten, keine Räuber mehr zu fürchten hatten. Gegen Elf Uhr Morgens blieb einer unserer Esel mitten im Wege stehen und ließ sich auf keine Weise in Gang bringen. Die Neger griffen nun zu einem sonderbaren Mittel, ihn willfährig zu machen. Sie schnitten einen gabelförmigen Zweig ab, schoben die Gabel dem Esel wie das Gebiß eines Zaumes ins Maul, banden die Enden derselben über dem Kopfe des Thieres zusammen und ließen den Zweig herabhängen, damit er unten aufstoße, wenn der Esel den Kopf senke. Der letztere ging nun ganz ernst und ruhig weiter und lernte bald den Kopf hoch halten, denn so oft der Stiel der Gabel an die Wurzeln oder Steine anstieß, gab es einen schmerzhaften Stoß gegen die Zähne. Diese Art, einen störrigen Esel zu bändigen, brachte mich zum Lachen, aber meine Reisegefährten sagten mir, daß sie von den Slatis stets angewendet werde und selten ihren Zweck verfehle.

Am Abend erreichten wir eine Gegend, wo mehrere kleine Dörfer unter ziemlich großen bebauten Feldern lagen. Wir blieben in einem dieser Orte, Namens Buggil, in einer armseligen Hütte, wo wir auf einem Bund Hirsestroh schlafen und von unseren mitgebrachten Vorräthen zehren mußten. Man gräbt hier die Brunnen sehr tief und verfährt dabei mit vieler Einsicht. Ich maß eines der Brunnenseile und fand es 168 Fuß lang.

Am 19. December hatten wir einen dürren, steinigen, mit Mimosen bekleideten Berg hinanzusteigen, dessen Höhe wir erst am Mittag erreichten. Immer der Richtung gegen Osten folgend, stiegen wir darauf in ein tiefes Thal hinab, in dem ich vielen Feldspath und weißen Quarz bemerkte. In diesem Thale folgten wir dem Bett eines ausgetrockneten Flusses bis zu dem Dorfe, wo wir übernachten wollten. Viele Einwohnerinnen waren in feine französische Gaze, hier Biqui genannt, gekleidet. Dieser leichte und luftige Stoff läßt alle Körperformen hervor-

treten und ist bei den schwarzen Damen sehr beliebt. Das Benehmem der Schönen paßte indessen zu ihrer Kleidung durchaus nicht, denn es war im höchsten Grade plump und zudringlich. Sie umringten mich in Menge, um Bernstein, Glasperlen und andere Kleinigkeiten zu fordern, und drangen so lebhaft und so unaufhörlich in mich ein, daß ich ihnen keinen Widerstand zu leisten vermochte. Sie zerrissen mir den Rock, schnitten meinen Dienern die Knöpfe von den Kleidern und schienen ihre Gewaltthätigkeiten noch weiter treiben zu wollen. Ich stieg daher aufs Pferd und verließ das Dorf. Sollte man es glauben, daß ein Haufen dieser Harpyien mir eine Viertelstunde weit folgte?

Die Nacht war sehr unangenehm, da wir im Freien bei unserm Gepäck schliefen und ein starker Thau fiel. Am 20. December erreichten wir ein großes Dorf am Ufer des Faleme, der an dieser Stelle in einem mit Felsen gefüllten Bette sehr rasch fließt. Wir sahen die Einwohner auf verschiedene Weise fischen. Um die großen Fische zu fangen, führten sie im Flusse Steindämme auf, in denen sie mehrere offene Stellen ließen. Vor diesen Oeffnungen, durch die das eingedämmte Wasser natürlich mit großer Gewalt strömte, stellten sie Körbe von geflochtenen Rohrstäben auf, die zum Theil 20 Fuß lang waren. Befanden die Fische sich einmal in diesen Körben, so waren sie gefangen, da sie wegen der Heftigkeit der Strömung nicht zurückschwimmen konnten.

Bei den kleinen Fischen wird eine andere Methode angewendet. Man fängt sie mit sogenannten Wurfnetzen, welche aus Baumwolle gewoben und sehr geschickt gehandhabt werden. Diese Fische haben ungefähr die Größe einer Sardelle und werden auf verschiedene Art zubereitet in den Handel gebracht. Gewöhnlich zerstößt man sie frisch gefangen in einem Mörser und läßt sie in großen Haufen von Zuckerhutform in der Sonne trocknen. Man kann sich denken, welchen Geruch die so zubereiteten Fische verbreiten, aber im Lande der Mauren auf dem nördlichen Ufer des Senegals, wo die Fische sehr selten sind, bezahlt man für diese Speise einen hohen Preis, und sieht in ihr einen Luxusartikel. Wenn man sie essen will, löst man eine gewisse Menge in kochendem Wasser auf und mischt sie unter den Kouskous.

Es fiel mir auf, daß die Ufer des Faleme in dieser Jahreszeit mit Hirsefeldern bedeckt waren. Als ich dieses Getreide aber näher unter-

suchte, entdeckte ich, daß es nicht zu derselben Art gehörte, welche man am Gambia baut. Die Eingeborenen nennen es Manio. Es wächst in der trockenen Jahreszeit und im Januar wird es geerntet. Diese Pflanze giebt einen sehr reichen Ertrag. Da die Spitze sehr herabhängt, so haben ihr die Botaniker den Namen Holcus cernuus gegeben.

Als ich von meinem Ausflug nach dem Flusse, wo ich dem Fischen zugesehen hatte, nach dem Dorfe zurückkehrte, begegnete ich einem alten maurischen Scherif, der mir seinen Segen gab und mich um etwas Papier bat, auf das er Saphis schreiben wollte. Dieser Mann hatte den Major Houghton im Königreich Kaarta gesehen und sagte mir, daß der unglückliche Reisende im Lande der Mauren gestorben sei. Ich gab ihm einige Blatt Papier, und auch mein schwarzer Schmied mußte ihm einen ähnlichen Tribut zollen, denn es ist bei den jungen Mohamedanern Gebrauch, den Greisen Geschenke zu machen, wofür sie deren Segen erhalten. Dieser wird in arabischer Sprache ertheilt und mit großer Demuth empfangen.

Um drei Uhr Nachmittags setzten wir uns wieder in Marsch und folgten den Ufern des Flusses, deren Richtung eine nördliche ist. Um Acht Uhr Abends erreichten wir Nayemu. Der gastfreundliche Vorsteher dieser Stadt empfing uns sehr zuvorkommend und schenkte uns einen jungen Ochsen. Ich meinerseits gab ihm etwas Bernstein und einige Glasperlen.

Nachdem ich am Morgen des 21. Decembers ein Canoe für das Gepäck gemiethet hatte, ritt ich durch den Faleme. Das Wasser, das mir bis an den Rand des Sattels reichte, war so klar, daß man von der Höhe des steilen Ufers überall bis auf den Grund sehen konnte.

Um Mittag zogen wir in Fatteconda ein, die Hauptstadt des Königreichs Bondu, und erhielten kurz darauf eine Einladung, in dem Hause eines sehr geachteten Slati unsere Wohnung zu nehmen. Da die afrikanischen Städte keine Gasthäuser haben, so begeben sich die ankommenden Fremden zu dem Bentang oder an irgend einen andern öffentlichen Ort, wo sich immer bald ein Einwohner einfindet und ihnen Gastfreundschaft anbietet. Wir folgten der Einladung des Slati. Ungefähr eine Stunde später fand sich ein Mann ein, um mir zu sagen, daß er mich zum König führen solle, der mich augenblicklich zu sehen wünsche, falls

ich nicht zu sehr ermüdet sei. Ich nahm meinen Dolmetscher mit und folgte dem Boten. Wir hatten die Stadt verlassen und bereits einige Hirsefelder durchschritten, als mir der Gedanke kam, daß man mir einen schlimmen Streich spielen wolle. Ich blieb also stehen und fragte den Boten, wohin er mich führe? Nun zeigte er mir einen Mann, der in einiger Entfernung unter einem Baume saß, und sagte mir, der König pflege oft auf diese Art Gehör zu ertheilen, um von der Menge nicht belästigt zu werden. Er fügte hinzu, daß ich und mein Dolmetscher allein näher treten dürften.

Als ich ganz nahe war, lud der König mich ein, neben ihm auf der Matte Platz zu nehmen. Ich nannte ihm den Zweck meiner Reise, worauf er blos mit der Frage antwortete, ob ich Sclaven oder Gold kaufen wolle? Als ich mit Nein antwortete, schien er sehr erstaunt zu sein, lud mich aber doch ein, am Abend zu ihm zu kommen und einige Lebensmittel von ihm in Empfang zu nehmen.

Obgleich dieser König kein Mohamedaner ist, führt er doch den maurischen Titel Almami. Man hatte mir erzählt, daß er sich gegen den Major Houghton sehr schlecht benommen habe und daß dieser Reisende auf seinen Befehl ausgeplündert worden sei. Ich war deshalb nicht ohne Unruhe, obgleich er mir bei unserer ersten Zusammenkunft eine unerwartete Freundlichkeit bewiesen hatte. Ich befürchtete irgend eine Treulosigkeit, und da ich ganz in seiner Hand war, so beschloß ich durch ein Geschenk sein Wohlwollen zu erkaufen. Demnach nahm ich, als ich Abends wieder zu ihm ging, eine Büchse mit Pulver, Tabak, Bernstein und meinen Sonnenschirm mit. Ich bezweifelte nicht, daß man mein Gepäck durchsuchen werde. Um gewisse Artikel zu retten, versteckte ich sie im Dache des Hauses, wo ich wohnte. Meinen ganz neuen blauen Rock, an dessen Erhaltung mir am meisten lag, zog ich an und hielt ihn nun für sicher.

Die Häusergruppe, in welcher der König mit seiner Familie wohnte, war von einem sehr hohen Erdwalle umgeben und bildete eine Art von Citadelle. Das Innere dieses Umkreises war in verschiedene Höfe getheilt. Beim Eingange stand ein Neger mit einer Flinte auf der Schulter, und um zum König zu gelangen, mußte ich einen gewundenen Pfad zu-

zurücklegen und durch mehrere Thore schreiten, welche sämmtlich von Schildwachen gehütet wurden.

Als wir den Eingang des Hofes erreichten, in dem die Wohnung des Königs lag, entledigten sich meine Führer und mein Dolmetscher, dem Gebrauch gemäß, der Sandalen. Der Erstere rief den Namen des Königs mit lauter Stimme und wiederholte dies so lange, bis von Einem geantwortet wurde. Der König saß auf einer Matte, neben der zwei seiner Beamten standen. Ich wiederholte, was ich über den Zweck meiner Reise gesagt hatte, und nannte meine Beweggründe, durch sein Land zu reisen, befriedigte ihn jedoch augenscheinlich nur halb. Der Gedanke, daß Jemand aus bloßer Neugier reisen könne, war ihm gänzlich fremd. Er antwortete trocken, es sei unmöglich, daß man um ein Land und seine Bewohner zu sehen, solchen Mühen und Gefahren sich aussetzen könne. Ich erbot mich, ihm mein ganzes Gepäck zu zeigen, und er wurde nun von der Wahrheit meiner Worte überzeugt. Sein Argwohn hatte weiter keinen Grund, als die allgemeine Annahme, daß jeder Weiße nothwendigerweise Handelsgeschäfte treiben müsse. Mit meinen Geschenken war er sehr zufrieden, und namentlich machte ihm mein Sonnenschirm große Freude. Er öffnete und schloß ihn mehrmals, und auch seine beiden Beamten wurden nicht müde, diese wunderbare Maschine, deren Gebrauch sie lange Zeit nicht zu begreifen vermochten, zu bewundern.

Als ich Abschied nehmen wollte, bat mich der König, noch einen Augenblick zu verweilen. Er hielt eine lange Lobrede auf die Weißen, rühmte ihren unermeßlichen Reichthum, ihre Freigebigkeit, ging darauf zu bewundernden Worten über meinen blauen Rock über, dessen gelbe Knöpfe seinem Geschmack besonders zu entsprechen schienen., und bat mich schließlich um dieses Kleidungsstück, indem er mir zur Entschädigung versprach, daß er dasselbe bei allen feierlichen Gelegenheiten tragen und Jedem, der ihn in diesem Anzuge sähe, von meiner außerordentlichen Großmuth erzählen werde.

Die Bitte eines afrikanischen Fürsten, der sich im eigenen Gebiet befindet, ist so ziemlich ein Befehl, vorzüglich wenn sie an einen Fremden gerichtet wird. Sie ist nichts als ein Versuch in Güte zu erlangen, was man mit Gewalt nehmen zu können die Macht besitzt. Da es mir

nicht einfallen konnte, den König von Bondu durch eine Weigerung zu beleidigen, so zog ich meinen Rock, den einzigen guten den ich besaß, ruhig aus, und legte ihn dem Fürsten zu Füßen. Von meiner Nachgiebigkeit geschmeichelt, ließ er mir viele Lebensmittel geben und forderte mich zu einem dritten Besuch am nächsten Morgen auf. Als ich erschien, saß der Monarch auf seinem Bette. Er klagte über Unwohlsein und wollte zur Ader gelassen werden. Kaum hatte ich aber seinen Arm verbunden und meine Lancette geöffnet, als sein Muth schwand. Er bat mich, die Operation bis zum Nachmittag zu verschieben, denn im Augenblick befinde er sich weit besser als früher. Nachdem er mir für meine Bereitwilligkeit, ihm Dienste zu leisten, gedankt hatte, fügte er hinzu, daß seine Frauen einen Besuch von mir zu erhalten wünschten.

Einer der Beamten führte mich zu den Wohnungen der Frauen. Ich hatte den Hof, wo sich dieselben befanden kaum betreten, als der ganze Harem mich umringte. Die Einen verlangten Arznei, die Anderen Bernstein und Alle wollten mit dem großen Heilmittel der Neger, dem Aderlassen, einen Versuch machen. Die meisten dieser Frauen, deren zehn bis zwölf sein mochten, waren sowohl jung als hübsch, und alle trugen goldenen Schmuck und Bernsteinperlen in den Haaren. Sie scherzten sehr heiter über verschiedene Gegenstände und lachten namentlich über meine weiße Haut und meine gebogene Nase, indem sie Beides für künstlich hielten. Von meiner Haut behaupteten sie, dieselbe sei dadurch weiß geworden, daß man mich als Kind stets in Milch getaucht habe, und von meiner Nase wollten sie wissen, dieselbe sei so lange gezwickt worden, bis sie diese unangenehme und unnatürliche Form erhalten habe. Ich leugnete meine Häßlichkeit nicht und hielt vielmehr der afrikanischen Schönheit eine große Lobrede. Sie antworteten mir freundlich, im Königreich Bondu liebe man die Schmeichelei — den Honigmund, wie sie sich bildlich ausdrückten — wenig, aber als ich Abschied genommen hatte, schickten sie mir doch eine Schüssel mit Honig und einige Fische, so daß meine Lobsprüche ihnen doch nicht ganz gleichgültig gewesen sein werden.

Vor Sonnenuntergang mußte ich noch einmal beim Könige erscheinen. Ich nahm einige Glasperlen und etwas Schreibepapier mit, da der Gebrauch will, daß man beim Abschied ein Geschenk macht. Das Gegengeschenk des Königs bestand in fünf Unzen Gold. Er bemerkte dabei,

daß diese Kleinigkeit ein bloßer Freundschaftsbeweis sein solle, doch hoffe er daß das Gold mir unterwegs beim Ankauf von Lebensmitteln nützlich sein werde. Diesem Zeichen seines Wohlwollens fügte er noch ein größeres hinzu, indem er mir sagte, obgleich es Gebrauch sei, das Gepäck der Reisenden zu durchsuchen, so solle mit mir doch eine Ausnahme gemacht werden, und ich könne seine Staaten verlassen, wann ich wolle.

Am 23. December Morgens verließen wir also Fatteconda und erreichten um Elf Uhr ein kleines Dorf, wo wir während des übrigen Tages zu bleiben beschlossen. Am Nachmittag theilten meine Reisegefährten mir mit, daß der Ort die Grenze zwischen Bondu und Kadschäaga bilde, daß dem Reisenden hier Gefahr drohe, und daß wir klug handeln würden, wenn wir die ganze Nacht durchreisten, bis wir eine sichere Gegend erreichten. Ich fand diesen Rath sehr verständig. Wir mietheten zwei Wegweiser, um uns durch die Wälder zu führen, und als die Einwohner schliefen, brachen wir auf.

Es war die schönste Mondschein-Nacht. Die Stille der Luft, die tiefe Einsamkeit der Wälder, das Geheul der wilden Thiere erhöhten den feierlichen Ernst der Natur. Wir bewegten uns schweigend vorwärts und wenn einmal Jemand sprach, so flüsterte er. Jeder von uns beobachtete aufmerksam Alles, was um uns her vorging, und meine Reisegefährten suchten mir ihr scharfes Auge zu beweisen, indem sie mir die Wölfe und Hyänen zeigten, welche wie Schatten von einem Busche zum andern glitten. Gegen Morgen kamen wir im Dorfe Kimmu an. Nachdem meine Reisegefährten einen Einwohner, den sie kannten, geweckt hatten, fütterten wir unsere Thiere mit Mais und rösteten für uns selbst einige Pistazien. Als es Tag wurde, setzten wir unsere Reise fort und rasteten am Nachmittag zu Joag im Königreich Kadschäaga.

Da dieses Reich und seine Einwohner von den Zuständen, die ich bisher beschrieben habe, in mehrfacher Beziehung abweichen, so will ich jetzt, ehe ich meine Erzählung fortsetze, einige Einzelheiten über das Königreich Bondu und das Volk der Fulah mittheilen, welche ich absichtlich bis hierher verschoben habe.

Das Königreich Bondu wird im Osten von Bambuk, im Südosten und Süden vom Königreich Tenda und der Wüste Simbani, im Süd-

westen von Woulli, im Westen von Futa Toro und im Norden von Kadschàaga begrenzt.

Wie Woulli ist das Land größtentheils bewaldet, liegt aber höher und erhebt sich gegen den Faleme hin zu Bergen von mäßiger Höhe. An natürlicher Fruchtbarkeit wird der Boden, so viel ich weiß, von keiner andern Gegend in Afrika übertroffen.

Da Bondu zwischen dem Gambia und dem Senegal liegt, so wird es sowohl von den Slatis, welche ihre Sclavenzüge aus dem Innern an die Küste führen, als von anderen Händlern aus dem Binnenlande, welche hier Salz kaufen, stark besucht. Sowohl der Sclaven- als der Salzhandel ist fast ausschließlich in den Händen der Mandingo und der Serawoullis, welche in Bondu ihren Wohnsitz genommen haben. Dieselben Kaufleute verkehren auch viel mit dem Königreich Gedumah und mit anderen maurischen Ländern, wohin sie Korn und blaue baumwollene Zeuge führen, um dagegen Salz einzutauschen, durch das sie sich später in Dentila und den benachbarten Gebieten Eisen, Baumbutter und Goldstaub verschaffen. Außerdem verkaufen sie mehrere Arten wohlriechenden Gummi's, das sie in Päckchen von ungefähr einem Pfund Gewicht in kleinen Säcken mit sich führen. Wenn man ein wenig von diesem Gummi auf heiße Asche wirft, so verbreitet sich ein sehr angenehmer Geruch. Die Mandingo bedienen sich dieses Gummi's nicht blos um ihre Hütten, sondern auch um ihre Kleider wohlriechend zu machen.

Die Zölle, welche man in Bondu von den Reisenden erhebt, sind sehr beträchtlich. Fast in jeder Stadt hat man von einem Esel einen Stab europäischer Waaren zu entrichten, und in Fatteconda, der Residenz des Königs, besteht der gewöhnliche Tribut in einem Stab Taffet, oder in einer Flinte und sechs Flaschen Pulver. In Folge dieser Zölle fehlt es dem König von Bondu weder an Schießbedarf, noch an Gewehren, und dies macht ihn allen seinen Nachbarn furchtbar.

Nicht blos durch ihre Sitten, sondern auch durch ihre Farbe unterscheiden sich die Einwohner des Königreichs Bondu von den Mandingo und Serawoullis, mit denen sie oft Krieg führen. Vor einigen Jahren brach der König von Bondu an der Spitze eines zahlreichen Heeres auf, ging über den Faleme, lieferte Sambu, dem König von Bambuk, eine

blutige Schlacht, besiegte ihn und zwang ihn zur Abtretung aller Städte auf dem östlichen Ufer des Faleme.

Die Fulah sind mehr dunkelolivenfarbig als schwarz und zeichnen sich durch feine Züge wie durch ein seidenartiges Haar aus. Sie sind nach den Mandingo ohne Frage der bedeutendste Volksstamm in diesem Theile von Afrika. Sie stammen, wie man sagt, aus Fulahdu (der Name bedeutet: Heimath der Fulah), haben sich aber über verschiedene Gebiete verbreitet und besitzen gegenwärtig mehrere Königreiche, welche weit von einander entfernt sind. Zu dem, was ich über ihre Farbe gesagt habe, muß ich den Zusatz machen, daß sie nicht überall dieselbe ist. Im Königreich Bondu und in den anderen an die Länder der Mauren angrenzenden Reichen haben die Fulah eine hellere Farbe als in den südlicheren Gebieten.

Die Fulah in Bondu haben von Natur einen sanften nnd gefälligen Charakter, aber durch die lieblosen Grundsätze des Korans sind sie gegen Fremde weniger wohlwollend und gegen die Mandingo in ihrem Benehmen zurückhaltender geworden. Sie sehen in allen anderen Negern ein untergeordnetes Geschlecht, und wenn sie von den verschiedenen Nationen sprechen, so zählen sie sich stets zu den Weißen. Ihre Verfassung weicht von jener der Mandingo besonders darin ab, daß die Fulah den Gesetzen des Islams einen größern Einfluß gestatten. Mit Ausnahme des Königs sind alle angesehenen Personen nebst der Mehrzahl der Bevölkerung Mohamedaner, und deshalb gelten die Aussprüche und Vorschriften des Propheten unter ihnen stets für geheiligt und unumstößlich. Dennoch behandeln diese eifrigen Muselmänner diejenigen ihrer Landesleute, welche Heiden geblieben sind, nicht ungerecht und kennen keine Verfolgungssucht um des Glaubens willen. Zu Bekehrungen wenden sie wirksamere Mittel an. Sie haben in allen Städten kleine Schulen eingerichtet, in denen viele Kinder von Heiden neben den mohamedanischen Zöglingen den Koran lesen lernen und mit den Vorschriften des Propheten bekannt gemacht werden. Die mohamedanischen Priester formen diese kleinen Heiden nach ihren Gefallen und impfen ihnen Lehren ein, welche sich nie wieder verwischen. Ich habe auf meinen Reisen viele solcher Schulen gesehen und überall mit Vergnügen wahrgenommen, wie außerordentlich gelehrig die Kinder waren und welche Ehrfurcht sie ihren Lehrern zollten, so daß

ich von Herzen wünschte, man möge sie mit einem reinern Glauben bekannt machen.

Mit dem Islam hat sich auch die arabische Sprache eingebürgert, mit der die meisten Fulah wenigstens oberflächlich bekannt sind. Ihre Muttersprache hat viele weiche Sylben, wird aber so schlecht ausgesprochen, daß ein Fremder, welcher zum ersten Male zwei Fulah mit einander reden hört, die Leute in einem Zank begriffen glaubt.

Die Fulah sind Hirten und Ackerbauer, und aller Orten fallen die Geschicklichkeit und die Sorgfalt auf, welche sie bei diesen Beschäftigungen bethätigen. Sogar an den Ufern des Gambia sind sie es, welche den größten Theil des Korns bauen, das man dort erntet, und ihre Heerden sind stets zahlreicher und in besserm Zustande, als die der Mandingo. Am reichsten sind sie im Königreich Bondu, wo sie Alles, was zum Leben nöthig ist, im Ueberfluß besitzen. Da sie ihr Vieh gut und geschickt behandeln, so wird dasselbe außerordentlich zahm und gelehrig. Wenn die Nacht heran naht, treiben sie die Heerde aus dem Walde, wo sie am Tage geweidet hat, in Hürden, welche Korris heißen und in der Nähe der Dörfer stehen. In jedem Korri steht eine Hütte, in welcher ein oder zwei Hirten die ganze Nacht wachen, um Diebstähle zu verhüten und die wilden Thiere durch große Feuer fernzuhalten.

Die Fulah melken ihre Kühe Morgens und Abends. Die Milch derselben ist vortrefflich, doch gewinnt man nicht so viel von einer Kuh als in Europa. Dieses Nahrungsmittel, das übrigens nur in saurem Zustande genossen wird, gilt den Fulah für unentbehrlich. Sie gewinnen von der Milch einen sehr dicken Rahm, den sie durch starkes Schütteln in einer Calebasse in Butter verwandeln. Die letztere wird darauf über einem schwachen Feuer geschmolzen, sorgfältig gereinigt und in irdene Töpfe gegossen. Man benutzt sie nicht blos zu den meisten Speisen, sondern auch zum Salben des Kopfes, des Gesichts und der Arme.

So reichlich die Milch in Bondu vorhanden ist, kennen doch weder die Fulah noch die übrigen Völker in diesem Theile von Afrika die Kunst der Käsebereitung. Vielleicht liegt die Schuld an der großen Anhänglichkeit der Neger an die Gebräuche ihrer Ahnen und an dem Widerwillen, mit dem sie Alles betrachten, was wie eine Neuerung aussieht. Das Verfahren, welches man beim Käsemachen befolgen muß, mag ihnen auch zu

lang und umständlich, der entstehende Gewinn aber zu unbedeutend sein. Sie selbst nennen als Gründe, weshalb sie keinen Käse machen, die Hitze des Klimas und die Seltenheit des Salzes.

Neben dem Hornvieh, in dem ihr Hauptreichthum besteht, besitzen die Fulah vortreffliche Pferde, welche aus einer Kreuzung der arabischen Art mit der afrikanischen hervorgegangen zu sein scheinen.

Fünftes Kapitel.

Das Königreich Kadschäaga. — Die Serawoullis, ihre Sitten und ihre Sprache. — Die Grenzstadt Joag. — Mungo Park wird auf Befehl des Königs beleidigt und der Hälfte seiner Sachen beraubt. — Mitleid einer Sclavin. — Demba Sego, Neffe des Königs von Kasson, erbietet sich, Mungo Park nach jenem Reiche zu geleiten. — Abreise und Ankunft in Sami. — Uebergang über den Senegal — Kasson wird glücklich erreicht.

Das Königreich Kadschäaga wird von den Franzosen Galam genannt, aber die Eingeborenen gebrauchen blos den ersten Namen. Die Grenzen werden gebildet im Südosten und Süden von Bambuk, im Westen von Futa Toro und Bondu, im Norden vom Senegal.

Ich glaube, daß in Kadschäaga die Luft reiner und gesunder ist, als in irgend einem der Länder, welche der Küste näher liegen. Das Land bietet in seiner ganzen Ausdehnung einen angenehmen Wechsel von Thal und Hügel dar, und der Senegal, der im Innern zwischen Felsengebirgen entspringt und einen sehr gewundenen Lauf hat, vermehrt die Schönheit der Gegend, denn seine Ufer sind außerordentlich pittoresk.

Die Einwohner heißen Serawoullis, bei den Franzosen Serracolets. Sie sind wie die Jolof kohlschwarz. Die Verfassung ist monarchisch, und der König scheint, nach meinen Erfahrungen zu urtheilen, eine furchtbare Gewalt zu besitzen. Dennoch beklagt sich das Volk über seinen Tyrannen nicht. Während meines Aufenthalts im Lande verrieth Jedermann den größten Eifer, diesen Fürsten in dem Kriege zu unterstützen, den er gegen den Herrscher von Kasson zu unternehmen im Begriff war.

Die Serawoullis widmen sich gewöhnlich dem Handel. Früher verkehrten sie viel mit den Franzosen, denen sie Goldstaub und Sclaven ver-

kauften. Gegenwärtig liefern sie den englischen Factoreien am Gambia einige Sclaven. Sie sind wegen der Gefügigkeit und Ehrlichkeit, welche sie im Handel bethätigen, berühmt, aber auch sehr nach Reichthum begierig. Sie machen an dem Salz und an den baumwollenen Stoffen, welche sie in fernen Gegenden verkaufen, einen bedeutenden Gewinn. Wenn ein Serawoulli-Kaufmann von einer Reise wieder eintrifft, so versammeln sich sogleich seine sämmtlichen Nachbarn, um ihm zu seiner Rückkehr Glück zu wünschen. Nun zeigt der Kaufmann seinen Reichthum und seine Freigebigkeit, indem er Geschenke vertheilt. Ist er aber bei seinem Unternehmen nicht glücklich gewesen, so leert sich sein Haus bald, und Jedermann sieht in ihm einen unfähigen Menschen, da er eine weite Reise gemacht und, wie man hier zu sagen pflegt, blos die Haare auf seinem Kopfe zurückgebracht hat.

Am 24. December erreichten wir Joag, die erste Stadt, der man im Königreich Kadschaaga begegnet, wenn man von Bondu kommt. Ich wohnte in dem Hause des ersten Beamten der Stadt. Hier heißt dieser Beamte nicht mehr, wie bei den Fulah und Mandingo, Alkaid, sondern Duci. Mein Wirth war ein strenger Muselmann, aber zugleich sehr gastfrei.

Die Stadt Joag hat ungefähr 2000 Einwohner. Rings um sie zieht sich eine hohe Mauer, in der man eine große Anzahl von Schießscharten angebracht hat, um sich im Fall eines Angriffs mit Flintenschüssen vertheidigen zu können. Auch jede einzelne Wohnung ist von einer solchen Mauer umgeben, sodaß das Ganze eine Menge kleiner Citadellen bildet. Für Leute, welche keine Geschütze besitzen, sind diese Mauern furchtbare Befestigungen. Westlich von der Stadt strömt ein kleiner Fluß, an dessen Ufern Tabak und Zwiebeln gebaut werden.

Wer über Joag in die angrenzenden Länder reist, thut wohl daran, die Serawoullisprache zu erlernen. Sie wird in allen Ländern verstanden, wo der Handel vorzugsweise von Serawoullis betrieben wird, also in Kasson, Kaarta, Ludamar und den nördlichen Theilen von Bambarra. Sie ist übrigens an Kehllauten reich und nicht so wohlklingend, wie die Sprache der Fulah.

Am Abend meiner Ankunft in Joag ging der Buschrin Madibu, der mit mir von Pisania gekommen war, nach der nahen Stadt Dra-

manet, wo seine Eltern wohnten. Der schwarze Schmied, der ebenfalls mit mir gereist war, begleitete ihn bei diesem Besuche.

Sobald die Nacht einbrach, lud man mich zu den Spielen der Einwohner ein, denn die Sitte des Landes will, daß man die Ankunft eines jeden Fremden festlich begeht. Ich sah eine Menge Menschen in einem wilden Kreise um einige Tänzer versammelt. Es brannten große Feuer, und vier Trommler wirbelten mit viel Takt und Uebereinstimmung. Der Tanz bestand jedoch mehr in unzähligen Geberden, als in kunstvollen Schritten und anmuthigen Stellungen. Namentlich die Weiber wetteiferten mit einander in wollüstigen Bewegungen.

Es war am 25. December, etwa um zwei Uhr Morgens, als mehrere Reiter in die Stadt kamen, meinen Wirth weckten und sich mit ihm in der Serawoullisprache unterhielten. Sie stiegen darauf ab und kamen zu dem Bentang, auf dem ich mir mein Lager eingerichtet hatte. Einer derselben, welcher mich im Schlaf glaubte, versuchte meine Flinte zu stehlen, die neben mir auf der Matte lag. Da er aber sah, daß ich aufmerkte, so ließ er ab, und die Fremden setzten sich nun bis zu Tagesanbruch in meiner Nähe nieder.

In den Gesichtszügen meines Dolmetschers Johnson las ich ohne Mühe, daß abermals Unangenehmes berathen werde. Auch die plötzliche Rückkehr Madibu's und des Schmieds beunruhigte mich. Als ich Beide nach der Ursache fragte, erzählte mir Madibu: als sie in Dramanet getanzt hätten, wären plötzlich zehn Reiter des Batscheri oder des Königs mit dem zweiten Sohne desselben an der Spitze, angelangt, um nach dem Weißen zu fragen, der hier durchgereist sein solle. Als sie erfahren, daß ich in Joag sei, hätten sie sich, ohne Rast zu halten, entfernt. Madibu setzte hinzu, er sei mit seinem Gefährten auf der Stelle fortgegangen, um mir Nachricht zu geben. Während er noch erzählte, kamen die zehn Reiter an, stiegen am Bentang ab und setzten sich neben die früher Angekommenen, deren etwa zwanzig sein mochten, im Kreise um mich her. Ich benutzte diese Gelegenheit, um meinem Wirth zu sagen, da ich die Serawoullisprache nicht verstehe, so hoffe ich, daß diese Männer in der Mandingosprache mit mir reden würden. Damit war man einverstanden, und ein kleiner Mann von gedrungenem Körperbau, der eine ungewöhnliche Menge von Saphis trug, eröffnete die Unterredung. Der In-

halt seiner vielen Worte war, daß ich in die Stadt gekommen sei, ohne dem König ein Geschenk zu machen oder den üblichen Zoll zu erlegen. Nach den Gesetzen des Landes seien daher meine Leute, meine Thiere und mein Gepäck dem Staat verfallen. Der König, setzte der Redner hinzu, habe befohlen, mich nach seiner Hauptstadt Maana *) zu führen, und gehe ich nicht freiwillig mit, so werde man Gewalt gebrauchen. Als er gesprochen hatte, erhoben sich Alle mit der Frage, ob ich bereit wäre? Ich würde unbesonnen gehandelt haben, wenn ich mich einer solchen Ueberzahl widersetzt oder die Reiter erzürnt hätte. Ich nahm daher den Schein an, als gehorche ich ihnen willig, und bat sie blos, mir so lange Frist zu schenken, bis ich mein Pferd gefüttert und meinen Wirth bezahlt habe. Der arme Schmied, der in Kasson geboren worden war, hielt meine Fügsamkeit für eine aufrichtige und sagte mir heimlich, er habe mir stets eine Ehrfurcht bewiesen, wie sie nur ein Vater oder ein Herr erwarten dürfe; ob ich ihn nun ganz unglücklich machen wolle, indem ich nach Maana gehe? Jedenfalls breche bald ein Krieg zwischen Kasson und Kadschaaga aus, sodaß er nicht allein die Früchte seiner vierjährigen Arbeiten verlieren, sondern auch zurückgehalten und in die Sclaverei verkauft werden würde, wenn seine Freunde nicht den doppelten Werth eines Sclaven für ihn bezahlten. Ich fühlte die volle Wahrheit dieser Worte und beschloß, nichts zu versäumen, was den armen Schmied aus seiner entsetzlichen Lage befreien könne. Ich erklärte dem Sohne des Königs daher, daß ich zur Abreise bereit sei, doch müsse ich die Bedingung machen, daß der Schmied, der aus einem fernen Reiche stamme und mit mir in keiner Verbindung stehe, die Erlaubniß erhalte, bis zu meiner Rückkehr in Joag zu bleiben. Diese Forderung wurde entschieden zurückgewiesen. Wir Alle hätten gegen das Gesetz gefehlt, hieß es, und so müßten wir auch sämmtlich für unser Betragen Rede stehen.

Mein Wirth, den ich bei Seite rief und durch ein wenig Schießpulver mir geneigt machte, gab mir den Rath, nicht nach Maana zu gehen. Der König sei in der Benutzung seiner Gewalt nicht allzu gewissenhaft, sagte er, und entdecke er bei mir etwas von Werth, so nehme er es mir. Ich versuchte nun, die Sache mit den Reitern abzumachen, und begann

*) Maana liegt unfern den Trümmern der ehemaligen französischen Factorei St. Joseph am Senegal. Mungo Park.

mit der Versicherung, daß es mir nicht in den Sinn gekommen sei, dem König oder den Gesetzen Verachtung zu beweisen; habe ich gefehlt, so möge man die Unerfahrenheit eines Fremden entschuldigen, der mit den Einrichtungen des Landes völlig unbekannt sei. Daß ich den Zoll, schloß ich, von dem ich nicht gewußt habe, daß er bei der Ueberschreitung der Grenzen vorauszubezahlen sei, jetzt entrichte, sei Alles, was man vernünftigerweise von mir fordern könne. Zugleich überreichte ich den Reitern als Geschenk für ihren Herrn die fünf Unzen Gold, welche der König von Bondu mir gegeben hatte. Sie nahmen das Gold, wollten aber nichtsdestoweniger mein Gepäck durchsuchen, und ich mußte sie gewähren lassen. Als die Ballen geöffnet wurden, sahen sich diese Menschen in ihrer Erwartung, viel Gold und Bernstein zu finden, bitter getäuscht. Sie entschädigten sich indessen, indem sie Alles nahmen, was ihnen gefiel, und beraubten mich der Hälfte meiner Sachen. Mit Sonnenuntergang wurde ich nach unaufhörlichem Gezänk endlich von ihnen befreit.

Meine Leute hatten allen Muth verloren, und das schlechte Abendessen, das wir nach dem langen Fasten verzehrten, gab ihnen ihre Zuversicht keineswegs wieder. Madibu bat mich dringend, die Rückreise anzutreten, Johnson nannte es lächerlich, ohne Geld weiter reisen zu wollen, und der Schmied zeigte sich nicht, ja er sprach nicht einmal, damit man nicht einen Einwohner von Kasson in ihm entdecke. Am andern Tage wurde unsere Lage auch für mich beunruhigend. Mir ohne Geld Lebensmittel zu verschaffen, war unmöglich, und ließ ich einige Bernsteinperlen sehen, so hörte der König gewiß davon und nahm mir die wenigen werthvolleren Gegenstände, welche ich bis jetzt glücklich versteckt hatte. Es blieb mir nichts übrig, als für diesen Tag zu fasten, wenn sich nicht eine günstige Gelegenheit zeige, Lebensmittel zu kaufen oder zu betteln.

Am Abend saß ich auf dem Bentang und kaute Stroh, als eine Sclavin, die mit einem Korbe auf dem Kopfe vorüberging, mich fragte, ob ich zu Mittag gegessen habe. Da ich die Frage für Spott hielt, so schwieg ich, aber mein Negerknabe, der sich in meiner Nähe befand, antwortete für mich, daß ich durch die Leute des Königs um mein ganzes Geld gekommen sei. Sogleich nahm die gute alte Frau, in deren Blicken sich ein herzliches Mitleiden aussprach, ihren Korb vom Kopfe, zeigte mir die Erdnüsse, welche er enthielt, und fragte mich, ob diese Speise mir zu-

sage. Als ich mit Ja antwortete, gab sie mir mit vollen Händen und entfernte sich, ohne meinen Dank abzuwarten. Ich kann nicht sagen, wie sehr dieses Betragen mich erfreute. Die schlichte alte Frau gehorchte dem Antriebe ihres Herzens, ohne nach meinem Charakter und meinen Umständen zu fragen. Sie wußte aus Erfahrung, daß Hunger schmerzt, und ihr eigenes Unglück ließ sie das meinige mitempfinden.

Die gute Sclavin war kaum gegangen, als ich erfuhr, daß ein Neffe Demba Sego Jalla's, des Königs von Kasson, mich besuchen wolle. Er hatte eine Gesandtschaft an den König von Kadschaaga übernommen, um zu versuchen, ob die zwischen diesem und seinem Oheim ausgebrochenen Streitigkeiten sich nicht auf friedlichem Wege beilegen ließen. Seine Gesandtschaft hatte keinen Erfolg gehabt, und er war jetzt auf der Rückreise. Was ihn zu mir führte, war bloße Neugier, doch hatte ich ihm meine Lage kaum mitgetheilt, als er sich erbot, falls ich am nächsten Morgen aufbrechen wolle, mich nach Kasson zu geleiten und unterwegs zu schützen. Ich nahm dieses Anerbieten mit Dank an und war mit dem ersten Grauen des nächsten Morgens reisefertig.

Mein Beschützer, der wie sein Oheim Demba Sego hieß, hatte ein zahlreiches Gefolge, sodaß unsere Gesellschaft aus dreißig Personen bestand, welche sechs geladene Esel mit sich führten. Nach einigen Stunden gelangten wir zu einem Baum, nach dem mein Dolmetscher Johnson sich wiederholt erkundigt hatte. Auf seine Bitten machten wir Halt, worauf er ein junges weißes Huhn hervorzog, das er in Joag zu diesem Zwecke gekauft hatte, das arme Thier mit einem Beine an einem Zweige festband, und nun mit der zuversichtlichen Hoffnung, daß unsere Reise eine glückliche sein werde, weiterging. Ich erzähle diesen Vorgang, um zu zeigen, wie die Neger denken und wie fest der Aberglaube in ihnen wurzelt. Johnson hatte sieben Jahre in England gelebt, und doch hing er noch immer an den Vorurtheilen seiner Jugend. Wie er glaubte, besänftigte sein Opfer die Geister des Waldes, unter denen er sich mächtige Wesen von weißer Farbe mit langem fliegenden Haar vorstellte.

Gegen Mittag langten wir in der großen Stadt Gungadi an, wo wir auf unsere zurückgebliebenen Esel eine Stunde lang warten mußten. Ich sah hier viele Dattelbäume und eine aus Lehm erbaute Moschee mit sechs Minarets, welche oben mit Straußeneiern geschmückt waren. Die

Sonne weilte noch am Horizont, als wir in Sami einritten. Die Stadt liegt am Senegal, der hier ein seichter aber schöner Fluß ist, und zwischen hohen grünen Ufern, in einem Bett von Sand und Kies ruhig dahinströmt. Das Land ist offen und gut bebaut, und die Felsenberge von Bambuk erhöhen die Schönheit der Gegend.

Am 28. December verließen wir mit Tagesanbruch Sami und erreichten nach Mittag Kayee, ein großes Dorf, das theils auf dem nördlichen, theils auf dem südlichen Ufer des Flusses liegt. Etwas oberhalb des Dorfes sieht man einen wahrhaft schönen Wasserfall. Der Fluß stürzt sich dort schäumend von Granitfelsen hinab und bildet unten ein Becken, dessen Wasser sehr tief ist und förmlich schwarz aussieht. Unsere Neger beschlossen, unsere Thiere an dieser Stelle in den Fluß zu werfen und sie ans andere Ufer hinüberschwimmen zu lassen.

Wir feuerten einige Flintenschüsse ab und riefen zu dem andern Ufer hinüber, dessen Einwohner dem Königreich Kasson unterworfen sind. Sie bemerkten uns und schickten uns ein Canoe für unser Gepäck. Ich hielt es nicht für möglich, unsere Thiere das Ufer hinunter zu treiben, da die Höhe desselben über dem Wasser mehr als 40 Fuß beträgt. Die Neger wußten sich jedoch zu helfen und trieben ein Thier nach dem andern zu einem Einschnitt, der fast senkrecht in das Ufer eingehauen war und einen glatten Boden hatte, weil schon viele andere Thiere auf dieselbe Weise hinabgerutscht waren. Als unsere Pferde und Esel unten waren, stiegen auch wir, mühsam aber ohne Unfall, hinab. Die Neger im Canoe legten die kräftigsten Pferde an Stricke, zogen sie ins Wasser und entfernten sich etwas vom Ufer. Nun wurden die anderen Pferde so lange geschlagen, bis sie in den Fluß sprangen und den anderen folgten. Einige Neger schwammen hinterher und trieben die Thiere, indem sie jedem, welches umkehren wollte, Wasser entgegenspritzten, ans andere Ufer. Nach Verlauf von funfzehn Minuten sahen wir alle glücklich landen.

Mit den Eseln hatten wir mehr Noth. Mit ihrer natürlichen Hartnäckigkeit trotzten sie lange der Peitsche und dem Stock, ehe sie sich ins Wasser treiben ließen, und noch mitten im Flusse kehrten vier trotz aller Bemühungen der Neger um. Es vergingen zwei Stunden, ehe wir sie sämmtlich drüben hatten. Eine dritte Stunde brauchten wir zum Hinüberschaffen unseres Gepäcks, und die Sonne stand bereits sehr tief, als

das Canoe zum letzten Male zurückkehrte, und Demba Sego und ich dieses Fahrzeug betraten, das bei der geringsten Bewegung umzuschlagen drohte. Meine Befürchtung verwirklichte sich in der That, denn als Demba Sego in diesem gerade nicht passenden Augenblicke eine mir gehörende zinnerne Büchse untersuchen wollte, welche vorn im Kahne stand, und die Hand nach ihr ausstreckte, verlor unser Fahrzeug das Gleichgewicht und schlug um. Zum Glück waren wir noch nicht weit im Flusse und konnten das Ufer ohne Schwierigkeit wiedergewinnen. Wir rangen unseren Kleidern das Wasser aus, bestiegen den Kahn abermals und kamen bald am Ufer von Kasson ans Land.

Sechstes Kapitel.

Ankunft in Tisih. — Unterredung mit dem Bruder des Königs. — Mungo Park wird in Tisih zurückgehalten. — Einige Bemerkungen über diesen Ort und seine Einwohner. — Begebenheiten daselbst. — Mungo Park wird abermals beraubt. — Abreise nach der Hauptstadt Kuniakerri. — Begebenheiten auf der Reise und Ankunft in Kuniakerri.

Wir hatten uns kaum auf dem Gebiet von Kasson ausgeschifft, als Demba Sego mir sagte, da ich mich nun im Gebiet seines Oheims außer aller Gefahr befinde, so hoffe er, daß ich durch ein schönes Geschenk meine Dankbarkeit für seine Dienste beweisen werde. Diese Worte überraschten mich um so mehr, als Demba Sego ja wußte, daß man mich in Joag geplündert hatte. Ich begann zu fürchten, daß ich durch meinen Uebergang über den Senegal nichts gewonnen habe. Aber es wäre unvorsichtig gewesen, wenn ich mich beklagt hätte, und so erhob ich nicht den geringsten Einwand, sondern gab dem Neffen des Königs sieben Stäbe Bernstein und etwas Tabak, womit er zufrieden zu sein schien.

Nach einem langen Ritt durch eine Gegend, in der ich mehrere Felsen von weißem Granit sah, erreichten wir Tisih und stiegen im Hause oder vielmehr in der Hütte Demba Sego's ab. Am folgenden Morgen (30. December) stellte mein Wirth mich seinem Vater Tiggity Sego vor, welcher ein Bruder des Königs und Befehlshaber von Tisih war. Dieser Greis betrachtete mich mit großer Aufmerksamkeit und sagte mir, ich sei

der zweite Weiße, den er jemals gesehen habe. In der Beschreibung, die er von dem ersten Weißen entwarf, glaubte ich den Major Houghton zu erkennen. Um den vielen Fragen Tiggity Sego's zu genügen, nannte ich ihm unverhohlen den Zweck meiner Reise. Er glaubte jedoch, daß ich ihn hintergehe und Absichten verfolge, welche ich nicht zu gestehen wage. Er bezeichnete es als unumgänglich, daß ich nach Kuniakerri gehe, um dem König meine Ehrfurcht zu bezeigen, erbat sich aber, ehe ich Tisih verlasse, meinen Besuch noch einmal.

Am Nachmittag entfloh ein Sclave Tiggity Sego's. Sogleich wurde Lärm gemacht, und Jeder, welcher ein Pferd besaß, warf sich auf dasselbe, um den Entflohenen in den Wäldern aufzusuchen. Auch Demba Sego schloß sich den Verfolgern an, nachdem ich ihm auf seine Bitten mein Pferd geliehen hatte. Nach Verlauf einer Stunde kamen die Reiter mit dem Sclaven zurück, der tüchtig gepeitscht und in Fesseln gelegt wurde.

Am nächsten Tage (31. December) erhielt Demba Sego Befehl, sich mit zwanzig Reitern in eine Stadt von Giduma zu begeben, um einen Streit beizulegen, der sich zwischen den Einwohnern von Tisih und den Mauren wegen einiger Pferde, welche von den letzteren gestohlen worden sein sollten, erhoben hatte. Demba Sego lieh abermals mein Pferd, indem er sagte, daß Zaum und Sattel desselben ihn bei den Mauren in Achtung setzen würden. Ich willigte wie früher ein, und er versprach mir binnen drei Tagen zurück zu sein. Während seiner Abwesenheit sah ich mir die Stadt an und unterhielt mich mit den Einwohnern, die mich neugierig betrachteten, aber auch viel Wohlwollen an den Tag legten und mich zu wohlfeilen Preisen mit Milch, Eiern und sonstigen Lebensmitteln versahen.

Tisih ist eine große Stadt, hat jedoch keine Mauern und gegen den Angriff eines Feindes keinen andern Schutz als eine Art von Citadelle, in welcher Tiggity wohnte. Nach der Erzählung der Einwohner wurde der Ort von Fulah-Hirten gegründet, welche von ihren großen Heerden, denen die vortrefflichen Weiden der Umgegend die reichlichste Nahrung boten, in Ueberfluß lebten. Ihr Wohlstand erregte den Neid der Mandingo, welche sich des Landes bemächtigten und die Hirten verjagten.

Obgleich die heutigen Einwohner von Tisih mit Vieh und Korn

reich versehen sind, zeigen sie sich in der Wahl ihrer Lebensmittel doch durchaus nicht wählerisch. Jung und alt, Herr und Sclave, Alle essen ohne den geringsten Widerwillen Eichhörnchen, Ratten, Maulwürfe, Heuschrecken und Schlangen. Eines Abends wurden meine Leute zu einem Feste eingeladen und freigebig bewirthet. Gegen das Ende des Mahls fand einer von ihnen, welcher Kouskous und vorzüglich Fisch gegessen zu haben glaubte, in der Schüssel ein Stück ganz harter Haut, welches er mir brachte, damit ich ihm sage, von welcher Fischart es herrühre. Ich untersuchte es und erkannte ein Stück Schlangenhaut.

Die Einwohner von Tisih haben eine andere, noch ungewöhnlichere Sitte. Ihre Frauen dürfen keine Eier essen. Mag dieses Verbot nun von einem alten Aberglauben stammen, oder mag ein alter listiger Buschrin, der die Eier sehr liebte und sie möglichst für sich behalten wollte, es veranlaßt haben, jedenfalls wird es mit Strenge gehandhabt, und man kann eine Frau nicht stärker beleidigen, als wenn man ihr ein Ei anbietet. Die Männer essen in Gegenwart ihrer Frauen Eier, ohne sich den mindesten Zwang anzuthun. Ich habe mehrere andere Mandingo-Länder besucht, aber nirgends gefunden, daß den Frauen der Genuß von Eiern untersagt gewesen wäre.

Am dritten Tage nach der Abreise seines Sohnes hielt Tiggity Sego einen Palaver, um eine höchst eigenthümliche Streitsache zu entscheiden. Ich war zugegen und überzeugte mich, daß die Vertreter beider Parteien viel Verstand und Feinheit entwickelten. Es handelte sich um Folgendes: Ein junger und reicher Kafir (Heide), der sich vor kurzer Zeit mit einer jungen und schönen Frau verheirathet hatte, bat einen Buschrin oder Mohamedaner, der einen großen Glaubenseifer verrieth, um Saphis, die ihn in dem bevorstehenden Kriege gegen Gefahren schützen sollten. Der Buschrin, der sich für einen Freund des Heiden ausgab, fertigte demselben Saphis, die jedoch nur dann eine volle Wirksamkeit entfalten würden, wenn der junge Ehemann sechs Wochen lang seine Frau nicht berühre. So grausam diese Bedingung auch war, unterwarf sich der Kafir derselben dennoch, ohne seiner Frau zu erklären, weshalb er sich von ihr fern halte.

Inzwischen begann man in Tisih zu flüstern, daß der Buschrin, der seine Gebete stets vor der Thür des Kafirs verrichtete, mit

der Frau desselben vertraulicher lebe, als er eigentlich solle. Das Gerücht kam auch dem Kafir zu Ohren, aber der gute junge Mann wollte an eine solche Schändlichkeit eines Freundes nicht glauben, und es verging ein ganzer Monat, ohne daß er eifersüchtig wurde. Da der Lärm, den diese Geschichte machte, immer zunahm, so beschloß er endlich, seine Frau zu fragen, und diese gestand ihm offenherzig, daß der Buschrin sie verführt habe. Nun schloß der Kafir seine Frau ein und verlangte einen Palaver, um über das Vernehmen des Buschrins ein Urtheil zu fällen. Derselbe wurde schuldig befunden und zur Sclaverei verurtheilt, wenn er sich nicht mit Einwilligung des beleidigten Ehemanns durch zwei Sclaven löse.

Der Kafir wollte gegen seinen schuldigen Freund nicht mit ganzer Strenge verfahren und erklärte sich für zufrieden gestellt, wenn der Verführer vor der Thür Tiggyty Sego's ausgepeitscht werde. Das Gericht willigte ein und schritt auf der Stelle zur Bestrafung. Man führte den Ehebrecher zu einem großen Pfahl, an den man ihn mit den Händen fest band. Nun bewaffnete sich der Henker mit einem langen schwarzen Stocke, schwang ihn mehrmals in der Luft und ließ ihn dann mit solcher Gewalt niederfallen, daß der Buschrin ein Geschrei ausstieß, welches in den Wäldern wiederhallte. Die zahlreichen Zuschauer bewiesen durch ihr Gelächter und ihre Beifallsrufe, wie sehr die Bestrafung des alten Verführers sie erfreue. Es fiel mir auf, daß man ihm genau die Zahl Schläge gab, welche im mosaischen Gesetz vorgeschrieben ist: vierzig weniger einen.

Da Tisih als Grenzstadt während des Kriegs wahrscheinlich einem Angriff der Mauren von Gidumа ausgesetzt war, so hatte Tiggity Sego vor meiner Ankunft in den benachbarten Dörfern so viele Lebensmittel einfordern oder aufkaufen lassen, daß die Stadt auch ohne die Ernte, welche in den Feldern stand, aber vielleicht von den Feinden vernichtet wurde, auf ein Jahr versorgt sei. Die Dorfbewohner fügten sich den Forderungen Tiggity Sego's bereitwillig und bestimmten einen Tag, an dem sie alle Lebensmittel, deren sie entbehren könnten, nach Tisih bringen würden. Dieser Tag war der 4. Januar 1796. Da mein Pferd noch nicht zurückgekehrt war, so ging ich am Nachmittag dem Zuge entgegen. Derselbe bestand aus etwa vierhundert Menschen, welche gute Ordnung

hielten und von denen ein jeder eine Calebasse mit Korn und Erdnüssen auf dem Kopfe trug. Eine starke Wache von Bogenschützen, welcher sich acht Sänger anschlossen, ging voran. Als der Zug der Stadt nahe kam, stimmten die acht Sänger ein Lied an, das Vers für Vers von dem ganzen Haufen wiederholt wurde, während Trommelwirbel die Pausen ausfüllten. Der Zug betrat die Stadt unter dem lauten Beifallsgeschrei der Einwohner und begab sich zu dem Hause Tiggity Sego's. Dort wurden alle Vorräthe niedergelegt, und am Abend versammelte man sich auf dem Bentang, wo getanzt und gejubelt wurde. Mehrere Landleute, welche die Lebensmittel herbeigetragen hatten, blieben drei Tage lang in Tisih, und während dieser Zeit hatte ich stets so viel Besuch, als ich aufzunehmen vermochte. Hatten die Einen ihre Neugier befriedigt, so traten Andere ein.

Am 5. Januar erschien in Tisih eine aus zehn Personen bestehende Gesandtschaft. Sie kam im Auftrage des Almami Abdelkader, Königs von Futa-Toro, einem westlich von Bondu gelegenen Gebiet. Nachdem Tiggity Sego die Einwohner zusammenberufen hatte, erklärten die Gesandten: „Wenn die Bevölkerung von Kasson nicht den mohamedanischen Glauben annimmt und ihre Bekehrung nicht dadurch beweist, daß sie elfmal täglich öffentliche Gebete anstellt, so kann der König von Futa-Toro in dem Kriege, dessen Ausbruch droht, nicht neutral bleiben und wird sein Heer mit dem des Königs von Kadschaaga vereinigen." *)

Diese Botschaft eines so mächtigen Fürsten rief eine große Bestürzung hervor, und nach einer langen Berathung unterwarfen sich die Einwohner von Tisih den Vorschriften des Monarchen, so demüthigend dieselben auch waren. Sie hielten also sämmtlich elf Gebete, worin man

*) In Futa-Toro war einundzwanzig Jahre vor Mungo-Park's Ankunft in Tisih eine Umwälzung ausgebrochen, durch welche die Priester die Herrschaft erlangt hatten. Ueberhaupt ist Futa-Toro eifrig mohamedanisch, und das dortige Medinalla (Gottesstadt) ist noch heute die hohe Schule dieses Theils von Afrika, auf welcher die jungen Neger aus Nähe und Ferne den Koran studiren. Die französische Ausgabe der Reisen Mungo Park's in der Nouvelle Bibliothéque des voyages anciens et modernes (IX, 34) läßt Futa-Toro „nach der übereinstimmenden Angabe mehrerer anderer Schriftsteller" von dem arabischen Stamme der „Abdelkader" bewohnt sein. Das ist falsch. Nach Gumprecht (Afrika, S. 235.) besteht die Bevölkerung, 800,000 an der Zahl, aus mohamedanischen Peuls, d. h. aus einem hellbraunen Stamm der Fulah.

einen hinreichenden Beweis ihres Abfalls vom Heidenthum und der Aufrichtigkeit ihrer Bekehrung zum Islam sah.

Erst am 8. Januar brachte mir Demba Sego mein Pferd zurück. Ich hatte ihn mit der größten Ungeduld erwartet und begab mich sogleich nach seiner Ankunft zu seinem Vater, um ihn zu benachrichtigen, daß ich in der Frühe des nächsten Tages nach Kuniakerri abreisen werde. Der Greis erhob einige nichtige Einwände, um mir am Ende zu erklären, daß ich an keinen Aufbruch denken könne, wenn ich ihm nicht zuvor den Zoll bezahle, welchen jeder Reisende zu entrichten habe. Außerdem hoffe er, daß ich für sein Wohlwollen erkenntlich sein werde.

Am Morgen des 9. besuchte mich mein Freund Demba Sego mit einem zahlreichen Gefolge und sagte mir, sein Vater schicke ihn, um das von mir ausgesuchte Geschenk zu besichtigen, und ich möge ihm daher dasselbe zeigen. Jede Klage war unnütz, jeder Widerstand nicht minder und so überreichte ich Demba Sego sechs Stäbe Bernstein und eben so viel Tabak. Nachdem er die Sachen eine Zeitlang kaltblütig betrachtet hatte, legte er sie mit den Worten nieder, ein solches Geschenk schicke sich nicht für einen Mann wie Tiggity Sego, der die Macht besitze, mir Alles zu nehmen. Ich behielt keine Zeit zu antworten, denn Demba Sego und seine Leute öffneten sogleich meine Waarenballen, breiteten den Inhalt auf der Erde aus und untersuchten ihn noch weit sorgfältiger, als es in Joag geschehen war. Sie nahmen ohne Umstände was ihnen gefiel, und Demba Sego bemächtigte sich unter Anderem der zinnernen Büchse, die bei unserm Uebergange über den Fluß seine Aufmerksamkeit erregt hatte. Als er mich verlassen hatte, raffte ich die Reste meiner Habe zusammen und sah nun, daß ich in Tisih, nachdem man mir in Joag die Hälfte meiner werthvollen Sachen genommen, die andere Hälfte eingebüßt hatte. Auch der Schmied, der doch im Königreich Kasson geboren war, mußte sein Gepäck öffnen und schwören, daß Alles sein Eigenthum sei. Dagegen läßt sich nun einmal nichts machen. Da ich Demba Sego für die Aufmerksamkeiten verpflichtet war, die er mir auf der Reise bewiesen hätte, so warf ich ihm sein räuberisches Benehmen nicht vor, beschloß aber, Tisih am nächsten Morgen zu verlassen. Um den Muth meiner Leute zu heben, kaufte ich ein fettes Schaf und ließ es zum Mittagsessen bereiten.

Am 10. Januar verließ ich Tisih bei frühem Morgen. Wir verfolgten einen aufsteigenden Weg und erreichten gegen Mittag eine Höhe, von der wir die Gebirge der Umgegend von Kuniakerri in der Ferne erblickten. Am Abend hielten wir in einem kleinen Dorfe an, wo wir übernachteten. Am folgenden Morgen machten wir uns bei Tagesanbruch auf den Weg und überschritten den Krieko, einen sehr reißenden Fluß, der ein Arm des Senegals ist. Eine halbe Meile von diesem Fluß entfernt, fanden wir eine große Stadt, Medina genannt, welche wir ohne Aufenthalt durchzogen, und um Zwei Uhr Nachmittags sahen wir Jumbo, den Geburtsort des Schmieds, von dem er viele Jahre lang abwesend gewesen war. Sein Bruder war durch irgend einen Reisenden von seiner Ankunft benachrichtigt worden, und kam uns, von einem Sänger begleitet, entgegen. Er führte ein Pferd, damit der Schmied seinen Einzug mit Anstand halten könne, und bat uns, unsere Flinten tüchtig mit Pulver zu laden.

Als wir Jumbo näher kamen, stellte sich der Sänger an die Spitze und die beiden Brüder folgten unmittelbar. Gleich darauf so stießen viele Einwohner zu uns und legten durch Gesänge und Sprünge ihre Freude an den Tag, ihren Landsmann wieder in ihrer Mitte zu haben. Als wir den Ort selbst erreichten, begann der Sänger ein Loblied auf den Schmied, indem er dessen Muth in Gefahren feierte. Der Schluß war eine Aufforderung an alle Freunde, dem Zurückgekehrten ein tüchtiges Mahl zu bereiten. Als wir bei dem Hause des Schmieds ankamen, stiegen wir von den Pferden und feuerten unsre Flinten ab. Der Schmied wurde von seinen Verwandten mit großer Zärtlichkeit empfangen und verrieth selbst viel Gefühl. Diese schlichten Naturkinder legen sich keinen Zwang an und überlassen sich ihrer Rührung auf die stärkste und ausdrucksvollste Weise. Mitten in dem allgemeinen Entzücken erschien die Mutter des Schmieds, eine alte blinde Frau, die sich auf einen Stock stützte. Jedermann machte ihr Platz, als sie auf den Schmied zuging, ihm die Hände entgegen streckte, ihm zu seiner Rückkehr Glück wünschte und ihm darauf Hände, Arme und Gesicht betastete. Sie schien entzückt zu sein, daß ihrem Alter noch einmal der Trost seiner Gegenwart werde und ihr Ohr noch einmal seine Stimme höre. Diese rührende Scene überzeugte mich vollständig, daß Europäer und Neger, welche Verschiedenheit in ihren Zügen

und ihrer Hautfarbe auch liegen mag, doch in den sanften Gefühlen und Empfindungen, welche die Natur dem Menschen einflößt, einander ganz gleich sind.

In den ersten Augenblicken dieser Zusammenkunft des Schmieds und seiner Verwandten hatte ich mich zur Seite neben der Thüre nieder gesetzt, um nicht zu stören. Ich glaubte der Schmied werde so sehr alle Aufmerksamkeit auf sich lenken, daß Niemand mich beachten werde. Nach einiger Zeit setzten sich alle nieder und der Schmied mußte auf die Bitte seines Vaters seine Abenteuer erzählen. Sofort entstand ein allgemeines Schweigen. Nachdem der Schmied Gott mehrmals gedankt hatte, daß er ihn so gnädig geschützt habe, schilderte er Alles, was ihm auf seiner Reise von Kasson an den Gambia begegnet war, ging dann zu seinen Beschäftigungen in Pisania über und schloß mit der Erzählung der Gefahren, denen er bei der Rückkehr entgangen war. In dem letzten Theile seines Berichts hattte er mehrmals Gelegenheit, meiner zu erwähnen, und nachdem er die Güte, mit der ich ihn behandelt hatte, in den stärksten Ausdrücken geschildert hatte, zeigte er auf die Stelle, wo ich saß, und rief: „Affille ibi siring (da sitzt er)!“ Augenblicklich wendeten sich alle Augen auf mich, und es schien, als ob ich aus den Wolken gefallen sei. Die guten Leute waren erstaunt, mich nicht früher bemerkt zu haben, und einige Frauen und Kinder verriethen große Unruhe, sich so nahe bei einem Manne zu befinden, dessen Farbe und Gesichtszüge so ungewöhnlich waren. Indessen verschwand ihre Furcht nach und nach, und als der Schmied die Versicherung gegeben hatte, daß ich nicht böse sei und ihnen kein Unheil zufügen werde, gewannen einige so viel Kühnheit, sogar meine Kleider zu untersuchen. Andere blieben dagegen mistrauisch, und wenn ich mich bewegte oder die Kinder betrachtete, so ergriffen die Mütter mit ihnen die Flucht. Erst nach einigen Stunden gewöhnten sich Alle so an mich, daß sie mich nicht mehr fürchteten.

Den Rest des Tages und den folgenden Tag verlebte ich in der Gesellschaft dieser guten Leute, aber dann mußte ich an meine Abreise denken. Der Schmied erklärte, daß er sich während meines Aufenthalts in Kuniakerri nicht von mir trennen werde. Am 14 brachen wir dahin auf und rasteten am Mittag in Sulo, einem kleinen drei Viertelmeilen südlich vom Hauptorte gelegenen Dorfe. Sulo liegt etwas vom Hauptwege ab

und ich besuchte es nur deshalb, um einen Slati Namens Salim Daucari zu sprechen, der nach dem Gambia handelte und in großer Achtung stand. Dr. Laidley, der diesen Mann genau kannte, hatte ihm Waaren im Werthe von fünf Sclaven anvertraut und mir eine Anweisung auf seine Forderung übergeben. Zum Glück war der Slati anwesend und empfing mich mit vieler Freundlichkeit.

Ich muß hier erwähnen, daß der König von Kasson meinen Abstecher sogleich erfahren haben mußte, denn kaum war ich einige Stunden dort, als sein zweiter Sohn Samba Sego mit mehreren Reitern erschien und mich fragte, weshalb ich nicht unmittelbar nach Kuniakerri gereist sei, um mich dem Könige vorzustellen, der mich mit Ungeduld erwarte. Salim Daucari entschuldigte mich und versprach, mich noch an demselben Tage nach der Hauptstadt zu führen. Wir stiegen also bei Sonnenuntergang zu Pferde und befanden uns nach einer Stunde in Kuniakerri. Der König hatte sich bereits schlafen gelegt, und wir verschoben unsern Besuch daher auf den nächsten Morgen, indem wir uns zu der Wohnung Samba Sego's begaben.

In dem folgenden Kapitel werde ich meine Unterredung mit dem König und meine Erlebnisse in den Reichen Kasson und Kaarta erzählen.

Siebentes Kapitel.

Mungo Park wird vom Könige gut aufgenommen. — Vorfälle während des Aufenthalts in Kuniakerri. — Abreise nach Kemmu, der Hauptstadt von Kaarta. — Der König räth Mungo Park wegen des bevorstehenden Krieges mit Bambarra, seine Reise nicht fortzusetzen. — Mungo Park beharrt jedoch auf seinem Vorsatze und beschließt, nach dem maurischen Reiche Ludamar zu gehen. — Aufbruch nach Dscharra mit starker Bedeckung.

Am 15 Januar 1796 Morgens in der achten Stunde wurde ich zum König Demba Sego Jalla geführt. Es drängte sich so viel Volk herzu, um mich zu sehen, daß ich kaum durchzukommen vermochte. Endlich verschaffte man mir Platz und ich gelangte zum König, den ich in einer großen Hütte auf einer Matte sitzend fand. Er ist ein Greis von etwa sechzig Jahren, der wegen seiner glücklichen Kriege und seiner Milde

in Friedenszeiten beim Volke sehr beliebt ist. Ich machte ihm eine tiefe Verbeugung, und er betrachtete mich mit vieler Aufmerksamkeit. Als Salim Daucari ihm mittheilte, welche Zwecke ich verfolge und warum ich durch sein Gebiet reise, schien der König an die Wahrheit dieser Erläuterungen nicht so recht zu glauben, versprach mir aber doch seinen Schutz. Er erzählte mir, er habe den Major Houghton gesehen und ihm ein weißes Pferd geschenkt. Dieser Reisende sei dann nach Kaarta gegangen und habe das Land der Mauren besucht, wo er — auf welche Weise wisse man nicht — umgekommen sei. Nach dieser Audienz begab ich mich in meine Wohnung zurück und wählte unter dem Reste meiner Sachen etwas für den König aus. Da ich von Salim Daucari noch nichts erhalten hatte, so fiel mein Geschenk dürftig aus, wurde aber doch gut aufgenommen und mit der Gegengabe eines weißen Ochsen erwiedert. Der Anblick dieses schönen Thieres versetzte meine Leute in Entzücken, da weiße Rinder nur solchen Leuten gegeben werden, welche in Gunst stehen.

Trotz dieser günstigen Stimmung des Königs entdeckte ich bald, daß meine Weiterreise große Hindernisse finden werde. Wie ich hörte, war das Königreich Kaarta, welches ich zunächst besuchen wollte, in die Streitigkeiten zwischen Kasson und Kadschaaga verwickelt und überdies von Bambarra her mit Krieg bedroht. Der König selbst unterrichtete mich von diesen Verhältnissen und rieth vier oder fünf Tage in Kuniakerri zu verweilen, bis seine Boten zurückkehrten, welche er nach Kaarta geschickt habe, um über Bambarra nähere Nachricht einzuziehen. Ich begab mich nach Sulo, um dort die Rückkehr der Boten zu erwarten und Dr. Laidley's Forderung an Salim Daucari einzuziehen. Ich erhielt jedoch nur den Werth von drei Sclaven, der mir hauptsächlich in Goldstaub ausgezahlt wurde. Inzwischen hörte ich von dem wirklichen Beginn des Kriegs zwischen Bambarra und Kaarta und beschloß nun, über Fulahdu zu gehen. Salim Daucari bat den König in meinem Namen um die Erlaubniß dazu und um Wegweiser, erhielt aber die Antwort, da Demba Sego Jalla vertragsmäßig verpflichtet sei, alle Reisende und Waaren durch Kaarta zu schicken, so könne er mir keine Wegweiser geben, wenn er mich auch nicht hindern wolle, meinen Weg über Fulahdu zu nehmen. Da ich schon empfunden hatte, wie nöthig der Schutz eines Königs mir war, so fügte ich mich um so mehr darein, die Rückkehr

der Boten abzuwarten, als ich auf neue Hülfsquellen nicht sicher rechnen konnte und daher eine Wiederholung der früheren Vorfälle sorglich vermeiden mußte.

Inzwischen entstand das Gerücht, daß Salim Daucari mir viel Gold gegeben habe, und zog mir am 23. Morgens einen neuen Besuch Samba Sego's und seiner Reiter zu. Dieser wackere Mann forschte nach dem genauen Betrage des Goldes, von dem die Hälfte dem König gebühre, und forderte außerdem für sich als den Sohn und für seine Begleiter als die Verwandten des Königs Geschenke. Hätte ich alle diese Begehren erfüllt, so würde mir wenig geblieben sein. Zum Glück brachte Salim es durch seine Verwendung dahin, daß Samba Sego sich mit sechszehn Stäben*) in europäischen Waaren und etwas Pulver und Blei begnügte.

Am Morgen des 26. Januars erstieg ich den Gipfel eines hohen Hügels südlich von Sulo und hatte hier die schönste Aussicht, die mir in Afrika noch zu Theil geworden war. Wie stark bewohnt diese reizende Ebene ist, kann man schon daraus schließen, daß viertausend Krieger von Kasson dem Ruf der Kriegstrommel ihres Königs folgen. Als ich die Felsen des Bergkammes, die fast von jeder Pflanzendecke entblößt waren, untersuchte, entdeckte ich in den Schatten des Gesteins viele große Höhlen, in denen sich die Wölfe und Hyänen während des Tages verbergen. Einige dieser Thiere machten uns in der Nacht des 27. einen Besuch. Die Hunde des Dorfes, welche diese Gäste bald witterten, bellten nicht, sondern heulten kläglich. Bei diesen Tönen bewaffneten sich die Einwohner, da sie die Bedeutung derselben kannten, versahen sich mit Heubündeln und eilten zu der Umzäunung mitten im Dorf, in der das Vieh sich befand. Hier steckten sie die Heubündel in Brand und verbreiteten sich dann unter lautem Geschrei nach den Bergen hin. Die Wölfe wurden dadurch allerdings verscheucht, hatten aber bereits fünf Stück Rindvieh zerrissen und eine noch größere Anzahl verwundet.

Am 1. Februar kehrten die Boten des Königs mit der Nachricht zurück, daß der Krieg zwischen Bambarra und Kaarta nicht begonnen habe, und daß ich wahrscheinlich durch Kaarta reisen könne, ehe die Bam-

*) Mungo Park hatte also nach der im zweiten Kapitel mitgetheilten Berechnung 1 Pf. 12 Sch. zu bezahlen.

barraner einrückten. Am 3. Februar Morgens stellten sich zwei berittene Wegweiser ein, welche mich bis zur Grenze begleiten sollten. Ich verabschiedete mich von Salim Daucari wie von dem guten Schmiede, der stets so besorgt für mein Wohl gewesen war, und verließ Sulo in der zehnten Stunde. Mein Weg führte mich durch ein bergiges und mit Felsen bedecktes Land. Die Ufer des Krieko, denen ich an diesem und dem nächsten Tage folgte, waren sorgfältig angebaut und stark bewohnt. In diesem Augenblicke wurde die Zahl der Einwohner noch durch Flüchtlinge aus Kaarta vermehrt, die der König vertrieben hatte. In Kimo, einem großen Dorfe und der Residenz des Statthalters der Gebirgslandschaften von Kasson, kehrten die Wegweiser des Königs von Kasson zurück. Es vergingen zwei Tage, ehe ich den Statthalter bewegen konnte, mir neue Wegweiser zu geben.

Am 7. Februar folgte ich dem Krieko wieder bis zu der beträchtlichen Stadt Kangi, wo dieser schöne Fluß blos ein kleiner Bach ist. Er entspringt unfern von dieser Stadt im Osten, erreicht schnellen Laufes den Fuß des Berges Tappa und durchströmt nun in anmuthigen Windungen die reizenden Ebenen von Kuniakerri, bis er sich, nachdem er einen andern, von Norden kommenden Fluß aufgenommen hat, in der Nähe der Feluh-Stromschnellen in den Senegal ergießt.

Am 8. Februar ritten wir durch ein rauhes und steiniges Land bis zu dem kleinen Dorfe Laccarago, das auf der Hügelreihe liegt, welches die Grenze zwischen Kasson und Kaarta bildet. An diesem Tage begegneten wir vielen hundert Flüchtlingen, welche Kaarta mit Gepäck und Familie verließen. Am 9. Februar führte uns unser Weg auf einen Hügel, von dem ich das Land weit überblicken konnte. Gegen Südosten sah ich hohe Berge, die Gebirge von Fulahdu, wie mein Wegweiser sagte. Unser Hinabsteigen auf einem steinigen und sehr steilen Pfade war sehr beschwerlich, bis wir eine tiefe Schlucht, das Bett eines ausgetrockneten Flusses, erreichten. Hier war es kühl und fast dunkel, denn die Bäume bildeten über unseren Köpfen ein dichtes Laubdach. In kurzer Zeit erreichten wir das Ende dieser romantischen Schlucht und traten gegen Zehn Uhr aus den Bergen auf die eintönigen und sandigen Flächen von Kaarta hinaus. Mittags rasteten wir bei einem Korree oder Wasserplatze, wo ich für einige Glasperlen so viel Milch und Maismehl kaufte, als ich zu unserm

Mittagsessen brauchte. Die Lebensmittel sind hier so wohlfeil und die Hirten leben in einem solchen Wohlstande, daß sie sich die Erfrischungen, welche sie den Reisenden liefern, selten bezahlen lassen.

In Fisurah, wo wir übernachteten, blieben wir auch während des folgenden Tages, um unsere Wäsche reinigen zu lassen und uns nach dem Stande der Dinge zu erkundigen. Als wir am folgenden Tage abreisen wollten, forderte unser Wirth, den unruhigen Zustand des Landes benutzend, eine so übertriebene Summe, daß ich sie ihm rundweg abschlug. Meine Begleiter waren aber wegen des nahen Krieges so besorgt, daß sie mich nicht weiter begleiten wollten, wenn ich den Wirth nicht befriedige und zugleich bestimme uns bis Kemmu zu begleiten. Ich mußte also Unterhandlungen beginnen, welche zuletzt damit endeten, daß unser Wirth gegen die Abtretung meiner wollenen Decke, in der ich zu schlafen pflegte, seine Ansprüche aufgab und uns sogar begleitete. Dieser Mann gehörte zu den Johars, welche die Gebräuche des Islams angenommen haben, aber geistige Getränke genießen und an dem ganzen Aberglauben des Heidenthums festhalten. Die Johars sind eben so zahlreich als mächtig.

Unser Wirth gab uns eine Probe von seinem Aberglauben, als wir die dunkeln und einsamen Theile des Waldes erreichten. Nachdem wir auf seine Bitten Halt gemacht hatten, nahm er ein hohles Stück Bambus vom Halse, das dort die Stelle eines Amulets vertrat, und pfiff dreimal aus allen Kräften. Dies machte mich nicht wenig bestürzt, denn ich glaubte nicht anders, als daß er seine Helfershelfer herbeirufe, welche im Walde versteckt seien. Er beruhigte mich aber durch die Versicherung, daß er blos zu erfahren wünsche, ob unsere Reise eine glückliche sein werde. Er stieg sodann vom Pferde, legte seinen Speer über den Weg, betete mehrmals und pfiff wieder dreimal, worauf er horchte, als ob er eine Antwort erwarte. Da sich nichts hören ließ, forderte er uns zur Weiterreise auf, weil nun keine Gefahr mehr zu besorgen sei.

Mehrere Dörfer, die wir am Nachmittage berührten, standen ganz leer, da sämmtliche Einwohner aus Furcht vor dem Kriege nach Kasson geflüchtet waren. Karankalla, wo wir gegen Abend ankamen, trug noch die Spuren des Krieges mit Bambarra, der vor vier Jahren gewüthet hatte. Diese einst große und blühende Stadt war damals geplündert worden, und noch lag die Hälfte in Trümmern. Von Karankalla bis

Kemmu hatten wir blos eine kleine Tagereise und nahmen uns deshalb Zeit. Bei dem Sammeln der eßbaren wilden Früchten, welche am Wege wuchsen, hatte ich mich von meinen Leuten entfernt und ritt einem Hügel zu, um mich nach ihnen umzusehen, als zwei berittene, mit Flinten bewaffnete Neger aus dem Walde hervorsprengten. - Ich hielt an, die beiden Reiter thaten dasselbe, und wir schienen gegenseitig gleich sehr über dieses Zusammentreffen erstaunt zu sein. Die Neger aber waren bestürzter als ich, denn als ich mich ihnen näherte, ritt der eine, nachdem er mich zuvor mit Abscheu angesehen hatte, gestreckten Laufes davon, während der andere seine Augen voll Schrecken mit den Händen bedeckte und immerfort Gebete murmelte, bis sein Pferd ihn seinem Gefährten nachführte. Später stießen die beiden Reiter auf meine Leute und erzählten diesen, daß ihnen ein furchtbarer Geist mit flatternden Gewändern begegnet sei, bei dessen Erscheinen ein Wind, erkältend wie ein Wassersturz, geweht habe.

Um Mittag erblickten wir die Hauptstadt von Kaarta in der Ferne. Die Ebene, in der Kemmu liegt, ist überall offen, da man die Wälder, um Stoff zum Bauen nnd Kochen zu erhalten, gefällt hat. Als ich um Zwei Uhr Nachmittags eintritt, begab ich mich auf der Stelle in einen Hof, welcher der Wohnung des Königs gegenüber lag. Da sich eine solche Menge von Neugierigen um mich versammelte, daß ich nicht abzusteigen wagte, so schickte ich meinen Wegweiser zum König, um ihn von meiner Ankunft zu benachrichtigen. Der König ließ antworten, daß er mich am Abend sehen wolle, und sein Bote hatte zugleich den Auftrag, mir eine Wohnung zu verschaffen und mich gegen jede Beleidigung zu beschützen. Er führte mich in einen Hof, an dessen Eingang er eine mit einem Stock bewaffnete Wache aufstellte, um die Menge zurückzutreiben. Dann wies er mir eine große Hütte zur Wohnung an. Ich hatte mich kaum gesetzt, als die Menge eindrang. Sie war nicht abzuweisen gewesen, und ich fand mich von so vielen Neugierigen umringt, als die Hütte zu fassen vermochte. Als die ersten Besucher so lange geblieben waren, um mich zu sehen und einige Fragen an mich zu stellen, entfernten sie sich, um anderen Platz zu machen, und so füllte und leerte sich mein Zimmer dreizehnmal hinter einander.

Etwas vor Sonnenuntergang ließ mich der König zu sich bescheiden. Ich folgte dem Boten durch verschiedene Höfe, deren Mauern sehr hoch

waren. In diesen Höfen lagen große Heubündel, welche im Fall einer Belagerung zur Ernährung der Pferde bestimmt waren. Als ich in den Hof trat, in dem der König sich befand, staunte ich über die große Anzahl der anwesenden Personen und über die Ordnung, in welcher Alle saßen, die Männer rechts vom König, die Frauen und Kinder links. Für mich hatte man einen Durchgang offen gelassen.

Der König, dessen Name Daisi Kurabarri war, unterschied sich in seiner Kleidung von seinen Unterthanen nicht. Sein Thron war eine etwa zwei Fuß hohe, mit einem Leopardenfell bedeckte Rasenbank, welche allein auf seine Würde hindeutete. Als ich vor ihm auf der Erde Platz genommen, ihm den Zweck meiner Reise erklärt und ihn um seinen Schutz gebeten hatte, antwortete er mit vieler Freundlichkeit, sprach aber zugleich sein Bedauern aus, mir in seiner gegenwärtigen Lage wenig helfen zu können. Seit einiger Zeit, sagte er, bestehe zwischen Kaarta und Bambarra keine Verbindung mehr, und ich dürfe kaum hoffen, Bambarra auf einer der gewöhnlichen Straßen erreichen zu können, da der König jenes Landes mit seinem Heere in Anmarsch und schon in Fulahdu eingerückt sei, so daß ich, da ich aus Feindeslande komme, gewiß ausgeplündert oder als Späher behandelt würde. Er könne nicht einmal wünschen, schloß der König, daß ich den Ausgang in Kaarta abwarte, denn wie leicht könne mir ein Unfall begegnen, und dann werde man ihn anklagen, daß er einen Weißen ermordet habe. Ich möge daher nach Kasson zurückgehen und dort die zwei oder drei Monate verleben, nach denen der Krieg wahrscheinlich beendet sein werde.

Dieser Rath war ohne Zweifel gut, und ich würde ihn befolgt haben, wenn nicht die heiße Jahreszeit nahe gewesen wäre und ich Bedenken getragen hätte, während der Periode der großen Regen im innern Afrika zu verweilen. Auch meine Abneigung, ohne eine Entdeckung umzukehren, wirkte auf mich ein. Ich bat daher den König, wenn er mich nicht nach Bambarra führen lassen könne, so möge er mir wenigstens einen Boten mitgeben, der mich so weit begleite, als er es ohne Gefahr für sich selbst thun könne. Da der König mich entschlossen sah, auf jede Gefahr hin vorwärts zu gehen, so sagte er mir, ich könne noch einen andern Weg einschlagen, der freilich ebenfalls keine große Sicherheit darbiete. Dieser Weg führe von Kaarta nach dem maurischen Reiche Ludamar (Land der Uled

Amer), von wo aus ich in anderer Richtung nach Bambarra gelangen könne. Wolle ich diesen Weg einschlagen, so werde er mich bis zur Grenzstadt Dscharra führen lassen. Ich mußte ihm nun von meinen Erlebnissen auf der Reise erzählen, und er hatte mich eben gefragt, wie viele Sclaven ich kaufen werde, als ein Bote auf einem schönen arabischen Pferde, das ganz mit Schaum bedeckt war, in den Hof sprengte. Indem der König seine Sandalen aufhob, gab er das Zeichen, daß jeder Fremde sich zu entfernen habe. Eine Stunde später erfuhr ich, der Bote habe die Nachricht gebracht, daß das Heer von Bambarra Fulahdu verlassen habe und gegen Kaarta heranziehe. Dieser Bote gehörte zu der Leibwache des Königs, welche in Zeiten der Gefahr von Berg zu Berg eine Postenkette bildet und auf diese Weise die Bewegungen eines Feindes zeitig entdecken und melden kann.

Am Abend schickte mir der König ein fettes Schaf. Dieses Geschenk kam mir um so gelegener, als ich und meine Gefährten den ganzen Tag nichts gegessen hatten. Während wir das Thier zubereiteten, kam die Stunde des Gebets, die hier nicht, wie es sonst gewöhnlich ist, von einem Priester ausgerufen, sondern durch die Töne von Trommeln und großen Elephantenzähnen, die man wie Büffelhörner ausgehöhlt hatte, angekündigt wurde. Der Ton dieses letztern Instrumentes ist sehr wohlklingend und kommt der menschlichen Stimme näher, als irgend ein anderer Ton, den man künstlich erzeugt. Da der größte Theil des königlichen Heeres in Kemmu anwesend war, so wurden die Moscheen stark besucht, und ich konnte bemerken, daß beinahe die Hälfte aller Krieger aus Mohamedanern bestand.

Am 13. Februar überschickte ich dem König bei Tagesanbruch meine Sattelpistolen als Geschenk und ließ ihn zugleich bitten, mir einen Wegweiser mitzugeben. Da Kemmu wahrscheinlich bald belagert wurde, so wollte ich den Ort sogleich verlassen. Nach einer Stunde erschienen acht Reiter, die den Auftrag hatten, mich nach Dscharra zu führen. Sie forderten mich im Namen des Königs auf, meine Reise möglichst zu beschleunigen, damit sie zurückkehren könnten, ehe die Entscheidung erfolge. Ich brach daher sogleich auf, und drei Söhne des Königs und zweihundert Reiter gaben mir eine Strecke weit das Geleit.

Achtes Kapitel.

Reise von Kemmu nach Funingkadi. — Der Lotus. — Ein maurischer Ueberfall. — Reise nach Simbing. — Das Schicksal des Majors Houghton. — Ankunft in Dscharra. — Der Krieg zwischen den Staaten Kaarta und Bambarra. —

Der älteste Sohn des Königs verließ uns am Abend des Tages unserer Abreise, aber die beiden andern Söhne begleiteten uns bis zu dem Dorfe Marina, wo wir übernachteten. In der Nacht brachen Diebe in die Hütte, in welcher mein Gepäck lag, schnitten mit einem Messer eines meiner Felleisen auf und stahlen eine Menge Glasperlen und mit einem Theil meiner Kleider auch den Bernstein und das Gold, die sich zufällig in einer der Taschen befanden. Ich beklagte mich bei den Söhnen des Königs, jedoch ohne Erfolg.

Am nächsten Tage (14. Februar) verließen wir Marina, als die Sonne bereits hoch am Himmel stand, und ritten in der entsetzlichen Hitze langsam dahin, als die Reiter des Königs unweit der Straße zwei unter Dornengebüsch versteckte Neger entdeckten. Da die Leute wahrscheinlich entlaufene Sclaven waren, so wurde das Gebüsch umstellt, um ihr Entweichen zu verhindern. Die Bedrohten verloren aber den Muth nicht. Jeder zog drei Pfeile aus dem Köcher, von denen er zwei in den Mund nahm und einen auf den Bogen legte. Die Folge war, daß unsere Reiter außer Schußweite anhielten und eine Unterredung eröffneten. Nun zeigte es sich, daß die beiden Neger Einwohner eines nahen Dorfes waren, welche Tomberongs sammeln wollten.

Die Tomberongs sind kleine mehlreiche Beeren von gelber Farbe und die Früchte des Lotus. (Rhamnus lotus, L). Die Neger hatten an diesem einen Tage zwei Körbe voll gesammelt. Die Einwohner bereiten aus diesen Beeren eine Art Brot, indem sie die Früchte einige Tagelang in die Sonne stellen und sie dann so lange in einem hölzernen Mörser stampfen, bis das mehlige Fleisch von den Kernen sich gelöst hat. Man formt dieses Mehl, indem man etwas Wasser zusetzt, zu Kuchen, welche sowohl die Farbe als den süßen Geschmack der schönsten Pfefferkuchen haben. Die Kerne wirft man in ein mit Wasser gefülltes Gefäß, damit das an ihnen klebende Mehl aufgelöst werde. Setzt man diesem

Wasser etwas zerstampfte Hirse zu, so erhält man Fondi, einen wohlschmeckenden Brei, der in Ludamar während der Monate Februar und März das gewöhnliche Frühstück bildet. Das Ernten der Frucht macht wenig Mühe: man breitet ein Tuch auf den Boden und schlägt die Beeren mit Stangen von den Zweigen.

Ich habe diesen Lotus in allen Ländern, welche ich besuchte, in Menge gefunden, am häufigsten aber in dem leichten Sandboden von Kaarta, Ludamar und Nord-Bambarra, wo er einer der gemeinsten Sträucher ist. Der Lotus des Gambia gehört zu derselben Art, wenn er auch viel größere Blätter hat, als der in der Wüste wachsende. Da dieser Strauch in Tunis und den südlichen Ländern, deren Einwohner von ihm ebenfalls eine Art Brot gewinnen, auch vorkommt, so zweifle ich nicht, daß der Lotus, den ich gesehen habe, mit der Pflanze identisch ist, von der Plinius sagt, daß sie den libyschen Lotophagen zur Speise diene. Wie der römische Naturforscher erzählt, näherte sich ein Heer in Libyen von dem Brote, das man aus den Beeren des Lotus bereitet. Ich habe dieses Brot so süß und wohlschmeckend gefunden, daß es mich Wunder nehmen sollte, wenn unsere Soldaten über eine solche Nahrung Klage führten.

In dem Dorfe Turda, wo wir übernachteten, verließen mich die königlichen Reiter bis auf zwei, welche mich als Wegweiser nach Dscharra begleiten sollten. Gegen Zwei Uhr Nachmittags erreichten wir die bedeutende Stadt Funingkedi, wo man vor den Mauren solche Furcht hatte, daß einer meiner Begleiter, der einen Turban trug, nicht wenig Unruhe erregte. Als das Misverständniß sich aufgeklärt hatte, fanden wir bei einem Slati, der nach dem Gambia handelte, die beste Aufnahme. Wir hörten hier, daß am 17. Februar eine Gesellschaft Reisender nach Dscharra abgehen wolle. Da die Straße durch die Mauren sehr unsicher gemacht wurde, so wartete ich auf den Aufbruch dieser Gesellschaft, um mich ihr anzuschließen. Die meisten Buschrins (Mohamedaner) und vermögenden Einwohner befanden sich zur Zeit in Dscharra, um die Uebersiedelung ihrer Familien und Sachen einzuleiten. Alles fürchtete den nahen Krieg.

Die Mauren hatten kurz vorher mehrmals Vieh fortgetrieben und zeigten sich auch in der Nacht des Tages meiner Ankunft. Ich schlief auf

meiner Ochsenhaut hinter der Thür der Hütte, als ich in der zweiten Morgenstunde durch das Gekreisch der Weiber und einen allgemeinen Lärm erweckt wurde. Zuerst glaubte ich, daß das Heer von Bambarra anrücke, aber mein Negerknabe, der die Spitze einer Hütte erklettert hatte, benachrichtigte mich, daß die Feinde Mauren seien, welche Vieh stehlen wollten und der Stadt ganz nahe wären. Als ich das Dach der Wohnung erstieg, sah ich eine große Heerde Ochsen, die der Stadt zuflohen und von fünf berittenen Mauren verfolgt wurden. An mehreren Quellen nahe bei der Stadt erreichten die Diebe das Vieh, suchten achtzehn der schönsten Ochsen aus und entfernten sich mit ihrer Beute. Während dieser Zeit hatten sich die Einwohner, wohl fünfhundert an Zahl, an der Mauer versammelt, leisteten aber keinen Widerstand, obgleich die fünf Mauren das Vieh an ihnen auf Pistolenschußweite vorbei trieben. Blos vier Neger schossen, jedoch ohne Wirkung, da die Gewehre nur mit Pulver geladen waren. Gleich darauf wurde ein junger Mann, von mehreren Negern unterstützt, auf einem Pferde in die Stadt geführt. Es war ein Hirt, der von den Mauren verwundet worden war, weil er seinen Speer nach ihnen geworfen hatte.

Der arme Bursche wurde in seine Hütte getragen, wo seine untröstliche Mutter ihn empfing. „I m a s s o f o n i o," wiederholte sie unaufhörlich, „i m a s s o f o n i o a b a d a (er sagte nie eine Lüge, niemals)." Man bat mich, die Wunde zu untersuchen, und ich fand leider, daß die Kugel unterhalb des Knies beide Beinröhren zerschmettert hatte. Der Verwundete war vom Blutverlust ohnmächtig geworden und befand sich überhaupt in einem so mislichen Zustande, daß ich keine Rettung für ihn sah, wenn man ihm nicht das Bein abnehme. Schon vor dem bloßen Vorschlag schauderten alle Umstehenden zurück. Man hielt eine solche Operation, von der man noch niemals gehört hatte, für gefährlicher und schmerzhafter, als die Wunde selbst, und sah in mir einen Cannibalen. Statt den Kranken zu retten, übergab man ihn der Sorgfalt einiger alten Buschrins, welche lange ohne Erfolg in ihn hineinredeten, bis der sterbende Heide endlich die glückbringenden Worte nachsprach: „Es giebt nur einen Gott, und Mohamed ist sein Prophet." Nun verließen sie ihn, denn seine Seele war gerettet. Noch an diesem Abend starb er.

Am 17. Februar verließen wir Funingkedi am Nachmittage, um

die gefährlichsten Stellen des Wegs bei Nacht zurückzulegen. Wie meine Wegweiser versicherten, waren wir dann vor Räubern sicher. Etwa dreißig Einwohner begleiteten uns, um sich und ihr Eigenthum zu retten, ehe der Krieg ihre Stadt erreiche. Wir reisten so schnell und still als möglich bis Mitternacht und rasteten dann bei einer Einzäunung in der Nähe eines Dorfes. Mein Thermometer wies auf + 68 Grad (F.), aber den Negern war es doch so kalt, daß keiner schlafen konnte.

Als die Sonne sich am 18. erhob, waren wir wieder unterwegs und gelangten in der achten Morgenstunde nach Simbing, dem Grenzorte von Ludamar. Dieses Dorf liegt in einem Engpasse zwischen zwei felsigen Bergen und ist von einem hohen Walle umgeben. Hier schrieb der Major Houghton, von seinen Negern verlassen, mit einem Pinsel seinen letzten Brief an Dr. Laidley. Nachdem er schon viele Gefahren bestanden, viele Schwierigkeiten überwunden, hatte dieser edle und unglückliche Mann eine nördliche Richtung genommen. In Ludamar hörte ich später über sein Schicksal Folgendes:

Als er in Dscharra ankam, lernte er einige maurische Händler kennen, welche von Tissit*) (Tischit) Salz holen wollten. Diese Leute versprachen dem Major, ihn für ein Gewehr und Tabak dahin zu führen. Jedenfalls sagten sie ihm über den Weg und den Zustand der Länder, die man berühren mußte, Unwahrheiten und wollten ihn blos in die Wüste locken, um ihn zu berauben und dann zu verlassen. Nachdem sie zwei Tage mit einander gereist waren, schöpfte der Major Argwohn und wollte umkehren. Die Mauren suchten ihn wieder zu täuschen, und als er seinem Entschlusse treu blieb, raubten sie ihm Alles und entfernten sich mit ihren Kameelen. Der Unglückliche schleppte sich zu Fuß bis zu einem Wasserplatze, Tarra genannt, um den Mauren wohnen. Als er dort ankam, hatte er mehrere Tage ohne Nahrung verlebt, und so mußte er wohl

*) „Tischit ist ein Ort unweit der Salzquelle in der großen Wüste, zehn Tagereisen nördlich.“ (Mungo Park.) Rennell spricht in einer gelehrten Anmerkung seine Zweifel an der Existenz von Tischit aus und meint, unter Tischit (Tissit heißt in der Berbersprache Salz) sei Aranan zu verstehen, woher Timbuktu sich mit Salz versorge. Solche Beispiele zeigen, welche Fortschritte unsere geographische Kenntniß von Afrika gemacht hat. Tischit ist eine Oase, zwei Tagereisen von Dscharra entfernt, und wird von einer der Karawanenstraßen zwischen Marokko und Timbuktu berührt.

seinem Elend erliegen, als die grausamen Mauren ihm jede Unterstützung verweigerten. Ob er wirklich verhungerte, oder ob er zuletzt noch ermordet wurde, ist unbekannt geblieben. Der Ort, wo man seinen Körper in den Wald schleppte und den wilden Thieren preisgab, ist mir aus der Ferne gezeigt worden.

Eine Meile nördlich von Simbing kamen wir an einen kleinen Fluß, an dem viele wilde Pferde weideten, die alle von derselben Farbe waren. Sie flohen nicht sehr eilig, sondern hielten oft an um nach uns zurückzublicken. Sie werden von den Eingeborenen gejagt, aber blos um ihres Fleisches willen, das man hier zu Lande sehr liebt.

Gegen Mittag erreichten wir Dscharra, eine große Stadt, die am Fuße felsiger Hügel liegt. Ehe ich diesen Ort und meine dortigen Erlebnisse schildere, will ich von dem Kriege zwischen Kaarta und Bambarra sprechen, der mich bewog, meinen Weg zu ändern, und so die Quelle aller meiner Leiden wurde.

Die Veranlassung dieses Krieges, welcher über Kaarta unsägliches Unglück brachte und in mehreren benachbarten Staaten Schrecken verbreitete, war ein unbedeutender Vorfall. Streifende Mauren stahlen in einem Grenzdorfe von Bambarra einige Ochsen und verkauften sie an den Vorsteher einer Stadt in Kaarta. Als dieser Mann den Bestohlenen die Zurückgabe ihres Eigenthum verweigerte, beschwerten sie sich bei dem König von Bambarra, Mansong genannt, und dieser, welcher den zunehmenden Wohlstand des Nachbarstaats mit Eifersucht betrachtete, benutzte die Gelegenheit, um Händel zu suchen.

Er wählte die Form, daß er dem König von Kaarta durch einen Gesandten melden ließ, er (Mansong) werde in der trockenen Jahreszeit mit 9000 Mann nach Kemmu kommen, und erwarte daher, daß man die Häuser reinigen und Alles zu einem angemessenen Empfang in Stand setzen werde. Nach diesen Worten überreichte der Gesandte dem König ein Paar eiserne Sandalen und fügte hinzu, Daisi solle nie vor den Pfeilen der Männer von Bambarra sicher sein, bis er diese Sandalen auf der Flucht abgenutzt habe.

Daisi berieth zuvor mit den angesehensten Männern, ob ein so furchtbarer Feind besiegt werden könne, und gab dann eine herausfordernde Antwort. Ein Aufruf an das Volk, den ein Buschrin auf ein

dünnes Brett schrieb, wurde an einen Baum angeschlagen und durch Aelteste, die nach den verschiedenen Orten abgingen, dem ganzen Volk bekannt gemacht. Dieser Aufruf ermunterte alle Freunde des Königs, sogleich zu den Waffen zu greifen. Wer keine Waffen habe oder den Krieg fürchte, der dürfe sich in ein Nachbarland entfernen und jederzeit zurückkehren, wenn er dem Feinde nicht geholfen habe. „Wer aber gegen Kaarta kämpft," schloß der Aufruf, „der hat den Schlüssel zu seiner Hütte zerbrochen und kann nie wieder in seine Thür eingehen."

Der Eindruck dieses Aufrufs war im Allgemeinen ein günstiger, aber viele Einwohner, namentlich die mächtigen Stämme der Johars und Kakarus benutzten die Erlaubniß, die der König Jedermann gewährte, und flüchteten nach Ludamar und Kasson. Die Streitkräfte Daisi's wurden dadurch sehr geschwächt. Als ich in Kemmu war, hörte ich das Heer auf 4000 Streiter schätzen, die aber zuverlässige und muthige Männer sein sollten.

Am 22. Februar, vier Tage nach meiner Ankunft in Dscharra, ging Mansong gegen Kemmu vor. Daisi wagte keine Schlacht zu liefern und zog sich nach der nordwestlich gelegenen Stadt Joko, von da aber, weil der Ort nicht fest genug war, nach Gedinguma zurück. Seine Söhne wollten ihm nicht folgen, denn, sagten sie, „die Sänger werden unserer Schande spotten, wenn man erzählen darf, daß der König und seine Söhne aus Joko geflohen seien, ohne einen Schuß abzufeuern." Einige kleine Gefechte, in denen sie gänzlich geschlagen wurden und einer von ihnen in Gefangenschaft gerieth, brachen indessen ihren Muth so gänzlich, daß sie ihrem Vater folgten.

Als Mansong erkannte, daß er keine Schlacht erzwingen könne, ließ er einen bedeutenden Theil seines Heeres bei Joko stehen, um die Bewegungen seines Gegners zu beobachten, und theilte den Rest in kleine Abtheilungen, welche das ganze Land durchziehen mußten. Diese streifenden Haufen erfüllten ihre Aufgabe mit einer solchen Schnelligkeit, daß nach wenigen Tagen das ganze Königreich Kaarta das traurigste Schauspiel der Verwüstung darbot. Sie überfielen die Dörfer in der Nacht, führten die wehrlosen Einwohner in die Gefangenschaft und vernichteten das Korn, wie überhaupt Alles, was dem feindlichen König von Nutzen sein konnte.

Unterdessen hatte Daisi alle seine Streitkräfte in Gedinguma vereinigt. Diese Stadt liegt in der Gebirgslandschaft von Kaarta in einem Engpasse zwischen zwei hohen Bergen, ist von steinernen Mauern umgeben und hat blos zwei Thore, ein nördliches und ein südliches. Das eine vertheidigte Daisi in Person, das andere übergab er seinen Söhnen. Endlich machte Mansong Angriffe, wurde aber bei jedem Sturm mit großem Verluste zurückgetrieben. Er wollte nun die Festung aushungern, schickte alle Gefangenen nach Bambarra und schloß Gedinguma zwei Monate lang ein. Auch dieses Verfahren führte ihn nicht zum Ziele, denn abgesehen von den glücklichen Ausfällen, welche die Belagerten machten, stellte sich bei dem Heer von Bambarra Mangel an Lebensmitteln ein. In seiner Verlegenheit forderte Mansong von Ali, dem maurischen König von Ludamar, 200 Reiter, welche einen neuen Angriff auf die Festung unterstützen sollten. Obgleich Ali vertragsmäßig zur Stellung dieser Reiter verpflichtet war, schlug er sie doch ab, worüber Mansong so erbittert wurde, daß er auszog, um die Mauren im Lager von Benaun zu überfallen. Die Mauren hatten jedoch Nachricht erhalten und flohen gen Norden. Mansong kehrte nun nach seiner Hauptstadt Sego zurück, ohne weiter etwas zu unternehmen. Diese Vorgänge fallen in die Zeit, als ich in Ali's Lager Gefangener war.

Da der furchtbarste Feind Kaarta's vom Schauplatze abtrat, so würde dieses Reich jetzt wieder Frieden gehabt haben, wenn nicht eine neue Verwickelung eingetreten wäre. Um diese Zeit starb der König von Kasson, und seine beiden Söhne geriethen wegen der Thronfolge in Streit. Mein alter Bekannter, Sambo Sego, trug den Sieg davon und trieb den ältern Bruder aus dem Lande. Dieser letztere floh nach Gedinguma, wo er Schutz fand. Als Sambo Sego auf Auslieferung antrug, ehrte Daisi das Gastrecht, indem er zugleich erklärte, daß er den Flüchtling nicht unterstützen und sich überhaupt auf keine Weise in den Thronstreit einmischen werde. Sambo Sego rächte sich durch einen Raubzug nach Kaarta, bei dem er von vielen geflüchteten und unzufriedenen Einwohnern Beistand erhielt. Da ein solcher Einfall nicht gefürchtet wurde, hatten sich viele Leute des Königs nach Joko begeben, um das Land zu bestellen und das Vieh aus den Wäldern zurückzuholen. Alle diese Arbeiter nahm Sambo Sego gefangen, führte sie nach Kuniakerri, vereinigte sie dort

zu Karawanen und verkaufte sie den Franzosen in St. Louis am Senegal als Sclaven. Daisi rächte sich durch einen Einfall in Kasson, bei dem drei große Dörfer in der Nähe von Kuniakerri überfallen und alle männlichen erwachsenen Einwohner niedergehauen wurden.

Jetzt hoffte Daisi ernstlich auf Frieden. Viele seiner unzufriedenen Unterthanen hatten sich unterworfen, die zerstörten Dörfer wurden wiederhergestellt, und überdies war die Regenzeit nahe. Da kam abermals von einer andern Seite her eine Störung. Die Johars, Kakarus und andere Einwohner, welche zu Anfang des Kriegs geflohen und später den Feinden behilflich gewesen waren, wollten dem König nicht gehorchen. Schon an sich mächtig, verbanden sie sich mit den Mauren und überfielen ein großes Dorf, dessen Bewohner sie als Gefangene mit sich schleppten. Diese Beleidigung konnte Daisi nicht rächen, da die Johars und alle sonst Betheiligten gegen Osten flohen. Dann trat die Regenzeit ein und machte dem Kriege ein Ende.

Neuntes Kapitel.

Dscharra. — Die Mauren am Südrande der Sahara. — Ali ertheilt Mungo Park Erlaubniß, durch Ludamar zu reisen. — Abreise von Dscharra und Ankunft in Dina. — Mishandlung durch Mauren. — Reise nach Sampaka und Samee. — Mungo Park wird als Gefangener in das Lager von Benaun geführt.

Dscharra, eine Stadt von beträchtlicher Größe, besteht aus Häusern, deren Material Stein und Thon ist. Der Thon vertritt die Stelle des Mörtels. Obgleich die Stadt in dem maurischen Königreiche Ludamar liegt, bilden den zahlreichsten Theil der Einwohner doch Neger aus den angrenzenden Theilen des Südens, welche den Mauren lieber Tribut bezahlen, als sich ihren unaufhörlichen Raubzügen aussetzen. Sie haben den unsichern Schutz, den man ihnen gewährt, theuer zu bezahlen und erwiedern die schneidende Verachtung, die ihnen von ihren maurischen Herren bewiesen wird, mit kriechender Demuth und Unterwürfigkeit. Die Mauren Ludamars und aller dieser Gebiete sind den westindischen Mulatten in dem Grade ähnlich, daß man sie von denselben kaum unterscheiden kann.

In der That scheint das jetzt lebende Geschlecht aus Mischlingen der eigentlichen Mauren im Norden und der Neger im Süden zu bestehen und die schlechtesten Eigenschaften beider Völker in sich zu vereinigen.

Diese maurischen Stämme unterscheiden sich von den Bewohnern der Küste des Atlaslandes, von denen sie durch die große Wüste getrennt werden. Alles, was man von ihrem Ursprung weiß, findet sich in Leo Africanus, dessen Erzählung ich abgekürzt wiedergeben will.

Ehe die arabischen Eroberer in der Mitte des siebenten Jahrhunderts einbrachen, wurden alle Bewohner von Nordafrika, mochten sie nun von den Numidiern, Phöniciern und Carthaginensern, oder von den Römern, Vandalen oder Gothen abstammen, unter dem gemeinschaftlichen Namen der Mauren zusammengefaßt. Alle diese Völker wurden unter der Herrschaft der Kalifen Mohamedaner. In den ersten Zeiten der arabischen Herrschaft, zogen viele wandernde numidische Stämme, welche von der Viehzucht lebten, durch die große Wüste, um ihren Feinden zu entgehen, und einer dieser Stämme, der von Zenhaga, entdeckte und unterjochte die Völkerschaften mit schwarzer Haut und wolligem Haar, welche an den Ufern des Nigers wohnen. Unter dem Niger verstehe man hier den Senegal, der von den Mandingo Basing oder der schwarze Fluß genannt wird.

Wie weit diese eingedrungenen Mauren sich in Afrika verbreitet haben, ist schwer zu sagen. Man darf jedoch mit Grund annehmen, daß das ihrer Herrschaft unterworfene Gebiet einen schmalen Streifen bildet, der in der Richtung von Westen gegen Osten, von der Mündung des Senegal bis zu den Grenzen von Abyssinien reicht.*) Diese Mauren sind ein treuloses, listiges Volk und lassen sich nie eine Gelegenheit entgehen, die einfachen und leichtgläubigen Neger zu betrügen. Meine Erlebnisse unter ihnen werden ihren Charakter und ihre Sitten in ein helles Licht stellen.

*) Die neuesten Reisen und Entdeckungen haben die von Mungo Park angenommenen Ansichten des alten Leo Africanus wesentlich berichtigt. Es haben Einwanderungen von Norden her stattgefunden, die aber weder von numidischen Stämmen, noch von dem Mischlingsvolk der Mauren, sondern von reinen Arabern ausgingen. Diese Einwanderer reden im äußersten Osten das tadelloseste Arabisch, während im Westen ein eigener moghrebinischer (westlicher) Dialekt entstanden und in Marokko zur Schriftsprache veredelt worden ist. Diese Araber bilden auch keines-

In Dscharra wohnte ich bei Daman Jumma, einem Sclavenhändler, der mit dem Gambia verkehrte. Dieser Mann schuldete dem Dr. Laidley Geld, und der letztere hatte mir eine Anweisung auf den Werth von sechs

wegs am Südrande der Sahara eine vom Senegal bis nach Habesch fortlaufende Bevölkerungskette. Ihre westliche Abtheilung reicht nicht weiter als bis zu der Karawanenstraße, die von Timbuktu über die Oase Mabruk in nordöstlicher Richtung nach Gardaia an der algierischen Südgrenze führt. Wie weit die östliche, von dieser ersten gänzlich getrennte Arabergruppe sich ausgedehnt hat, läßt sich nicht genau bestimmen. Man weiß nur, daß sie von den Oasen Siwah und Udschila des Nordens etwa bis Kordofan und Darfur wohnt. Was Mungo Park über den Charakter dieser Mauren sagt, wird von allen neueren Reisenden bestätigt. „Sie verhalten sich zum Europäer wie der Tiger zur Hauskatze," sagt A. Raffenel in seiner Voyage dans l'Afrique occidentale. Wie der Tiger ist der Maure zugleich grausam und feig, dabei fanatisch, rachsüchtig, eitel und treulos. Damit die Frauen die unförmliche Dicke erlangen, welche das Entzücken der Jünger des Islams ist und nach Swedenborg, falls sie das Ideal der Kugelgestalt erreicht, den Typus seliger Vollkommenheit bildet, mästet man sie wie Thiere mit Kouskous und Kameelmilch, schickt sie auch wohl, wie am untern Senegal geschieht, nach Gegenden, die für feitbildend gelten.

Zwischen den beiden Araberzweigen im Westen und Osten wohnen die Urstämme der Berber und Tibbo. Zu den Ersteren gehören die in neuester Zeit so viel genannten Tuarik, die von der algierischen Karawanenstraße, welche oben als östliche Grenze der westlichen Arabergruppe genannt wurde, bis zu dem östlicheren Wege von Murzuk nach Kaschna und auch im Nigerthale, wenigstens in dessen nördlichem Theile, sich seßhaft gemacht haben. Die Zenhaga, welche Mungo Park auf Leo Africanus Autorität hin vom Norden einwandern und den Senegal entdecken läßt, sind urangesessene Berber und haben im Gegentheil die eingewanderten Araber aus einem Theile des westlichen Gebiets derselben verdrängt. Numidier sind aber die Berber allerdings, vorausgesetzt, daß der numidische Ursprung der algierischen Kabylen sich nachweisen läßt. Denn Tuarik und Kabylen sind laut Nachweis der Sprache, die nur in der Aussprache abweicht, ein Volk. In dieser gemeinschaftlichen Sprache sind die Felseninschriften abgefaßt, die man in Murzuk, hie und da in Algier und im Gebiet von Tunis findet. Kein anderes afrikanisches Volk außer den Egyptern und Tuarik hat je eine eigene Schrift gehabt, und dieser Umstand reicht hin, den letzteren eine bevorzugte Stelle anzuweisen. Sowohl bei den Kabylen als bei den Tuarik deuten die Gesichtszüge auf kaukasische Abstammung, während die Gesichtsfarbe tief im Süden in Schwarz übergeht. Das Haar wird auch bei den südlichen Tuarik nie wollig, und der Typus der Gesichtsbildung der Neger fehlt ihnen gänzlich. Die Berber sind ungleich tapferer, als ihre arabischen Nachbarn, aber ebenso schlau, dabei unzuverlässig und im höchsten Grade unreinlich.

Die Tibbo, der dritte Urstamm der großen Wüste, wohnt zwischen der Berberbevölkerung und der östlichen Arabergruppe. Sie sind am wenigsten bekannt, obgleich sie am weitesten nach Norden hinauf reichen, und namentlich ihre Sprache ist noch zu erforschen. Einer ihrer Stämme ist kupferfarbig, die übrigen sind dunkelschwarz. Ist ihr Haar ebenfalls

Sclaven mitgegeben. Die Schuld war eine alte, aber Daman erkannte sie auf der Stelle an und versprach mir so viel Geld, als er auftreiben könne, wenn er auch vielleicht im Augenblicke nicht im Stande sei, mehr als den Werth von zwei Sclaven zu bezahlen. Ueberdies half er mir bei dem Umtausch meines Bernsteins und meiner Glasperlen gegen Gold, das ich vor den Mauren leichter verbergen konnte.

Die Schwierigkeiten, mit denen wir bereits zu kämpfen gehabt hatten, der unruhige Zustand des Landes und mehr als Alles das freche und feindselige Benehmen der Mauren entmuthigten meine Leute in dem Grade, daß sie mir erklärten, sie wollten lieber ihren Ansprüchen auf Belohnung entsagen, als mich noch einen Schritt weiter begleiten. Ich konnte diesen Entschluß nicht misbilligen, denn in der That liefen sie augenscheinlich Gefahr, von den Mauren überfallen und in die Sclaverei verkauft zu werden. Ich selbst beharrte auf der Weiterreise um so mehr, als mir der Rückweg durch den Krieg abgeschnitten worden war, und erbat mir von Ali, dem Häuptling oder König von Ludamar, freies Geleit durch sein Land. Da ein Geschenk unerläßlich war, so gab ich meinem Boten fünf baumwollene Kleider mit, die ich mir von Daman gegen meine Kugelflinte eingetauscht hatte. Erst am 26. Februar stellte sich einer von Ali's Sclaven bei mir ein, um mich nach Gumba zu führen, wofür ich ihm ein blaues Kleid geben sollte. Ich traf nun meine Vorbereitungen, legte bei Daman die meisten meiner Sachen nieder, damit die Raubsucht der Mauren nicht durch viel Gepäck gereizt werde, und überlieferte Johnson, der nach dem Gambia zurückkehrte, eine Abschrift meiner Papiere, sodaß die Nachrichten, welche ich gesammelt hatte, nicht verloren gehen konnten, wenn mich auch ein Unfall traf.

Als mein treuer Negerknabe sah, daß ich aufbrechen wolle, entschloß er sich, mich zu begleiten. Johnson hatte ihn verleitet, und zwar in der Ueberzeugung, daß ich, von allen meinen Leuten verlassen, umkehren werde. Außer dem Knaben konnte ich über einen von Damans Sclaven verfügen, den ich mir gemiethet hatte. Am 27. Februar verließen wir

---

kraus, wie bei den Negern, so finden in der Körperbildung doch bedeutende Unterschiede statt, namentlich sind die Lippen nicht wulstig, die Nasen nicht breit, Knöchel und Füße schön gebaut. Was den Charakter betrifft, so gelten die Tibbo für mistrauisch, boshaft und betrügerisch.

Dscharra und schliefen in einem kleinen durch eine Mauer geschützten Dorfe, in dem Neger und Mauren durch einander wohnten. Von Quira, das wir am 28. erreichten, zogen wir am nächsten Tage mit vielen Beschwerden durch Sandflächen nach einem maurischen Wasserplatze, und langten am 1. März in Dina an. Diese große Stadt, welche dieselbe Bauart wie Dscharra hat, besitzt schon eine überwiegend maurische Bevölkerung. Kaum war ich in der Hütte eines Negers abgestiegen, so versammelten sich die Mauren, um mich auf jede Art zu beleidigen und zu beschimpfen. Sie gingen zuletzt so weit, mir ins Gesicht zu speien. Ich glaubte ihre Absicht, mich zu reizen und sich dadurch einen Vorwand zur Plünderung meines Gepäcks zu verschaffen, zu vereiteln, indem ich ruhig blieb, irrte mich aber sehr. Ich war ja ein Christ und mein Eigenthum mithin eine rechtmäßige Beute der wahren Gläubigen! Nicht lange, so wurde mein Gepäck geöffnet und Alles geraubt, was dem einen oder dem andern meiner Peiniger gefiel. Als meine beiden Leute diese Scene sahen, sprachen sie wieder von Rückkehr nach Dscharra und ließen sich durch keine meiner Vorstellungen umstimmen.

Um neuen Beleidigungen der fanatischen Mauren zu entgehen, verließ ich Dina am 2. März in der zweiten Morgenstunde. Der Mond schien hell, aber das Gebrüll der wilden Thiere, das ich rings um mich hörte, mahnte mich zur größten Vorsicht. Ich mochte eine Viertelstunde weit geritten sein, als ich hinter mir rufen hörte. Als ich zurückblickte, sah ich meinen treuen Negerknaben und hörte bald von ihm, daß Ali's Bote nach Benaun zurückgekehrt sei, Damans Neger aber sich bestimmen lassen werde, mich zu begleiten. Ich versprach zu warten, und in der That führte mir der Knabe nach etwa einer Stunde den Neger zu.

Nach einem anstrengenden Ritt über einen sandigen Boden, rastete ich am Mittag bei einigen verlassenen Hütten. In einiger Entfernung bemerkte ich Anzeichen von Wasser und schickte meinen Knaben dahin, um einen Schlauch zu füllen. Dieser kehrte jedoch in höchster Eile zurück, da er das Brüllen eines Löwen gehört hatte, und so mußten wir unsern Durst ertragen, bis wir am Abend eine von Fulah bewohnte Stadt erreichten.

Am nächsten Morgen sahen wir Alles mit Heuschrecken bedeckt. Die Bäume waren von diesen Thieren ganz schwarz, und klopfte ich an einen

Stamm, so erhob sich eine wahre Wolke dieser Insecten. Sie vernichten jede Pflanze, der sie begegnen, und berauben die größeren Gewächse im Nu aller Blätter. Ihre auf den Boden fallenden Absonderungen machen ein Geräusch, als ob es regnete. Da sie stets mit dem Winde fliegen und unterwegs Alles verwüsten, so müßten sie verhungern, wenn ein anderer Luftstrom die Herrschaft erhielte. Dies geschieht aber nicht, denn der Wind weht in dieser Jahreszeit stets aus Nordost.

Um Zwei Uhr Nachmittags (4. März.), trafen wir in Sampaka ein. Diese große Stadt gehörte früher dem König von Bambarra und erwehrte sich drei Mal eines maurischen Angriffs. Später mußte der König dennoch Sampaka mit allen Städten bis Gumba abtreten, da er auf keine andere Art Frieden erlangen konnte. Ich wohnte hier bei einem Neger, welcher Schießpulver zu bereiten verstand. Den Salpeter gewann er in Menge aus Bodensenkungen, in denen sich während der Regenzeit Wasser sammelt und wo das Vieh sich häufig einstellt, um Kühlung gegen die Hitze des Tages zu suchen. Verdunstet das Wasser, so ist der Koth der Thiere mit einer weißen Masse umzogen, welche von den Eingeborenen gesammelt und gereinigt wird. Dieser Salpeter ist sehr weiß, hat aber viel kleinere Krystalle, als der europäische. Den Schwefel bringen die Mauren vom Mittelmeer herbei. Die Bereitung des Pulvers geschieht einfach durch das Stampfen der verschiedenen Bestandtheile in einem hölzernen Mörser. Freilich sind die Körner von sehr ungleicher Größe, und das Pulver hat, wie der schwächere Knall der Flinten beweist, bei weitem nicht die Stärke des europäischen.

Am 5. März verließen wir Sampaka mit Tagesanbruch. Gegen Mittag machten wir in dem Dorfe Dangali Halt, und am Abend erreichten wir Dalli, wo wir über Nacht blieben. Unterwegs sahen wir zwei große Heerden weidender Kameele. Wenn die Mauren diese Thiere weiden lassen, binden sie ihnen einen Vorderfuß in die Höhe, um sie am Fortlaufen zu verhindern.

Wir kamen in Dalli an einem Festtage an. Die Einwohner tanzten vor dem Hause des Vorstehers, erfuhren aber kaum die Ankunft eines Weißen, als sie ihre Belustigung abbrachen und in guter Ordnung, zwei und zwei, mit Musik voran, vor das Haus zogen, wo ich wohnte. Die Musiker spielten auf einer Art Flöte, deren Mundloch jedoch nicht an der

Seite, sondern an der Spitze angebracht und mit einem Stückchen Holz halb verschlossen war. Dieses Instrument hat verschiedene Löcher, welche die Musiker bald offen lassen, bald mit den Fingern schließen, um so verschiedene Töne hervorzubringen. Mehrere Melodien, welche ich hörte, hatten einen höchst sanften und melancholischen Charakter. Man tanzte und sang bis um Mitternacht, und während dieser ganzen Zeit war ich von so vielen Neugierigen umgeben, daß ich meinen Platz nicht verlassen konnte.

Die erste Hälfte des 6. März verbrachte ich in Dalli, um auf einige Personen zu warten, welche am nächsten Tage nach Gumba reisen wollten und mich zu begleiten wünschten. Um der Menge auszuweichen, welche sich am Abend zu versammeln pflegte, begab ich mich Nachmittags nach Samee, einem kleinen östlich von Dalli gelegenen Dorfe. Der gutmüthige Vorsteher empfing mich mit herzlicher Gastfreundschaft, ließ zum Zeichen seiner Freude zwei schöne Schafe schlachten und veranstaltete ein kleines Fest, zu dem er seine Freunde einlud. Der gute Neger war so stolz darauf, einen Weißen zu beherbergen, daß er mich bat, auch morgen während der heißen Tageszeit bei ihm und seinen Freunden zu bleiben; Abends werde er mich selbst bis zum nächsten Dorfe führen. Da ich von Gumba blos noch zwei Tagereisen entfernt war, so fürchtete ich die Mauren nicht mehr und nahm die Einladung meines Wirths an. Ich verlebte mit diesen guten Leuten einen angenehmen Nachmittag. Ihre Gesellschaft erfreute mich umsomehr, als ihre Ehrlichkeit und ihr Wohlwollen zu der Treulosigkeit und Grausamkeit der Mauren den schlagendsten Gegensatz bildeten. Ich trank hier wieder jenes aus Mais bereitete Bier, das ich bereits beschrieben habe, und muß wiederholen, daß es in England kein besseres giebt.

Ich war so froh und glaubte so fest, den Mauren entgangen zu sein, daß ich mich im Geiste an die Ufer des Nigers versetzte und mir die entzückenden Scenen ausmalte, die ich im innern Afrika sehen würde. Plötzlich wurde ich diesen schönen Träumen entrissen, indem ein Haufen der Krieger Ali's in die Hütte trat. Diese Leute sagten mir, es sei ihnen befohlen worden, mich in das Lager von Benaun zu führen. Gehorche ich willig, so habe ich nichts zu befürchten, weigere ich mich, so müßten sie freilich Gewalt brauchen. Eine Zeitlang war ich vor Schreck und

Ueberraschung stumm. Als die Mauren dies bemerkten, suchten sie mich durch neue Versicherungen, daß ich nichts zu fürchten habe, zu ermuthigen, und fügten hinzu, daß sie mich nur darum ins Lager führen sollten, weil Fatime, Ali's Gemahlin, die noch nie einen Christen gesehen habe, mich kennen zu lernen wünsche; habe diese Frau ihre Neugier befriedigt, so werde Ali mir ein werthvolles Geschenk geben und mir einen Führer nach Bambarra geben. Ich sah wohl, daß Bitten und Widerstand vergebens sein würden, nahm daher von meinem Wirth mit Betrübniß Abschied und begleitete die Mauren. Daman's Sclave war geflohen, sobald er sie erblickte, aber der treue Demba verließ mich nicht.

In Dalli schliefen wir, von den Mauren sorgfältig bewacht. Am 8. März folgten wir einem gewundenen Pfade, der durch die Wälder nach Dangali führte. Am nächsten Tage begegneten wir auf dem Wege nach Sampaka einem Trupp bewaffneter Mauren, welche nach ihrer Aussage einen entflohenen Sclaven verfolgten. In Sampaka hörten wir aber, daß am Morgen Mauren einen Versuch gemacht hätten, Vieh zu stehlen, und zurückgeschlagen worden seien. Nach der Beschreibung der Eingeborenen waren die Räuber dieselben Mauren, welche wir gesehen hatten.

Unser nächstes Reiseziel war Samaningkus. Wir trafen eine Frau mit zwei jungen Leuten und einem Esel, welche uns erzählte, daß sie nach Bambarra habe gehen wolle, aber von Mauren ihrer Kleider wie ihres Geldes beraubt worden sei, und nach Dina zurückkehren werde, um dort das Ende des Rhamadan-Monats abzuwarten. Am Abend sahen wir den Neumond aufsteigen, welcher den Beginn der Fasten ankündigt. Sogleich zündete man in allen Theilen der Stadt große Feuer an und kochte mehr Speisen, als sonst gewöhnlich ist.

Mit Tagesanbruch waren die Mauren zur Abreise bereit. Sie versicherten mich, daß sie, so lange die Sonne am Himmel stehe, weder essen noch trinken würden. Ich meines Theils hatte in den vorigen Tagen durch Wassermangel zu sehr gelitten, und befahl daher meinem Neger, meinen Schlauch mit Wasser zu füllen. Indessen war ich nicht der einzige, welchem diese Vorsicht Nutzen brachte. Die außerordentliche Hitze und der Staub besiegten die Gewissensbedenken der Mauren, und alle sprachen meinem Schlauche mehr als einmal zu.

Als wir in Dina ankamen, begab ich mich zu einem dort anwesen-

den Sohne Ali's, um ihm meine Ehrfurcht zu bezeigen. Ich fand ihn in einer sehr niedrigen Hütte, wo fünf bis sechs Begleiter um ihn waren. Alle waren damit beschäftigt, Hände und Füße zu waschen. Mehrmals nahmen sie Wasser in den Mund, gurgelten sich und spieen es dann wieder aus. Ich hatte kaum Platz genommen, als Ali's Sohn mir eine Doppelflinte überreichte und mich aufforderte, den Schaft und eines der Schlösser auszubessern. Nur mit vieler Mühe machte ich ihm glaublich, daß ich von solchen Sachen nichts verstehe. „Wohl," rief er, „wenn Du meine Flinte nicht herstellen kannst, so gieb mir sogleich einige Messer und Scheeren." Mein Negerknabe Demba, der zum Dolmetscher diente, antwortete, daß ich weder Messer noch Scheeren besitze. Augenblicklich ergriff Ali's Sohn eine Flinte, welche neben ihm lag, spannte den Hahn, setzte die Mündung dem Knaben ans Ohr und würde ihm unfehlbar den Kopf zerschmettert haben, wenn die Mauren ihm das Gewehr nicht entrissen und uns Zeichen gegeben hätten, uns schleunig zu entfernen. Der arme Knabe war so erschrocken, daß er in der Nacht einen Fluchtversuch machte. Die Mauren waren jedoch zu wachsam und führten ihn zurück. Sie schliefen stets auf der Schwelle der Hütte, in der wir eingeschlossen waren, und wachten daher auf, wenn Jemand hinausging.

Als wir am nächsten Tage an einem Wasserplatze Halt machten, fanden wir so wenig Wasser, daß unsere Führer fest entschlossen waren, sich wieder südlich zu wenden. Wir gingen endlich doch in der alten Richtung weiter, nachdem wir unsern Schlauch gefüllt hatten. Die Gegend wurde sehr sandig und war mit kleinem Gebüsch bedeckt. Die Hitze erreichte einen so drückenden Grad, daß wir uns nach Mittag gezwungen sahen, Halt zu machen. Wir durften jedoch nur wenige Minuten rasten, denn wir hatten kein Wasser mehr. Während dieser Zeit sammelten wir etwas Gummi, welches das Wasser theilweise ersetzt, indem es den Mund anfeuchtet und die Qualen des Durstes lindert.

Gegen Fünf Uhr Abends entdeckten wir Benaun, Ali's Residenz. Das Lager der Mauren bestand aus einer großen Anzahl schmuziger Zelte, welche ohne Ordnung auf einer weiten Ebene zerstreut waren, und zwischen denen große Heerden von Kameelen, Ochsen und Ziegen bemerkbar wurden. Wir trafen einige Augenblicke vor Sonnenunter-

gang im Lager ein, und erlangten nur mit vieler Mühe ein wenig Wasser.

Sobald meine Ankunft bekannt wurde, warfen die Mauren, welche Wasser schöpften, ihre Eimer von sich. Alle, welche zwischen den Zelten waren, bestiegen ihre Pferde, und Männer, Frauen und Kinder eilten herbei. Ich war bald von so vielen Menschen dicht umgeben, daß ich mich kaum bewegen konnte. Einer zupfte mich am Rocke, ein Zweiter nahm mir meinen Hut, ein Dritter hielt mich fest, um meine Westenknöpfe zu untersuchen, und ein Vierter rief: „Es giebt nur einen Gott, und Mohamed ist sein Prophet!" indem er mich unter Drohungen aufforderte, diese Worte zu wiederholen.

Endlich gelangten wir an das Zelt des Königs, vor dem viele Männer und Frauen versammelt waren. Ali saß auf einem Kissen von schwarzem Leder und beschäftigte sich damit, die zu langen Haare seiner Oberlippe zu stutzen, wobei eine Sclavin ihm einen Spiegel vorhielt. Er war ein Greis von arabischer Abkunft, trug einen langen weißen Bart und sah finster und verdrießlich aus. Nachdem er mich sehr aufmerksam betrachtet hatte, fragte er meine Führer, ob ich arabisch verstehe. Als sie die Frage verneinten, schien er sehr erstaunt zu sein und schwieg. Die Personen seiner Umgebung folgten diesem Beispiel nicht, am wenigsten die Frauen. Sie überhäuften mich mit Fragen, betrachteten alle Theile meiner Kleidung, wühlten in meinen Taschen und nöthigten mich, meine Weste aufzuknöpfen, damit sie meine weiße Haut untersuchen könnten. Sie gingen sogar so weit, meine Finger und Zehen zu zählen, als ob sie bezweifelten, daß ich zum menschlichen Geschlecht gehöre.

Ich war noch nicht lange im Zelt, als ein Priester das Abendgebet ankündigte. Ehe die Anwesenden sich entfernten, sagte mir der Maure, welcher den Dolmetscher machte, daß Ali mir etwas zu essen geben werde. Fast augenblicklich erschienen zwei junge Leute, welche ein wildes Schwein herbeischleppten und an einer Zeltstange festbanden. Ali gab ihnen ein Zeichen, das Thier zu tödten und mir zum Abendessen zu bereiten. Obgleich ich großen Hunger hatte, hielt ich es doch nicht für klug, von einem Thier zu essen, welches von den Mauren verabscheut wird, und beeilte mich daher, dem Dolmetscher zu sagen, daß ich eine solche Speise nie berühren werde. Die beiden jungen Leute ließen das Schwein nun

los. Sie hofften, daß dasselbe sogleich auf mich losstürzen werde, weil die Mauren sich einbilden, daß zwischen Schweinen und Christen eine große Feindschaft herrsche. Sie täuschten sich aber, denn kaum war das Thier in Freiheit, als es Alle, welche ihm in den Weg kamen, ohne Unterschied angriff und zuletzt unter dem Kissen des Königs eine Zuflucht suchte.

Als die Zuschauer zum Gebet fortgegangen waren, führte man mich zum Zelte des ersten königlichen Sclaven, erlaubte mir aber weder einzutreten, noch etwas dazu Gehöriges zu berühren. Ich bat um etwas Speise, und nachdem man mich lange hatte warten lassen, brachte man mir in einer hölzernen Schüssel ein wenig Mais, der in Wasser und Salz gekocht worden war, und breitete dann vor dem Zelte eine Matte aus, auf der ich, von einer Menge Neugieriger umgeben, die Nacht zubrachte. Bei Sonnenaufgang erschien Ali vor dem Zelte seines ersten Sclaven. Er war zu Pferde, und nur wenige Personen begleiteten ihn. Er sagte mir, daß er mir eine Wohnung habe bereiten lassen, in der ich vor der Sonne geschützt sein werde. In der That führte man mich dorthin zu ihr, und wenn ich sie mit dem Orte verglich, den ich verließ, fand ich sie kühl und angenehm. Diese Hütte bildete ein Viereck, und ihre Wände bestanden aus aufrechtstehenden Maisstengeln. Das Dach hatte man aus demselben Stoff gemacht und mit zwei gabelförmigen Stangen gestützt. An eine derselben war das wilde Schwein gebunden, von dem ich eben gesprochen habe. Es war dies auf den ausdrücklichen Befehl Ali's geschehen, und sollte ohne Zweifel eine Verhöhnung des Christenthums sein. Ich muß gestehen, daß die Nachbarschaft mir sehr unangenehm war, denn eine große Anzahl von Kindern unterhielt sich damit, das Schwein zu necken und zu schlagen. Zuletzt wurde das Thier so wüthend, daß es den Strick zerriß und auf der Flucht mit seinen Hauern mehrere Personen verletzte.

Die Mauren versammelten sich in Menge, um mich zu betrachten. Ihre Neugier war mir im höchsten Grade lästig. Nicht genug, daß ich meine Strümpfe ablegen mußte, damit sie meine Füße untersuchen könnten, mußte ich auch mit Rock und Weste dasselbe thun, damit sie sähen, wie ich mich aus- und ankleidete. Die Erfindung der Knöpfe konnten sie nicht genug anstaunen, und vom Mittag bis zum Abend hatte ich weiter nichts zu thun, als mich aus- und anzukleiden, auf- und zuzu-

knöpfen, denn diejenigen, welche diese Wunder schon gesehen hatten, wollten auch ihre Freunde desselben Genusses theilhaftig werden lassen.

Um Acht Uhr Abends schickte mir Ali etwas Kouskous mit Salz und Wasser. Dieses Abendessen kam mir sehr gelegen, da ich seit dem Morgen nichts genossen hatte. In der Nacht hielten die Mauren an der Thür meiner Hütte fortwährend Wache. Sie traten sogar von Zeit zu Zeit herein, um zu sehen, ob ich auch schlafe, und wenn es recht dunkel war, zündeten sie Strohbündel an. Gegen Zwei Uhr Morgens schlich Jemand in meine Hütte, um mich zu bestehlen, vielleicht auch um mich zu ermorden. Beim Umhertappen berührte er meine Schulter mit der Hand. Da solche Besuche mindestens höchst verdächtig sind, so fuhr ich rasch in die Höhe. Nun suchte der Fremde zu entkommen, stolperte dabei über meinen Negerknaben, fiel auf das wilde Schwein, das man wieder an die Stange gebunden hatte, und erhielt von demselben zur Erwiderung einen Biß in den Arm.

Das Geschrei, das der Verwundete ausstieß, beunruhigte die Wachen vor dem Zelt des Königs. Sie glaubten, daß ich entflohen sei, und mehrere von ihnen bestiegen ihre Pferde, um mich zu verfolgen. Ich bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß Ali nicht in seinem Zelt geschlafen habe, denn er trat aus einem andern kleinern, das in einiger Entfernung stand. Dieser grausame und argwöhnische Monarch war gegen seine Umgebung so mistrauisch, daß sogar die Sclaven, welche ihn persönlich bedienten, nie wußten wo er schlafe. Er bestieg ein weißes Pferd und kam in vollem Jagen vor meine Hütte. Als die Mauren ihm die Ursache des Lärms erklärt hatten, entfernte er sich mit ihnen, und ich konnte nun bis zum Morgen ruhig schlafen.

Am folgenden Tage kehrte die Menge zu meiner Hütte zurück und belästigte und mishandelte mich ebenso wie gestern. Die Kinder versammelten sich, um das Schwein zu schlagen, und die Männer und Frauen, um den Christen zu quälen. Es ist mir unmöglich, das Betragen eines Volks zu schildern, welches die Bosheit wie eine Wissenschaft studirt, und an den Leiden und dem Unglück anderer Menschen seine Freude hat. Ich will nur so viel sagen, daß meine Gegenwart den Mauren Gelegenheit gab, die Unverschämtheit, den Fanatismus, die Grausamkeit, in denen sie sich vor allen anderen Völkern auszeichnen, nach Gefallen zu bethätigen.

Ich war ein Fremder, ich war schutzlos und Christ. Jede dieser Eigenschaften allein genügt, um jedes menschliche Gefühl aus dem Herzen eines Mauren zu entfernen. Wie mußte nun mein Schicksal sein, da ich alle drei Eigenschaften vereinigte und überdies beargwöhnt wurde, als Späher ins Land gekommen zu sein! Man wird mir leicht glauben, daß ich in meiner Lage Alles zu fürchten hatte.

Um den Mauren keinen Vorwand zu Mishandlungen zu geben und mir vielleicht ihr Wohlwollen zu erwerben, that ich Alles, was sie mir befahlen, und ertrug ihre Beleidigungen geduldig. Aber nie wurde mir die Zeit länger. Von dem Augenblicke an, wo die Sonne sich erhob, bis zu dem, wo sie unter den Horizont sank, war ich gezwungen, mit ruhiger Miene die Beschimpfungen der rohesten Barbaren der Erde zu ertragen. *)

Zehntes Kapitel.

Vorgänge während der Gefangenschaft Mungo Park's in Benaun. — Ein Besuch maurischer Frauen. — Ein Begräbniß und eine Hochzeit. — Mungo Park wird von der Braut auf eine eigenthümliche Art beschenkt. — Andere Vorgänge, welche den Charakter und die Sitten der Mauren schildern.

So überaus träg die Mauren selbst sind, so streng halten sie Alle, welche von ihnen abhängen, zur Arbeit an. Mein Negerknabe Demba mußte im Walde für Ali's Pferde dürres Gras sammeln, und nachdem man lange nachgesonnen hatte, welches Geschäft mir übertragen werden könne, fand man endlich eins — das Haarscheeren. Der König wollte mich in seiner Gegenwart die erste Probe meiner Geschicklichkeit ablegen

*) In einer Zeit, wo man die Umkehr der Wissenschaft predigt und in der Cultur eine Art von zweitem Sündenfall sieht, ist es vielleicht nicht unnütz, daran zu erinnern, daß das fromme und von keiner Aufklärerei gequälte Mittelalter ähnliche und schlimmere Scenen gesehen hat. Man denke sich einen Juden, der vor vierhundert Jahren aus fernen Landen, schutzlos und als Späher verdächtig, während der österlichen Fasten in ein christlich-germanisches Reich gekommen wäre. Würde ein solcher Unglücklicher nicht noch ganz Anderes zu erdulden gehabt haben, als Mungo Park unter den Uled Amer?

lassen und ertheilte mir den Befehl, dem jungen Prinzen von Ludamar den Kopf zu scheeren.

Ich setzte mich also auf den Sand, und der Knabe nahm mit einigem Widerstreben neben mir Platz. Man übergab mir ein Rasirmesser von drei Zoll Länge und ich mußte beginnen. War es nun Ungeschick, oder war es die Form des Rasirmessers, genug ich hatte kaum angefangen als ich dem Knaben leicht in den Kopf schnitt. Als der König sah, wie ich mich benahm, wurde er der Ansicht, daß sein Sohn nicht in den besten Händen sei. Ich mußte das Messer niederlegen und das Zelt verlassen. Mir war dieser Ausgang erfreulich, denn ich sagte mir, daß ich meine Freiheit am ehesten erlangen werde, wenn ich mich als ganz unbrauchbar stelle.

Am 18. März führten vier Mauren meinen Dolmetscher Johnson ins Lager, der in Dscharra verhaftet worden war, ehe er meine eigene Gefangennahme erfahren hatte. Auch die Kleider, die ich bei Daman Jumma zurückgelassen hatte, brachten die Mauren mit. Johnson wurde in Ali's Zelt geführt und verhört. Man öffnete das Kleiderpacket und rief mich herbei, damit ich den Gebrauch der einzelnen Gegenstände erkläre. Ich erfuhr nun zu meiner Freude, daß Johnson meine Papiere einer der Frauen Damans übergeben habe. Als ich die Neugier Ali's hinsichtlich meiner Kleider befriedigt hatte, wurde das Packet wieder geschlossen und in einen großen ledernen Sack gesteckt, der in einer Ecke des Zeltes lag. Noch an demselben Abend schickte Ali drei seiner Leute und ließ mir sagen, in der Umgegend gebe es viele Diebe, und damit ich nicht bestohlen werde, wolle er meine Sachen in sein Zelt schaffen lassen. So wurden denn meine Kleider, meine Instrumente und alle meine anderen Sachen fortgetragen, und ich behielt blos die Kleider, welche ich gerade trug. So nöthig die Hitze und der Staub den Wechsel der Wäsche machten, gab man mir doch kein anderes Hemd.

Ali staunte nicht wenig, als er die Menge Gold und Bernstein, auf die er gerechnet hatte, unter meinen Sachen nicht fand. Um zu erfahren, ob ich nichts bei mir versteckt habe, schickte er mir am andern Morgen abermals seine drei Boten, welche mich mit ihrer gewohnten Rohheit durchsuchten und mir nicht nur mein Gold und meinen Bernstein, sondern auch meine Uhr und meinen Taschencompaß nahmen. Glücklicher-

weise hatte ich meinen zweiten Compaß in der Nacht vorher im Sande verscharrt, und dieses Instrument war außer den Kleidern, welche ich gerade trug, Alles, was Ali mir ließ.

Das Gold und der Bernstein befriedigten die maurische Habsucht, und der Compaß wurde bald der Gegenstand einer abergläubischen Neugier. Ali wollte wissen weshalb die Nadel, die er „das kleine Stück Eisen" nannte, stets nach der Seite der großen Wüste gerichtet sei. Ich war etwas verlegen, wie ich diese Frage beantworten solle. Hätte ich gesagt, ich wüßte es nicht, so würde Ali argwöhnisch geworden sein, daß ich ihm die Wahrheit verhehle. So sagte ich ihm denn, meine Mutter wohne weit jenseit des Sandes der Sahara, und so lange sie lebe, werde das kleine Stück Eisen stets nach jener Seite gerichtet sein und mir den Weg zu ihr zeigen; sterbe meine Mutter, so werde die Nadel sich nach ihrem Grabe hin wenden. Bei diesen Worten verdoppelte sich Ali's Erstaunen. Er betrachtete den Compaß von neuem und drehte ihn zwanzig Mal nach allen Seiten herum. Da er sah, daß die Richtung der Nadel stets dieselbe bleibe, so gab er mir den Compaß mit vieler Vorsicht zurück, indem er sagte, es stecke ein Zauber darin, und er werde sich wohl hüten, ein so gefährliches Instrument zu behalten.

Am 20. März versammelten sich die vornehmsten Mauren in Ali's Zelt, um über mein Schicksal zu berathen. Das Ergebniß, das mir nicht günstig war, hörte ich auf verschiedene Weise berichten. Einige behaupteten, daß meine Hinrichtung beschlossen sei, nach Anderen sollte ich blos die rechte Hand verlieren. Am wahrscheinlichsten lautete, was Ali's Sohn mir erzählte. Dieser Knabe, der ungefähr zehn Jahr alt war, kam Abends in meine Hütte und sagte mir mit vieler Theilnahme: „Mein Oheim hat meinem Vater gerathen, Dich zu blenden, weil Du Katzenaugen hast, und alle Buschrins sind damit einverstanden gewesen. Mein Vater will aber das Urtheil nicht vollziehen lassen, bevor die Königin Fatime, die gegenwärtig im Norden ist, Dich gesehen hat."

In meiner Ungeduld, mein Schicksal kennen zu lernen, begab ich mich am andern Tage-frühmorgens in das Zelt des Königs. Ich fand dort bereits mehrere Buschrins versammelt. Der Augenblick war vielleicht günstig, ihre Absichten zu erfahren, und ich benahm mich dabei auf folgende Weise. Ich begann mit der Bitte, nach Dscharra zurückkehren zu

dürfen, worauf Ali mit Nein antwortete, denn seine Gemahlin habe mich noch nicht gesehen, und bis zur Rückkehr derselben müsse ich warten; später könne ich ungehindert gehen, und dann solle mir auch mein Pferd zurückgegeben werden.

Wie unbefriedigend diese Antwort auch war, ich mußte mich doch mit ihr begnügen. In der gegenwärtigen Jahreszeit konnte ich an Flucht nicht denken, da die übermäßige Hitze und der Mangel an Straßen in den Wäldern mir unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt haben würden. Ich mußte daher auf das Eintreten der Regenzeit warten, wenn nicht inzwischen besonders günstige Umstände eintraten. In einer solchen Lage wird das Herz krank. Diese ewigen Verzögerungen, die sich jeden Tag erneuerten, und die Aussicht, die Nigerländer während der Regenzeit bereisen zu müssen, machten mich ganz tiefsinnig. Ich verlebte eine sehr unruhige Nacht und wurde am nächsten Morgen von einem heftigen Fieber befallen. Ich hüllte mich in meinen Mantel, um in Schweiß zu kommen, und schlief ein.

Während ich in diesem Zustande war, traten mehrere Mauren in meine Hütte, rissen mir mit ihrer gewöhnlichen Rohheit den Mantel ab und weckten mich. Ich gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß ich krank sei und sehr des Schlafs bedürfe. Das war vergeblich. Sie spotteten meiner Leiden und suchten sie auf jede erdenkliche Weise zu erhöhen. Diese ausgesuchte und hochmüthige Bosheit der ich mich beständig ausgesetzt sah, war die bitterste Hefe in dem Kelche meiner Gefangenschaft und machte mir das Leben fast zu einer unerträglichen Last. In diesen peinlichen Augenblicken beneidete ich die schwarzen Sclaven um ihre Lage, denn sie konnten in ihrem Unglück wenigstens ungestört ihren Gedanken nachhängen, und dieser Trost war mir versagt.

Die fortwährenden Beleidigungen der in meine Hütte gedrungenen Mauren erbitterten mich in meiner Fieberaufregung in dem Grade, daß ich fürchtete, mein Zorn werde die Grenzen der Klugheit überschreiten und mich zu irgend einer Handlung der Rache hinreißen, welche meinen Tod zur Folge haben müsse. Um mich dieser Gefahr zu entziehen, ging ich hinaus und legte mich im Schatten einiger Bäume in geringer Entfernung vom Lager nieder. Aber die Verfolgung hörte nicht auf; Ruhe war ja für einen Christen ein zu süßer Genuß! Ein Sohn Ali's sprengte,

von mehreren Reitern begleitet, an mich heran und befahl mir aufzustehen und ihm zu folgen. Ich bat ihn, mich an diesem Orte, wenn auch nur für einige Stunden, ruhen zu lassen. Meine Bitten machten auf den Prinzen und sein Gefolge wenig Eindruck, und nach vielen Drohungen zog einer von ihnen aus einem ledernen Säckchen, das am Sattelknopfe befestigt war, eine Pistole und zielte nach mir. Zweimal drückte er ab, und immer versagte die Waffe. Er sah dabei so gleichgültig aus, daß ich die Pistole für nicht geladen hielt, allein er spannte den Hahn zum dritten Male und schlug mit einem Stückchen Stahl gegen den Flintenstein. Nun bat ich ihn, mich zu schonen, und folgte den Reitern ins Lager.

Als wir in Ali's Zelt traten, schien der Fürst im höchsten Grade zornig zu sein. Er ließ sich von dem Mauren, der nach mir gezielt hatte, dessen Pistole geben. Mehrmals öffnete und schloß er die Pfanne, um zu sehen, ob sie sich leicht bewege, schüttete dann frisches Pulver auf und wendete sich mit einigen arabischen Worten, die ich nicht verstand, gegen mich. Da ich meinen Negerknaben Demba vor dem Zelte sitzen sah, so beauftragte ich ihn, den König zu fragen, womit ich ihn beleidigt habe. Ich erfuhr jetzt, da ich das Lager ohne Erlaubniß verlassen habe, so glaube Ali, daß ich entfliehen wolle, und habe befohlen, mich sogleich niederzuschießen, wenn ich draußen gesehen werde.

Am Nachmittage wurde der Horizont im Osten dunkel und dunstig, und die Mauren kündigten einen Nordwind an. In der That trat derselbe am nächsten Morgen ein und wehte mit geringen Unterbrechungen zwei Tage lang. Eigentlich heftig war dieser Wind nicht, sondern nur das, was die Seeleute eine steife Brise nennen. Die Masse Sand und Staub, die er mit sich führte, verdunkelte den Himmel. Die verdickte Luft strömte wie ein ungeheurer Fluß von Osten nach Westen und war zuweilen in dem Grade mit Staub beladen, daß man die nächsten Zelte nicht zu unterscheiden vermochte. Da die Mauren unter freiem Himmel zu kochen pflegen, so fiel in ihren Kouskous viel Staub. Auch an die Haut, die in dieser Jahreszeit immer feucht ist, hing sich viel Sand, und Jedermann wurde auf die wohlfeilste Art gepudert. Wenn dieser Nordwind weht, breiten die Mauren ein leinenes Tuch über ihr Gesicht, um nicht Sand einzuathmen, und wenden sich immer so, daß ihre Augen verschont bleiben.

In dieser Zeit färbten alle Frauen des Lagers ihre Füße und ihre Fingerspitzen safrangelb. Ob dies aus religiösen Beweggründen geschah, oder ob die Frauen sich blos schmücken wollten, vermochte ich nicht zu erfahren. Die Zudringlichkeit dieser maurischen Damen hatte mich seit meiner Ankunft in Benaun stark geplagt. Am Abend des 25. März trat eine ganze Gesellschaft in meine Hütte. Mochten sie nun von Jemand dazu veranlaßt worden sein, mochten sie von ihrer unbezähmbaren Neugier getrieben werden, oder wollten sie sich vielleicht nur belustigen, genug, sie gaben mir zu verstehen, ihr Besuch habe den Zweck, sich zu überzeugen, ob das Gesetz, welches die Beschneidung vorschreibt, bei den Nazarenern eben so wie bei den Mohamedanern gelte. Man wird leicht begreifen, wie überrascht ich war, als ich merkte, was sie wollten. Um mich der Untersuchung zu entziehen, mit der man mich bedrohte, stellte ich mich, als halte ich die Sache für einen Spaß. Ich antwortete den Damen, in Fällen dieser Art gelte in meinem Vaterlande der Gebrauch, sich nicht vor einer solchen Menge hübscher Frauen zu entblößen; wollten sie sich aber bis auf eine entfernen, so würde ich die Neugier dieser Schönen befriedigen. Zu gleicher Zeit zeigte ich auf die jüngste und schönste Frau der ganzen Gruppe. Die Damen verstanden den Scherz. Sie entfernten sich mit lautem Gelächter, und obgleich die junge Frau, der ich den Vorzug gegeben hatte, sich nicht darum zu bekümmern schien, war sie doch gegen meine Huldigung nicht unempfindlich und schickte mir Mehl und Milch.

Am 28. März trieb man eine zahlreiche Viehheerde ins Lager, die man im Osten aufgesucht hatte. Einer der Treiber, dem Ali mein Pferd geliehen hatte, kam in meine Hütte, um mir die Keule einer Antilope zu schenken und mir zu sagen, daß mein Pferd vor dem Zelte des Königs stehe. Bald darauf schickte der letztere mir einen Sclaven, um mich zu benachrichtigen, daß er nach dem Essen mit mir ausreiten werde, da einige seiner Frauen mich zu sehen wünschten.

Gegen vier Uhr Nachmittags erschien Ali mit sechs Begleitern vor meiner Hütte und gebot mir, ihm zu folgen. Ich gehorchte augenblicklich, aber nun entstand ein Bedenken. Die Mauren, welche an weite und bequeme Kleider gewöhnt sind, nahmen an meinen Nankingbeinkleidern Anstoß, von denen sie sagten, daß sie nicht nur geschmacklos, sondern auch

zu eng seien und den Anstand verletzten. Da wir einen Besuch bei Damen machen sollten, so mußte ich mich in den Mantel hüllen, den ich seit meiner Ankunft in Benaun stets getragen hatte.

Wir betraten die Zelte von vier verschiedenen Damen, und in jedem wurde mir eine Schale mit Milch und Wasser vorgesetzt. Alle diese Frauen waren übermäßig dick und also nach der in diesen Ländern herrschenden Ansicht außerordentlich schön. Sie stellten zahllose Fragen an mich und untersuchten mein Haar und meine Haut mit der größten Aufmerksamkeit. Dennoch gaben sie sich den Anschein, als sähen sie in mir ein Wesen untergeordneter Art, und runzelten die Augenbrauen oder zuckten mit den Achseln, als sie sahen, wie weiß meine Haut sei.

An diesem Nachmittage belustigten meine Kleider und mein Benehmen Ali und dessen Begleiter sehr. Sie jagten um mich her, wie um ein wildes Thier, das man reizen will. Sie schwangen ihre Flinten um den Kopf und entwickelten die ganze Geschicklichkeit, welche den Mauren beim Lenken ihrer Pferde eigen ist, um mir zu zeigen, wie sehr sie ihrem elenden Gefangenen überlegen seien. In der That sind die Mauren vortreffliche Reiter und besteigen furchtlos jedes Pferd. Ihre Sättel sind vorn und hinten so hoch, daß der Reiter ganz sicher sitzt, und fallen sie ja einmal vom Pferde, so thun sie sich selten Schaden, da ihr Land so sandig ist. Eine ihrer Hauptbelustigungen, bei der ihr Stolz so recht hervortritt, besteht darin, in vollem Rennen dahin zu jagen und dann den Zügel so stark und plötzlich anzuziehen, daß das Pferd ganz auf die Hinterfüße zurücksinkt und von der gewaltigen Erschütterung zuweilen hüftlahm wird.

Ali ritt gewöhnlich ein weißes Pferd, dessen Schweif roth gefärbt worden war. Er ging nur dann zu Fuß, wenn er sich an den Ort begeben wollte, wo er sein Gebet verrichtete. In jeder Nacht standen in der Nähe seines Zeltes drei bis vier gesattelte Pferde bereit. Die Mauren legen auf diese Thiere einen sehr großen Werth, denn die Schnelligkeit derselben macht es ihnen leicht, verwüstende Einfälle in die Länder der Schwarzen zu unternehmen. Sie füttern sie jeden Tag drei oder viermal und geben ihnen Abends gewöhnlich eine bedeutende Menge süßer Milch, welche diese Thiere sehr zu lieben scheinen.

Am 3. April starb im nächsten Zelte ein Kind, und die Mutter und die anderen Verwandten stimmten sogleich die Todtenklage an. Auf

diese Töne eilten noch mehrere Weiber herbei, und das klägliche Concert wurde nun abscheulich. Das Begräbniß erfolgte in der Abenddämmerung, und zwar wurde das Kind, wie es stets geschieht, nur wenige Schritte vom Zelte entfernt der Erde übergeben. Auf das Grab pflanzt man einen gewissen Strauch, den Niemand eines Blattes berauben oder auch nur berühren darf.

Die brennenden Sonnenstrahlen machten die Luft in diesem trocknen und sandigen Lande unerträglich heiß. Da Ali mein Thermometer geraubt hatte, so kann ich die Wärmegrade nicht genau angeben, aber sie müssen bedeutend gewesen sein, denn wenn in der Mittagszeit die Wirkung der Sonnenstrahlen durch den glühenden Wind, der aus der Wüste wehte, noch verstärkt wurde, dann wurde der Boden oft so heiß, daß man ihn mit nacktem Fuße nicht betreten konnte. Selbst die Negersclaven wagten nicht, ohne Sandalen von einem Zelte zum andern zu laufen. In dieser Tageszeit legen sich die Mauren in ihren Zelten flach auf den Boden nieder, und schlafen entweder, oder vermeiden wenigstens jede Bewegung. Der Wind war oft so heiß, daß ich einen wirklichen Schmerz empfand, wenn ich meine Hand der Luft aussetzte, die durch die Spalten meiner Hütte eindrang.

Am 7. April in der vierten Nachmittagsstunde erhob sich ein so heftiger Wirbelwind, daß die eine Seite meiner Hütte zerstört und drei Zelte umgeworfen wurden. Diese Wirbelwinde gehen von der Sahara aus und müssen in dieser Jahreszeit häufig sein, denn ich habe mehrere erlebt, und zuweilen fünf oder sechs zu gleicher Zeit. Sie heben den Sand bis zu einer bedeutenden Höhe empor, und entstehen mehrere Wirbel, so bieten sie den Anblick wandelnder Rauchsäulen dar. Am nächsten Tage ging der Wind nach Südwesten herum, und in der Nacht fiel ein starker, von Donner und Blitz begleiteter Regen.

Am 10. April kündigte die Tabala oder große Trommel, die sich in einem nahen Zelte hören ließ, eine Hochzeit an. Viele Personen beiderlei Geschlechts vereinigten sich, allein die heitere Freude, die bei einer Negerhochzeit nie fehlt, herrschte nicht. Weder von Tanz noch von eigentlichem Gesang war die Rede, und auch andere Belustigungen bemerkte ich nicht, als daß ein Weib die Pauke schlug und die anderen Weiber eine Art Chor bildeten, indem sie von Zeit zu Zeit laut aufkreischten, wobei

sie ihre Zungen mit wunderbarer Schnelligkeit von der einen Seite des Mundes nach der andern warfen. Die Sache wurde mir bald langweilig, und ich ging in meine Hütte zurück, wo ich fast eingeschlafen war, als eine alte Frau mit einer Schale eintrat und mir zu verstehen gab, daß sie ein Geschenk der Braut überbringe. Kaum hatte sie das gesagt, so goß sie mir den Inhalt der Schale ins Gesicht. Da es dieselbe Art von Weihwasser war, mit der die Priester der Hottentotten das Brautpaar besprengen sollen, so kam mir der Argwohn, daß die Alte mich beschimpfen wolle. Sie betheuerte jedoch, die Gabe komme von der Braut persönlich, und die jungen unverheiratheten Männer sähen in Dem, was mir eben widerfahren wäre, eine ausgezeichnete Gunst. Da die Sache so stand, trocknete ich mein Gesicht und ließ der Neuvermählten meinen besten Dank sagen.

Die ganze Nacht lärmte die Hochzeitspauke, sangen oder kreischten vielmehr die Weiber. Um Neun Uhr Morgens verließ die junge Frau das Zelt ihrer Mutter. Voran gingen ihre Freundinnen, welche das Zelt der Dame, ein Geschenk des Mannes, vollständig aufgeschlagen trugen, indem Einige die Zeltstangen in die Höhe hielten, Andere die Zeltleinen anspannten. Auf diese Art zogen sie unter fortwährendem Geschrei bis an den Ort, der für das Zelt bestimmt war. Den jungen Ehemann, mit dem der Zug schloß, begleiteten mehrere Männer, welche vier Ochsen führten und an den Zeltpflöcken festbanden. Als eines dieser Thiere geschlachtet und das Fleisch unter das Volk vertheilt worden war, hatten die Festlichkeiten ihr Ende erreicht.

Elftes Kapitel.

Weitere Vorfälle im Lager. — Einige Nachrichten über Haußa und Timbuktu. — Beschreibung des Weges von Marokko nach Benaun. — Ali flieht nach dem Norden. — Das neue Lager. — Vorstellung bei der Königin Fatime. — Großer Wassermangel.

Ich war nun seit einem ganzen Monat Gefangener, und jeder Tag brachte mir neue Leiden. Ungeduldig beobachtete ich den langsamen Gang des Gestirns des Tages und segnete den Augenblick, wo seine Strahlen, im Begriff zu verschwinden, auf den sandigen Boden vor meiner Hütte

blos noch einen gelblichen Schimmer warfen, denn herrschte Nachts auch eine erstickende Schwüle, so wurde ich doch nicht belästigt und konnte ungestört nachdenken.

Gegen Mitternacht pflegte man eine Schüssel mit Kouskous, Salz und Wasser in meine Hütte zu bringen. Johnson, Demba und ich aßen zusammen, und die Schüssel war Alles, was man uns für den nächsten Tag gewährte. Es war Rhamadan, und die Mauren, welche mit großer Strenge fasteten, hielten für angemessen, daß ich als Christ ihr Gesetz ebenfalls beobachte. Ich gewöhnte mich übrigens mit der Zeit an diese Entbehrungen. Ich sah, daß ich Hunger und Durst weit besser ertragen könne, als ich erwartet hatte. Nur die Zeit wurde mir eben so lang wie früher, und so suchte ich die trägen Stunden dadurch zu verkürzen, daß ich das Arabische lernte. Bald hatte ich von den Leuten, welche mich besuchten, die Buchstaben kennen gelernt und bemerkte zugleich, daß sie mir weniger lästig wurden, wenn ich auf diese Art ihre Aufmerksamkeit fesselte. So oft ich also in den Augen eines Mauren las, daß er eine Bosheit gegen mich ausüben wollte, beeilte ich mich, ihn zu bitten, daß er mir etwas in den Sand schreibe oder die Zeilen, an denen ich mich selbst versucht hatte, entziffere. Fast Jeder erfüllte meinen Wunsch, weil er stolz war, mir seine höhere Geschicklichkeit zeigen zu können.

Da die Königin Fatime am 14. April noch nicht angekommen war, so beschloß Ali, sie selbst aus dem Norden abzuholen. Man hatte bis zu dem Orte, wo die Königin sich befand, zwei Tagereisen zu machen, und es mußten daher Lebensmittel mitgenommen werden. Der argwöhnische Ali fürchtete aber eine Vergiftung und aß nie eine Speise, die nicht vor seinen Augen zubereitet war. Er ließ einen jungen Ochsen schlachten, dessen Fleisch in Streifen geschnitten und an der Sonne getrocknet wurde. Dieses Fleisch und zwei Säcke getrockneten Kouskous bildeten seinen ganzen Reisevorrath.

Vor seinem Aufbruch erschienen, wie alljährlich um diese Zeit, die schwarzen Einwohner von Benaun, um ihren Tribut in Korn und Zeugen darzubringen und ihre Waffen mustern zu lassen. Alle waren schlecht bewaffnet, Zweiundzwanzig mit Flinten, Vierzig bis Fünfzig mit Bogen und Pfeilen und etwa ebenso viele mit Speeren. Sie stellten sich vor Ali's

Zelte auf und lösten ihre Reihen nicht eher, als bis ihre Waffen geprüft und einige kleine Streithändel geschlichtet worden waren.

Am 16. April um Mitternacht verließ Ali mit wenigen Begleitern in aller Stille Benaun. In neun oder zehn Tagen wollte er zurückkehren.

Zwei Tage später kam ein Scherif, der Salz und andere Waaren brachte, aus Walet, der Hauptstadt des Königreichs Biru, im Lager an. Da man ihm kein Zelt eingerichtet hatte, so wohnte er bei mir in meiner Hütte. Er schien sehr unterrichtet zu sein und konnte, da er sowohl das Arabische als die Sprache von Bambarra verstand, mit Leichtigkeit und Sicherheit die verschiedenen Königreiche bereisen. Obgleich er gewöhnlich in Walet lebte, hatte er doch Haußa besucht und in Timbuktu mehrere Jahre gewohnt. Da er sah, daß ich nach der Entfernung Walets von Timbuktu sorgfältig forschte, so fragte er mich, ob ich jene Gebiete bereisen wolle. Ich antwortete mit Ja. Er schüttelte nun mit dem Kopfe und sagte, das sei nicht möglich, denn man betrachte dort die Christen als Feinde des Propheten und als Kinder des Teufels.

Später äußerte er gegen mich Folgendes: „Haußa ist die größte Stadt, welche ich je gesehen habe. Walet ist größer als Timbuktu, wird aber viel weniger von Fremden besucht, weil es vom Niger entfernt liegt und in der Hauptsache blos mit Salz handelt. Von Benaun bis Walet hat man zehn Tagereisen. Unterwegs sieht man keinen bedeutenden Ort und muß sich von Milch nähren, die man von den Arabern kauft, deren Vieh an Orten weidet, wo Brunnen oder Lachen in der Nähe sind. Zwei Tage lang reist man in einem sandigen Lande, wo es gar kein Wasser giebt. Um von Walet nach Timbuktu zu gelangen, braucht man noch elf Tage. Auf diesem Wege, den man gewöhnlich auf Ochsen zurücklegt, findet man weit mehr Wasser. In Timbuktu sieht man eine große Anzahl Juden, welche sämmtlich arabisch sprechen und ihre Gebete ganz so wie die Mauren halten." Um die Richtung anzudeuten, in der ich Timbuktu zu suchen habe, zeigte der Scherif gegen Südosten, oder richtiger nach Osten mit einem Viertelstrich Süd. Ich ließ ihn diese Bezeichnung oft wiederholen, und er wich nie mehr als einen halben Windstrich ab, indem er in diesem Falle mehr nach Süden zeigte.

Der Scherif hatte früher einige Monate in Gibraltar verlebt und

dort so viel englisch gelernt, daß wir uns nothdürftig verständlich machen konnten. Seine Reise von Santa Cruz nach Benaun hatte fünf Monate in Anspruch genommen, aber ein großer Theil dieser Zeit war mit Handelsgeschäften vergangen. Die Länge des Wegs von Marokko bis Benaun gab er mir auf fünfzig Tagereisen an. Die Reisenden verweilen gewöhnlich lange in Tischit, wo das Steinsalz gegraben wird, welches bei den Negern ein wichtiger Handelsartikel ist. *)

Meine Unterredungen mit dem Scherif und mit verschiedenen Fremden, welche das Lager besuchten, ließen mir die Zeit schneller als früher vergehen. Auf der andern Seite darbte ich mehr denn je, da die Sclaven Ali's, über die ich keine Gewalt hatte, mich ganz nach Willkür mit Lebensmitteln versehen konnten. Zwei Abende hintereinander erhielt ich gar kein Essen zugeschickt und war auf Erdnüsse angewiesen, welche mein Negerknabe in einem kleinen Negerdorfe unfern des Lagers erbettelt hatte und willig mit mir theilte. Im Anfang erregt der Hunger schmerzliche Empfindungen, an deren Stelle jedoch nach einiger Zeit eine große Schwäche tritt. Trinkt man viel Wasser, so hören die unangenehmen Empfindungen einige Zeit auf, und man fühlt sich gestärkt. Johnson und Demba waren hinfälliger als ich. Sie streckten sich auf den Sand hin und lagen in einer Art von Betäubung, aus der ich sie, wenn der Kouskous gebracht wurde, nur mit Mühe erwecken konnte. Diese Schlafsucht befiel mich nie, dagegen athmete ich tief und krampfhaft, vor meinen Augen wurde es dunkel, und wenn ich mich aufrichten wollte, kam eine Anwandlung von Ohnmacht. Diese Symptome dauerten, wenn ich gegessen hatte, noch eine Zeitlang fort.

Wir erwarteten täglich, daß Ali mit seiner Gemahlin Fatime aus dem Sahel oder dem nördlichen Gebiete zurückkehren werde. Inzwischen hatte Mansong, König von Bambarra, an die Uled Amer die schon erwähnte

---

*) Santa Cruz ist Agader, dessen vortrefflicher Hafen durch das Aufblühen von Mogador sehr gelitten hat. Hinsichtlich der Straße scheint zwischen Mungo Park und dem Scherif ein Misverständniß obgewaltet zu haben. Die fünfzig Tagereisen stimmen genau zu der westlicheren Karawanenstraße, die in Galam am obern Senegal mündet, die fünf Monate aber eben so genau zu der Zeit, welche die Karawanen auf der östlicheren über Tischit führenden, viel weiteren Straße brauchen. Wahrscheinlich hat Mungo Park auf eine Straße bezogen, was der Scherif von zweien sagte. Walet ist die Oase Ualata.

Aufforderung erlassen, ihn bei seinem Angriff auf Gedinguma mit einer Reiterschaar zu unterstützen. Ali hatte das Gesuch nicht blos abgewiesen, sondern den Boten auch mit hochmüthiger Verachtung behandelt. Mansong gab nun die Belagerung auf, um sich an Ali zu rächen.

So standen die Dinge, als am 29. April ein Reiter im Lager meldete, daß das Heer von Bambarra gegen die Grenzen von Ludamar heranziehe. Alles gerieth in Aufregung, namentlich als Ali's Sohn am Nachmittage mit zwanzig Reitern erschien und den Befehl gab, das Vieh wegzutreiben, die Zelte abzubrechen und Alles in Bereitschaft zu setzen, damit man folgenden Tags nach Norden ziehen könne. Am 30. April war das ganze Lager mit Tagesanbruch in Bewegung. Das ganze Gepäck wurde auf Ochsen gelegt, und zwar so, daß man die Stangen und sonstigen Hölzer, die zu einem Zelt gehören, auf beiden Seiten des Thieres vertheilte und das Zelt selbst als Decke darüber breitete. Oben auf nahmen zwei oder drei Frauen Platz, denn das weibliche Geschlecht ist bei den Mauren wenig an Bewegung gewöhnt. Ali's Frauen bestiegen Kameele, deren Sättel auf eine eigenthümliche Art eingerichtet waren, und schützten sich mit Schirmen gegen die Sonne.

Wir bewegten uns genau gegen Norden. Um Mittag schickte Ali's Sohn die ganze Karawane in ein lichtes und niedriges Gehölz rechts vom Wege. Blos zwei Zelte, bei denen ich mich befand, wurden ausgenommen und mußten nach der Negerstadt Farani vorausgehen. Als wir dort angelangt waren, errichteten wir unsere Zelte auf einem ganz offenen Platze in der Nähe des Ortes.

Der Aufbruch aus dem Lager war so schnell und mit solcher Unordnung erfolgt, daß die Sclaven das Kochen vergessen hatten. Um die trockenen Lebensmittel zu schonen, die für den Marsch, dessen Dauer Niemand kannte, vielleicht nicht ausreichten, ließen sie mich fasten. Auch am nächsten Morgen gab man mir nichts, und es blieb mir nun nichts übrig, als in Farani zu betteln. Der freundliche Vorsteher beschenkte mich freigebig und sagte zugleich, daß ich an jedem Tage, so lange wir an diesem Orte verweilten, in sein Haus kommen könne.

Wie grausam diese freundlichen Leute von den Mauren behandelt werden, sah ich an diesem Morgen. Zwei von Ali's Haussclaven, ein Mann und eine Frau, welche die Zelte begleitet hatten, führten die Last-

thiere nach dem Dorfbrunnen, in dem das Wasser bereits sehr zu mangeln anfing. Als die Negerinnen das Vieh herankommen sahen, flohen sie eilig mit ihren Eimern nach dem Dorfe. Aber die beiden Sclaven holten sie ein, führten sie nach dem Brunnen zurück und zwangen sie, für ihre Ochsen Wasser zu schöpfen. Die Negerinnen mußten damit so lange fortfahren, bis alles Vieh getränkt worden war, und dabei wurden einer von ihnen, weil sie nicht schnell genug schöpfte, von der Sclavin zwei Eimer auf dem Kopfe zerschlagen.

Am 3. Mai verließen wir Farani, folgten einem gewundenen Wege durch einen Wald und erreichten am Nachmittage Ali's Lager. Dieses war größer als das von Benaun, lag mitten in einem großen Gehölz und war von einer Negerstadt Namens Bubaker etwa eine Stunde weit entfernt. So wie ich im Lager ankam, begab ich mich in Ali's Zelt, um der Königin Fatime, welche mit ihm aus dem Sahel gekommen war, meine Ehrfurcht zu bezeigen. Ali schien sehr erfreut, mich zu sehen, reichte mir die Hand und sagte der Königin, ich sei der Christ, von dem er gesprochen habe. Fatime war von arabischem Stamm und zeichnete sich durch lange schwarze Haare und einen außerordentlichen Umfang aus. Im Anfange schien sie sich in der Nähe eines Christen nicht wohl zu fühlen. Dennoch unterhielt sie sich mit mir mittelst eines jungen Negers, der sowohl die arabische als die Mandingo Sprache verstand, und als ich alle ihre Fragen über die Länder der Christen beantwortet hatte, wurde sie freundlicher und reichte mir eine Schale Milch, worin ich ein günstiges Vorzeichen sah.

Die Hitze hatte jetzt einen fast unerträglichen Grad erreicht, und die ganze Natur schien ihr zu erliegen. Das Land weit und breit bot dem Auge eine ungeheure Sandfläche dar, in der hie und da einige verkrüppelte Bäume und einige Dorngesträuche wuchsen. Die Kameele und Ziegen weideten die wenigen Blätter dieser Bäume und Sträucher ab, während die Ochsen ihren Hunger an dem verdorrten Grase zu stillen suchten. Der Wassermangel war entsetzlich. Tag und Nacht drängten sich die Thiere um die Brunnen und suchten sich brüllend und mit einander kämpfend zu dem Wasser Bahn zu brechen. Viele dieser Thiere wurden vor Qual wüthend, andere schlangen den ganzen Koth hinab, den das aus den Trögen verschüttete Wasser erzeugte, und thaten sich dadurch häufig Schaden.

Jedermann litt durch diesen Wassermangel, und ich am meisten. Obgleich Fatime mir zuweilen etwas Wasser schickte und Ali mir einen Schlauch geben ließ, damit ich mir Wasser schöpfen lassen könne, setzte mich der Fanatismus der Mauren den härtesten Entbehrungen aus. Erschien mein Negerknabe an dem Brunnen, um den Schlauch zu füllen, so wurde er gewöhnlich fortgeprügelt, denn es galt für eine Vermessenheit, daß der Sclave eines Christen mit wahren Gläubigen aus einer Quelle schöpfen wolle. Demba wurde dadurch so eingeschüchtert, daß er lieber verschmachtet wäre, ehe er an dem Brunnen einen neuen Versuch gemacht hätte. Er bettelte von nun an bei den anderen Negerknaben Wasser und ich folgte seinem Beispiel, jedoch mit wenig Glück; denn obgleich ich keine Gelegenheit versäumte und an Mauren und Neger die dringendsten Bitten stellte, erhielt ich doch so wenig Wasser, daß ich in mancher Nacht Tantalusqualen litt. Schlief ich ein, so führte mich ein Traum zu den Bächen und Flüssen meines Vaterlandes, von deren grünen Ufern ich mit Entzücken auf den blinkenden Wasserspiegel schaute. Wie froh beugte ich mich nieder, um mich zu erquicken, und wie traurig wurde ich dann, wenn ich erwachte und meiner Lage als einsamer in den Wüsten Afrika's vor Durst verschmachtender Gefangener mir bewußt wurde!

In einer Nacht hatte ich im ganzen Lager vergebens um Wasser gebettelt und fühlte ein solches Fieber in mir glühen, daß ich mein Glück bei den Brunnen, die nicht viel über fünf Minuten entfernt waren, zu versuchen beschloß. Das Brüllen des Viehs zeigte mir den Weg nach dem Orte, wo ich die Mauren eifrig mit dem Aufziehen von Wasser beschäftigt sah. Ich bat um einen Trunk, wurde aber mit argen Schimpfworten abgewiesen. Indem ich von einem Brunnen zum andern ging, kam ich zuletzt an einen, wo ein alter Mann und zwei Knaben schöpften. Auch hier bat ich und der Mann zog sogleich einen Eimer Wasser herauf; als er sich erinnerte, daß ich ein Christ sei, goß er das Wasser in den Trog und hieß mich trinken, denn meine Lippen würden den Eimer unrein gemacht haben. Schon drei Kühe standen an dem kleinen Wasserbehälter, aber ich zwängte meinen Kopf zwischen ihnen hindurch und schlürfte mit Gier, bis die Thiere um die letzte Neige zu kämpfen anfingen.

Auf diese Weise verging der Monat Mai, der in diesem Theile von

Afrika so erstickend heiß ist, ohne daß in meiner Lage eine Veränderung vorging. Ali sah in mir noch immer seinen rechtmäßigen Gefangenen und Fatime schickte mir wohl mehr Lebensmittel, als ich in Benaun erhalten hatte, sagte aber von meiner Freilassung kein Wort. Inzwischen kamen in dem häufigen Umsetzen des Windes, in den Wolken, die sich am Himmel sammelten, in den Blitzen, die am Horizont züngelten, Anzeichen, daß die Regenzeit herannahe. In dieser Periode pflegen die Mauren sich von den Ländern der Neger zurückzuziehen und ihre Zelte an der Grenze der großen Wüste aufzuschlagen. Da ich wußte, daß mein Schicksal sich nun bald entscheiden müsse, so beschloß ich den Aufbruch nach Norden zu erwarten, ohne die geringste Ungeduld zu verrathen. Es traten jedoch Ereignisse ein, welche mein Schicksal schneller als ich erwarten konnte, günstig gestalteten.

Als die in Ludamar verweilenden Flüchtlinge aus Kaarta, von denen ich bereits gesprochen habe, sahen, daß die Mauren sie im Stich lassen wollten, begannen sie den Zorn des Königs Daisi zu fürchten, den sie auf so schmachvolle Weise verrathen hatten, und baten Ali um zweihundert Reiter, mit deren Hilfe sie Gedinguma erobern wollten. Sie sagten sich nämlich, daß sie weder in ihr Vaterland zurückkehren, noch in den benachbarten Reichen in Sicherheit leben könnten, wenn sie diesen Fürsten nicht vollständig besiegten. Ali wies den Antrag nicht von der Hand, weil er von den Flüchtlingen Geld erpressen wollte. Er ließ einen seiner Söhne nach Dscharra abgehen und versprach binnen wenigen Tagen nachzufolgen. Diese Gelegenheit war zu günstig, als das ich nicht hätte einen Versuch machen sollen, sie zu benutzen. Da ich erkannt hatte, daß Fatime die Hauptleiterin aller Angelegenheiten sei, so bat ich sie, daß sie mir von Ali die Erlaubniß verschaffen möge, ihn nach Dscharra begleiten zu dürfen. Sie nahm mein Gesuch nach einigen Schwankungen günstig auf. Ihre Blicke wurden mild, und sie schien Mitleid für mich zu empfinden. Meine Sachen wurden aus dem großen ledernen Sacke, in den man sie gesteckt hatte, hervorgeholt, und ich mußte ihr den Gebrauch der verschiedenen Artikel erklären, dann aber auch zeigen, wie man Strümpfe, Schuhe und Anderes mehr anziehe. Ich erfüllte ihre Wünsche mit der größten Bereitwilligkeit, und sie sagte mir darauf, daß ich in wenigen Tagen die Erlaubniß zur Abreise erhalten werde.

Zwölftes Kapitel.

Sitten und Charakter der Mauren. — Ihre Schulen. — Ein gelehrter Priester. — Das weibliche Geschlecht. — Beschäftigung der Frauen. — Krankheiten. — Rechtspflege und Verfassung. — Die Krieger. — Die Sahara und ihr Thierleben. — Wanderungen der Mauren.

Die Mauren dieses Theils von Afrika theilen sich in mehrere unabhängige Stämme. Dem nach, was ich an Ort und Stelle erfahren habe, sind die furchtbarsten die Trasart und Il-Braken, welche das Norduser des Senegals bewohnen. Die Stämme von Giduma, Jafnu und Ludamar sind, wenn auch nicht so zahlreich wie die ebengenannten, doch mächtig und kriegerisch. Jeder Stamm hat einen Häuptling oder König, der mit unumschränkter Gewalt regiert.

Die Mauren sind Hirten und beschäftigen sich in Friedenszeiten hauptsächlich mit der Pflege ihrer Heerden. Sie nähren sich von dem Fleisch derselben und gehen abwechselnd von Gefräßigkeit zu Enthaltsamkeit über. Durch die häufigen und strengen Fasten, welche ihr Glaube ihnen vorschreibt, und durch die anstrengenden Reisen, die sie mitten durch die Wüste machen, erlangen sie die Fähigkeit, Hunger und Durst mit bewunderungswürdigem Muth zu ertragen. Zeigt sich aber eine Gelegenheit, den Hunger zu stillen, so dürfte es unter ihnen kaum Einen geben, der nicht in einer einzigen Mahlzeit mehr als drei Europäer zu sich nehmen könnte. Mit dem Ackerbau beschäftigen sie sich wenig. Sie graben in der Wüste Steinsalz und tauschen dafür von den Negern Korn, baumwollene Zeuge und andere nothwendige Gegenstände ein.

Das Land der Mauren ist so unfruchtbar, daß es wenige Erzeugnisse liefert welche einer weitern Bearbeitung fähig wären. Indessen verstehen die Mauren aus Ziegenhaaren, welche von ihren Frauen gesponnen werden, einen sehr starken Stoff zu weben, mit dem sie ihre Zelte bedecken. Die Frauen bereiten auch das Leder, aus dem man Sättel, Zäume, Taschen und verschiedene andere Gegenstände fertigt. So viel Geschick besitzen die Mauren, um das inländische Eisen, das ihnen von den Negern geliefert wird, zu Speeren, Messern und sogar zu Kochtöpfen zu verarbeiten, aber ihre Säbel, ihre Flinten und ihren Schießbedarf kaufen sie von den Europäern und bezahlen mit Negersclaven, welche sie aus den benach-

barten Königreichen rauben. In dieser Beziehung verkehren sie besonders mit den Franzosen, welche die Ufer des Senegals besuchen.

Die Mauren sind strenge Mohamedaner und besitzen nicht blos die Frömmelei und den Aberglauben, sondern auch die ganze Unduldsamkeit ihrer Secte. Eine Moschee giebt es in Benaum nicht, und man verrichtet die Gebete in einem oben offenen, mit Matten eingehegten Raum. Der Priester, welcher diese Andachtsübungen leitet, ist zugleich Schullehrer. Die Schüler versammeln sich jeden Abend vor seinem Zelte, um sich bei dem Scheine eines großen Feuers, das mit Strauchwerk und Kuhmist unterhalten wird, in Koransprüchen und den Vorschriften des Glaubens unterrichten zu lassen. Das maurische Alphabet weicht von dem in Richardsons Sprachlehre wenig ab, und die Vocalzeichen werden beim Schreiben stets beigesetzt.

Die maurischen Priester geben sich das Ansehen, als kennten sie die fremde Literatur. Der von Benaun versicherte mich, daß er die Schriften der Christen lesen könne. Er zeigte mir verschiedene barbarische Schriftzeichen, welche das römische Abc sein sollten. Andere nicht weniger unverständliche gab er für Kalam il indi d. h. für Persisch, aus. Seine Bücher bestanden in neun Quartbänden, die ich für Religionsbücher hielt, da der Name Mohameds, mit rothen Buchstaben geschrieben, fast auf jeder Seite zu lesen war. Seine Schüler schrieben ihre Aufgaben auf dünne Bretter, denn das Papier ist in Benaun viel zu theuer, als daß man es nicht zu schonen suchen sollte. Es schien diesen Knaben weder an Thätigkeit noch an Ehrgeiz zu fehlen. Selbst wenn sie ihre täglichen Beschäftigungen erledigten, trugen sie ihr Brettchen stets an einer Schnur auf dem Rücken. Wenn ein junger Mensch einige Gebete auswendig gelernt hat und gewisse Koranstellen zu lesen und zu schreiben versteht, gilt er schon für hinlänglich unterrichtet und zählt mit diesem dürftigen Wissensschatz nicht mehr zu den Kindern. Auf seine Kenntnisse stolz, blickt er auf die ungebildeten Neger mit Verachtung herab und benutzt jede Veranlassung, denjenigen seiner Landsleute, welche weniger als er wissen, seine Ueberlegenheit zu zeigen.

Die Erziehung der maurischen Mädchen wird gänzlich vernachlässigt. Um geistige Vorzüge kümmern sich die Frauen dieses Volks nicht im Entferntesten, und der Mangel derselben gilt bei den Männern für keinen

Fehler. Die letzteren sehen in ihren Frauen ein untergeordnetes Geschlecht, blos dazu bestimmt, die Begierden und Launen des Gebieters zu erfüllen. Daher gilt sinnliches Feuer für ihre Haupttugend und ein knechtischer Gehorsam für die erste und unentbehrlichste aller ihrer Pflichten.

Von der weiblichen Schönheit haben die Mauren ganz eigenthümliche Begriffe. Auf einen schlanken Wuchs, auf einen schwebenden Gang, auf ausdrucksvolle Züge legen sie nicht das geringste Gewicht. Wohlbeleibtheit und Schönheit sind ihnen gleichbedeutend. Wenn eine Frau beim Gehen blos von zwei Sclaven unterstützt zu werden braucht, so kann sie nur mäßige Ansprüche machen. Eine vollkommene Schönheit ist erst die, welche eine ganze Kameellast ausmacht. Dieser Geschmack der Mauren für schwer ins Gewicht fallende Schönen hat die Folge, daß die Frauen sich von frühester Zeit an große Mühe geben, dick zu werden. Die Mütter zwingen ihre Töchter jeden Morgen, eine ungeheure Menge Kouskous zu essen und eine große Schüssel Kameelmilch zu trinken. Ob die Tochter Hunger hat oder nicht, darauf kommt nichts an, Kouskous und Milch müssen verzehrt werden, und nicht selten wird das rebellische Kind mit Schlägen dazu gezwungen. Ich habe ein armes Mädchen gesehen, das mit der Schüssel am Munde wohl eine Stunde weinend dasaß, während die Mutter mit einem Stock über ihr stand und ohne Erbarmen zuschlug, wenn in dem Verschwinden des Kouskous und der Milch eine Stockung eintrat. Merkwürdigerweise erzeugt dieser Gebrauch weder Krankheiten, noch eine schwache Verdauung, und verschafft den jungen Geschöpfen im Gegentheil jenen Grad von Fülle, welcher in den Augen eines Mauren die Vollkommenheit selbst ist.

Ihre sämmtlichen Kleidungsstücke kaufen die Mauren von den Negern, und ihre Frauen müssen daher in ihrem Anzuge sehr sparsam sein. Gewöhnlich tragen sie blos ein breites baumwollenes Tuch, das um die Hüften geschlungen wird und wie ein Unterrock bis zur Erde hinabreicht. Oben an dieses Tuch näht man hinten und vorn zwei viereckige Stücke, die beide auf der Schulter befestigt werden. Der Kopfputz der maurischen Frauen besteht meistens aus einer baumwollenen Binde, die an einer Stelle breiter ist und hier dazu dient, das Gesicht gegen die Sonne zu

schützen. Zuweilen gehen die Frauen aber auch nicht anders aus, als vom Kopf bis zu den Füßen verschleiert.

Die Beschäftigungen der Frauen sind je nach dem größern oder geringern Wohlstande der Männer verschieden. Die Königin Fatime und einige andere machen es gerade so wie die großen Damen in Europa. Sie verbringen ihre Tage damit, daß sie Besuche machen oder empfangen, beten und vor einem Spiegel ihre Reize bewundern. Die geringeren Frauen besorgen ihren Haushalt. Sie sind ebenso eitel als geschwätzig, und wenn sie übler Laune sind, so haben ihre Sclavinnen, die mit der größten Willkür und Grausamkeit behandelt werden, böse Stunden.

Ich muß bei dieser Gelegenheit bemerken, daß die Lage dieser armen Negerinnen höchst beklagenswerth ist. Beim Anbruch des Tages müssen sie in großen Schläuchen, den sogenannten Girbas, Wasser holen. Nicht blos für die Menschen, auch für die Pferde müssen sie sorgen, denn die Mauren erlauben selten, daß man diese Thiere zur Tränke führt. Ist genug Wasser zugeführt worden, so stampfen die Negerinnen den Mais und bereiten ihn zum Essen. Da dies unter freiem Himmel geschieht, so sind sie der dreifachen Hitze der Sonne, des Feuers und des Sandes ausgesetzt. In den Zwischenzeiten zwischen diesen Arbeiten reinigen sie das Zelt, schlagen den Rahm zu Butter und verrichten alle sonst noch vorkommenden Geschäfte. Dabei werden sie schlecht genährt und grausam gezüchtigt.

Die Kleidung der Mauren unterscheidet sich von jener der Neger, welche ich bereits beschrieben habe, wenig anders als darin, daß die Ulled Amer das charakteristische Kennzeichen der Mohamedaner tragen, den Turban, der bei ihnen stets aus weißem baumwollenen Zeuge besteht. Wer einen langen Bart hat, ist auf dieses Zeichen arabischer Abkunft in hohem Grade stolz. Ali, der König von Ludamar, konnte sich eines solchen Bartes rühmen. Die übrigen Mauren haben gewöhnlich kurze, krause und tiefschwarze Haare. Der Bart gilt bei ihnen so viel, daß der meinige, weil er sehr lang geworden war, ihnen zuletzt eine weniger schlechte Meinung von mir beibrachte. Sie betrachteten ihn stets mit Achtung oder mit Neid, und ich bin fest überzeugt, daß alle insgeheim dachten, der Bart sei für einen Christen viel zu gut.

Die einzigen Krankheiten, welche bei den Mauren von Ludamar

häufig vorzukommen pflegen, sind das Wechselfieber und die Ruhr. Die alten Frauen besitzen Hausmittel, von denen man zuweilen Gebrauch macht, doch im Allgemeinen überläßt man den Kranken der Natur. Während ich in Ludamar Gefangener war, sah ich nicht ein Beispiel von den Blattern. Man sagte mir indessen, daß diese Seuche von Zeit zu Zeit furchtbar wüthe, und Dr. Laidley bestätigte, daß sie aus den Ländern der Mauren häufig zu den Negern im Süden übergehe. Derselbe Doctor machte mir die Mittheilung, daß die Neger an den Ufern des Gambia das Impfen ausüben.

So viel ich in Ludamar bemerken konnte, war die Rechtspflege in peinlichen Fällen eine rasche und strenge. Für Privatrechte herrschte wenig Achtung, aber das Bedürfniß, durch die Bestrafung von Verbrechern warnende Beispiel zu geben, fühlte man denn doch. Bei solchen Gelegenheiten wurde der Schuldige vor Ali geführt, der das Urtheil nach seiner Laune sprach. Die Todesstrafe wurde, wie ich hörte, blos an Negern vollzogen.

Obgleich der Reichthum der Mauren hauptsächlich in ihren zahlreichen Heerden besteht und die Pflege derselben ihr eigentliches Geschäft ist, so nimmt dasselbe sie doch nicht immer in Anspruch. Im Gegentheil gehen die meisten von ihnen fast immer müßig und verbringen ihr Leben mit unnützen und kindischen Gesprächen über ihre Pferde oder mit Berathungen, wie Raubzüge gegen die Dörfer der benachbarten Neger auszuführen seien. Die Müßigen begeben sich gewöhnlich in das Zelt des Königs. Unter einander sprechen sie dort mit großer Freimüthigkeit, aber gegen den Fürsten sind sie um so kriechender. Sie loben ihn mit einem Munde, sie singen im Chor Lieder auf ihn und in diesen Gesängen kommen derartige Lobeserhebungen vor, daß man ein maurischer Despot sein muß, um sie ohne Erröthen anhören zu können.

Der König kleidet sich stets in schönere Stoffe, als die anderen Mauren. Bald trägt er die blauen baumwollenen Zeuge, die von Timbuktu kommen, bald das weiße Leinen oder den Musselin, der von Marokko eingeführt wird. Er hat auch ein größeres Zelt als seine Unterthanen, das sich überdies durch seine weiße Decke auszeichnet. Im Uebrigen vergißt er den Rangunterschied, der zwischen ihm und dem Volk besteht, häufig. Es geschieht nicht selten, daß er mit Anderen aus derselben Schüssel ißt

und in der Mittagshitze auf einer Matte neben seinem Kameeltreiber Ruhe sucht.

Um die Regierungskosten und den Unterhalt der Seinigen zu bestreiten, erhebt der König verschiedene Steuern. Die in seinen Staaten wohnenden Neger müssen eine Abgabe bezahlen, welche in Korn, Baumwolle und Goldstaub besteht. Eine zweite Abgabe ruht auf den Plätzen, wo man Wasser schöpft, und wird gewöhnlich in Schlachtvieh entrichtet. Alle Waaren, welche durch das Königreich gehen, sind einem Zoll unterworfen, der ebenfalls in Naturalien besteht. Der größte Theil der königlichen Einkünfte stammt jedoch von Erpressungen und Raubzügen. Die Neger, welche Ludamar bewohnen, und die Kaufleute, welche das Land bereisen, zittern bei dem Gedanken, für reich gehalten zu werden. Ali unterhält in allen Theilen seines Reiches Spähér, welche ihm über das Vermögen seiner Unterthanen berichten müssen, und benutzt häufig den nichtigsten Vorwand, um reiche Leute zu plündern und sie den übrigen gleich zu machen.

Die Zahl der Mauren, welche unter Ali's Regierung leben, mit Genauigkeit anzugeben, ist mir unmöglich. Die eigentliche Stärke von Ludamar liegt in seiner Reiterei, welche gut beritten ist und zu Neckereien und Ueberfällen sehr geeignet zu sein scheint. Jeder Reiter hat Pferd und Waffen selbst zu stellen. Die letzteren bestehen in einem großen Säbel, einer Doppelflinte, einer Kugeltasche von rothem Leder und einem Pulverhorn, das an einem Riemen hängt. Sold und Belohnungen giebt es nicht, der Reiter hat nur das, was er sich auf den Raubzügen selbst erbeutet. Die Zahl dieser Kerntruppen ist nicht groß, denn als Ali mit Bambarra Krieg führte, bestand sein Heer, wie ich erfuhr, aus nicht mehr als 2000 Reitern. Man sagte mir aber zugleich, daß diese Reiterei nur einen ganz kleinen Theil der Mauren von Ludamar ausmache. Die Pferde der Mauren sind außerordentlich schön, und man schätzt sie so hoch, daß die Negerfürsten nicht selten zwölf bis vierzehn Sclaven für eines geben.

Im Norden grenzt Ludamar an die große Wüste Sahara. Darf ich den Nachrichten glauben, welche ich über dieses Sandmeer, das im Norden von Afrika einen so großen Raum einnimmt, eingezogen habe, so ist es fast ganz unbewohnt. Es giebt eine sehr kleine Zahl von Stellen,

wo ein leichter Anflug von Pflanzenwuchs die armseligen Stämme der wandernden Araber lockt, ihre Heerden herzuführen, und an anderen Plätzen, wo etwas mehr Weide und Wasser vorhanden ist, haben kleine maurische Völkerschaften ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Sie leben dort in Armuth, aber in Unabhängigkeit, und brauchen die Tyrannen der Atlasländer nicht zu fürchten. Da die übrige Wüste ganz von Wasser entblößt ist, so sieht sie keine andere menschliche Wesen als einige Kaufleute, deren Karawanen die peinliche und gefahrvolle Reise durch die Sahara von Zeit zu Zeit wagen. In einigen Theilen dieser unermeßlichen Einöde ist der Sand mit verkrüppeltem Strauchwerk bedeckt, welches den Karawanen zeigt, wo sie Halt zu machen haben, und ihren Kameelen eine dürftige Nahrung darbietet. An andern Orten dagegen sieht der bangende Reisende rings um sich nichts, als den Himmel und eine endlose Sandfläche. In diesen traurig unfruchtbaren Gebieten sucht das Auge vergebens nach einem Gegenstande, auf dem es ausruhen könne, und die Seele beschäftigt sich unaufhörlich mit dem traurigen Bilde des Verschmachtens.

„In der schrecklichen Oede, die ihn umgiebt, stößt der Reisende zuweilen auf die todten Körper von Vögeln. Der Sturm hat diese armen Thierchen aus glücklicheren Zonen hieher verschlagen, und sie sind verhungert. Bedenkt der Reisende die furchtbare Länge des Wegs, den er noch zu durchwandern hat, so erfüllt das Geheul des tobenden Sturms, des einzigen Tons, welcher die feierliche Stille der Wüste unterbricht, sein Herz mit Entsetzen.“ (Verhandlungen der afrikanischen Gesellschaft.)

Die Antilope und der Strauß sind die einzigen Thiere, welche diese traurigen Gegenden bewohnen. Die Schnelligkeit ihres Laufs erlaubt ihnen, sich leicht in ferne Gebiete zu versetzen, wo Wasser vorhanden ist. An den Grenzen der Wüste, wo es bereits mehr Wasser giebt, sieht man Löwen, Panther, wilde Schweine und Elephanten.

Das einzige Hausthier, welches die Mühen einer Reise durch die Wüste zu ertragen vermag, ist das Kameel. Sein Magen ist so eigenthümlich geformt, daß er eine Wassermenge, welche für zehn bis zwölf Tage hinreicht, aufzunehmen im Stande ist. Sein breiter und biegsamer Fuß eignet sich für einen sandigen Boden, und die eigenthümliche Bewegung seiner Oberlippe erlaubt ihm, die Dorngesträuche, welche es findet, selbst der kleinsten Blätter zu entkleiden. Das Kameel ist daher das ein-

zige Lastthier der Karawanen, welche von den Küsten des Mittelmeeres in verschiedenen Richtungen durch die Wüste ziehen, um Senegambien und die Negerländer mit Waaren zu versorgen. Dieses ebenso nützliche als gelehrige Thier ist von zu vielen Schriftstellern geschildert worden, als daß ich bei seinen guten Eigenschaften länger zu verweilen brauchte. Ich will blos hinzufügen, daß sein Fleisch, das für mich trocken und unschmackhaft war, von den Mauren jeder andern Art von Nahrung vorgezogen wird, und daß die Milch des Weibchens nach dem Urtheil Aller, welche sie gekostet haben, süß, angenehm und in hohem Grade nährend ist.

Ich habe bereits bemerkt, daß die Mauren in ihrer Farbe und in ihren Zügen den westindischen Mulatten gleichen. Sie haben jedoch in ihrem Gesichtsausdruck etwas Unangenehmes, was den Mulatten fehlt. Ich glaube in den Zügen der meisten eine Neigung zur Treulosigkeit und Grausamkeit bemerkt zu haben, und jedes Mal, wenn ich einen von ihnen aufmerksam betrachtete, konnte ich mich einer großen Unruhe nicht erwehren. In ihren Augen liegt etwas so Irres und Wildes, daß ein Fremder sie auf den ersten Anblick für ein Volk von Verrückten halten könnte.

Der verrätherische und boshafte Charakter der Mauren verräth sich in den Diebstählen und Räubereien, welche sie unaufhörlich in den Dörfern der Neger begehen. Ohne irgend beleidigt worden zu sein, bemächtigen sie sich plötzlich — und zuweilen unter Freundschaftsversicherungen — des Schlachtviehs der Neger, oder führen diese Unglücklichen selbst in Gefangenschaft. Die Neger nehmen selten dafür Rache. Der kühne Muth der Mauren, ihre Kenntniß des Landes und hauptsächlich die Schnelligkeit ihrer Pferde machen sie zu sehr gefährlichen Feinden, und die Einwohner der angrenzenden kleinen Negerkönigreiche leben in beständigem Schrecken, während die maurischen Stämme am Rande der Wüste recht gut wissen, wie sehr sie gefürchtet werden, und sich durch keine Besorgniß vor einem kräftigen Widerstande zügeln lassen.

Gleich den wandernden Arabern, wechselt auch der Maure in jeder Jahreszeit seinen Aufenthalt, um seine Heerden an Stellen zu führen, wo er Weide zu finden hoffen kann. Wenn im Monat Februar die sengende Sonne alle Pflanzen der Wüste vernichtet, bricht der Maure seine Zelte ab und wendet sich nach Süden, wo er in der Nähe der Negerstaaten so lange verweilt, bis der Julíregen beginnt. Nachdem er von den Schwar-

zen Korn und andere Lebensbedürfnisse empfangen und ihnen dafür Salz gegeben hat, kehrt er nach Norden in die Wüste zurück, wo er so lange bleibt, bis die Regen aufgehört haben und die Gegend wo er lagert unbewohnbar wird.

Die Nothwendigkeit, ein Wanderleben zu führen, gewöhnt die Mauren nicht blos an Mühen und Entbehrungen, sondern zieht auch die Kreise ihrer kleinen Gesellschaften enger, und flößt ihnen gegen Fremde ein fast unüberwindliches Mistrauen ein. Da sie zu gebildeten Völkern durchaus keine Beziehung haben und hoch über den Negern zu stehen glauben weil sie, wenn auch in sehr bescheidenem Grade, Literaturkenntnisse besitzen, so sind sie die eitelsten, stolzesten, wildesten und unduldsamsten aller Menschen. Zugleich vereinigen sie den blinden Aberglauben des Negers mit der Treulosigkeit und wilden Grausamkeit des Arabers.

Vor meiner Ankunft in Benaun hatten die weißen Mauren wahrscheinlich nie einen Weißen gesehen, aber alle hatte man gelehrt, den Namen eines Christen aufs Höchste zu verabscheuen. Nach ihrer Meinung war ein Europäer blos ein Hund, den man unbedenklich tödten darf. Das beklagenswerthe Schicksal des Majors Houghton und die Mishandlungen, die ich in Ludamar zu ertragen hatte, werden hoffentlich jeden Reisenden bestimmen, von nun an dieses ungastliche Volk zu vermeiden.

Vielleicht hat man hier eine ausführlichere und eingehendere Schilderung der Sitten, Gebräuche und Vorurtheile der Mauren erwartet. Man vergesse jedoch nicht, daß ich mich unter ihnen in einer Lage befand, welche mir nicht gestattete, sie nach Gefallen zu beobachten. Einige Züge könnte ich allerdings noch hinzufügen, doch da dieselben bei den Negern, deren Heimat die südlich an die Mauren angrenzenden Gebiete sind, ebenfalls vorkommen, so werde ich sie später mittheilen, wenn ich von diesen Schwarzen zu berichten habe.

Dreizehntes Kapitel.

Mungo Park darf Ali nach Dscharra begleiten. — Der treue Demba wird zum Sclaven gemacht. — Ali kehrt nach dem Lager zurück, Mungo Park bleibt in Dscharra. — Anmarsch des Heers von Kaarta. — Mungo Park begleitet die fliehenden Einwohner. — Er entkommt den Mauren.

Man wird sich erinnern, daß mir erlaubt worden war, Ali bis Dscharra zu begleiten. Als ich von der Königin Fatime Abschied nahm, empfing sie mich artig und war so höflich, mir einen Theil meiner Kleider zurückgeben zu lassen. Am Abend vor der Abreise schickte Ali mir auch mein Pferd mit allem Geschirr zurück.

Am 26. Mai verließen wir das Lager von Bubeker in früher Stunde. Meine beiden Diener, Johnson und Demba, und mehrere berittene Mauren begleiteten mich; Ali war schon in der Nacht mit funfzig Reitern abgegangen.

Am Mittag rasteten wir in Farani, wo zwölf auf Kameelen reitende Mauren zu uns stießen. Sie bezogen die niedrigen Zelte mehrerer Hirten, die neben den Brunnen aufgeschlagen waren. Da wir zu zahlreich waren, um alle unter den Zelten Platz zu finden, so befahl man mir, draußen und mitten im Lager zu schlafen, wo der ganze Haufe meine Bewegungen überwachen konnte. In der Nacht beobachtete ich in Nordost ein starkes Wetterleuchten, und bei Sonnenaufgang erhob sich ein heftiger Sandwind, der bis zur vierten Morgenstunde fortdauerte. Während dieser Zeit muß eine ungeheure Menge Sand gegen Westen getrieben worden sein. Zuweilen konnte man die Augen nicht aufschlagen, und die Thiere wurden von dem Sande, der in alle Oeffnungen des Kopfs eindrang, so gepeinigt, daß sie wie rasend umherliefen. Ich schwebte beständig in Gefahr, von ihnen zu Tode getreten zu werden.

Am 28. sattelten die Mauren ihre Pferde frühzeitig, und ich erhielt die Weisung, bereit zu sein. Einen Augenblick später kehrte derselbe Bote zurück, faßte meinen armen Demba am Arm und sagte ihm in der Mandingosprache, daß Ali von nun an sein Herr sei. Indem der Sclave Ali's sich dann gegen mich wendete, setzte er hinzu: „Die Sache ist jetzt entschieden. Der Neger und Alles, was Dein ist, kehrt mit Aus-

nahme des Pferdes nach Bubeker zurück; den alten Narren kannst Du mit nach Dscharra nehmen." Unter dem alten Narren hatte ich meinen Dolmetscher Johnson zu verstehen.

Ich gab dem Sclaven keine Antwort. Da mich aber der Gedanke, meinen treuen Demba zu verlieren, mehr betrübte, als ich mit Worten auszusprechen vermag, so eilte ich zu Ali, der, von mehreren Dienern umgeben, vor seinem Zelte frühstückte. Ich sagte ihm vielleicht mit zu vieler Hitze: „Welche Unvorsichtigkeit ich damit auch begangen haben mag, daß ich in Deine Staaten kam, so glaube ich doch genug gestraft zu sein, da man mich so lange zurückgehalten und mir meine Sachen geraubt hat. Dies Alles ist aber nichts im Vergleich zu dem, was jetzt geschehen soll. Der Neger, den man mir genommen hat, ist kein Sclave und hat sich keines Verbrechens schuldig gemacht. Er ist mein Diener, und seine Treue, seine Dienste haben ihm die Freiheit verschafft. Seine Anhänglichkeit hat ihn bestimmt, meine Gefangenschaft zu theilen, und da er darauf gerechnet hat, daß ich ihn vertheidigen würde, so kann ich nicht sehen, daß man ihm die Freiheit raubt, ohne mich gegen eine so ungerechte und grausame Handlung aufzulehnen."

Mich selbst würdigte Ali keiner Antwort, aber gegen seinen Dolmetscher äußerte er mit hochmüthiger Miene und einem boshaften Lächeln, wenn ich nicht sofort zu Pferde steige, so werde er mich mit meinem Neger ins Lager zurückschicken. In dem Anblick der Tyrannen liegt ein Etwas, bei dem das Herz sich empört. Ich konnte den Unwillen, den Ali's Benehmen in mir hervorrief, nicht unterdrücken, und wünschte lebhaft, die Welt von einem solchen Ungeheuer befreien zu können.

Der unglückliche Demba war ebenso bewegt, wie ich. Er liebte mich sehr, und seine Heiterkeit hatte mir manche traurige Stunde meiner Gefangenschaft verkürzt. Da er die Sprache von Bambarra erlernt hatte, so würde er mir auf meiner Rückreise sehr nützlich gewesen sein. Aber wie hätte ich bei einem Volke, dem jedes Gefühl der Menschenliebe fremd ist, auf Mitleid rechnen dürfen! Ich drückte also dem armen Knaben die Hand, weinte mit ihm und gab ihm beim Abschiede das Versprechen, daß ich mein Möglichstes thun werde, ihn loszukaufen. Ich hatte noch den Kummer, ihn von drei Sclaven nach dem Lager von Bubeker zurückführen zu sehen.

Die Mauren stiegen zu Pferde, und ich mußte ihnen folgen. Der Tag war heiß und unser Ritt durch die Wälder ermüdete uns sehr. Bei einem Dorfe, wo wir am Nachmittag rasteten, verweilten wir auch die folgenden beiden Tage, da Ali auf die Ankunft einiger Reiter aus dem Norden wartete. Am 1. Juni brachen wir nach Dscharra auf. Wir bildeten jetzt einen stattlichen Zug von 200 Mann, lauter Reitern, denn Fußvolk verwenden die Mauren bei ihren Kriegen nicht. Meine Begleiter waren offenbar im höchsten Grade abgehärtet, aber an Ordnung dachten sie so wenig, daß ich einer englischen Fuchsjagd und nicht dem Marsche eines Heeres beizuwohnen glaubte.

In Dscharra wohnte ich wieder bei meinem alten Freunde Daman Jumma, dem ich Alles erzählte, was mir bei den Mauren begegnet war. Ich bat ihn inständig, sein ganzes Ansehen bei Ali zum Loskauf Demba's zu benutzen, und versprach ihm, daß ich ihm in dem Augenblicke, wo man meinen Negerknaben nach Dscharra zurückführe, eine Anweisung an Dr. Laidley auf den Werth von zwei Sclaven geben werde. Daman Jumma übernahm die Ordnung dieser Angelegenheit mit wahrem Eifer. Ali sah aber in Demba einen eigentlichen Dolmetscher und wollte ihn nicht freigeben, weil er fürchtete, daß er wieder in meinen Dienst treten und mir das Eindringen in Bambarra erleichtern werde. Er verschob die Sache daher von Tag zu Tag, um doch endlich zu erklären, wenn Daman den Knaben bei sich behalten wolle, so solle er ihn zu dem gewöhnlichen Sclavenpreise erhalten. Daman nahm diese Bedingung an und versprach, das Geld zu zahlen, sobald Ali den Unglücklichen schicke.

Den eigentlichen Zweck, der Ali nach Dscharra führte, habe ich bereits mitgetheilt. Die 200 Reiter, die ihn begleiteten, repräsentirten genau die Zahl der Hilfstruppen, welche die Flüchtlinge aus Kaarta forderten. Zu dem Angriff auf Gedinguma, den diese Leute im Schilde führten, war die Zeit sehr passend. Das Heer Daisi's hatte im Kriege große Einbußen gehabt, und litt jetzt durch den Mangel an Lebensmitteln. Griff man den König von Kaarta an, ehe er Verstärkungen an sich gezogen hatte, so war ein günstiger Erfolg wahrscheinlich. Aber Ali wollte von seinen Bundesgenossen blos Geld erpressen. Er stellte daher die Bedingung der Vorausbezahlung für seine Hilfe und forderte vorläufig vier-

hundert Ochsen, zweihundert Anzüge von blauer Baumwolle und eine große Menge Glasperlen und ähnlicher Schmucksachen.

Die Flüchtlinge aus Kaarta kamen durch diese Forderungen in einige Verlegenheit. Sie stellten dem König vor, daß sie augenblicklich eine solche Menge Vieh nicht besäßen, und empfahlen als Auskunftsmittel, daß Ali den Einwohnern von Dscharra die Hälfte jener Stückzahl nehme, wogegen sie sich verpflichteten, in kurzer Zeit Ersatz zu leisten. Dieser Vorschlag war nach Ali's Geschmack. Noch an demselben Abend ging der Ausrufer mit der Trommel durch die Stadt und machte bekannt, daß Jeder, welcher sein Vieh am nächsten Morgen in den Wald schicke, der Plünderung seines Hauses und der Wegnahme aller seiner Sclaven gewärtig zu sein habe. Ungehorsam durfte Niemand sein, und am nächsten Tage wurden zweihundert der besten Ochsen ausgesucht und den Mauren übergeben. Später wurden auch noch die andern zweihundert auf eine ebenso willkürliche und ungerechte Art herbeigeschafft.

Am Nachmittage des 8. Juni ließ mir Ali durch einen Sclaven sagen, daß er im Begriff sei, nach Bubeker aufzubrechen, aber dort nur wenige Tage verweilen werde, um ein Fest zu begehen und mir daher erlauben wolle, bis zu seiner Rückkehr in Dscharra bei Daman Jumma zu bleiben. Diese Nachricht war für mich eine so erfreuliche, daß ich, nachdem ich so viel Unglück erlebt hatte und in so manchen Hoffnungen getäuscht worden war, nicht eher an sie glaubte, als bis Johnson mir mittheilte, daß Ali mit einem Theil seiner Truppen Dscharra verlassen habe, und daß die übrigen am nächsten Tage nachfolgen würden. Wirklich brachen am 9. Juni früh Morgens alle maurischen Reiter auf, welche noch in Dscharra waren. Sie hatten ihren Aufenthalt durch verschiedene Räubereien bezeichnet und verübten noch an diesem Tage die Frechheit, sich dreier jungen Mädchen, welche Wasser geholt hatten, zu bemächtigen, und sie zu Sclavinnen zu machen.

Dasselbe Fest (Banna Sali), das Ali in Bubeker beging, wurde auch in Dscharra gefeiert. Die Sclaven trugen an diesem Tage ihre besten Kleider, und die Hauseigenthümer überboten sich in der Herbeischaffung reichlicher Lebensmittel, welche gemeinschaftlich verzehrt wurden. Der Hunger war aus der Stadt verbannt, Freie und Sclaven, Kinder und Greise, Männer und Frauen, alle schwelgten im Ueberfluß.

Am 12. Juni fand man in den Wäldern bei einem Wasserplatze zwei Schwerverwundete. Der eine starb sogleich, der andere lebte noch, als man ihn nach Dscharra brachte. Als dieser Unglückliche wieder zum Bewußtsein gekommen war, berichtete er, daß er aus Kasson entflohen sei, weil Daisi gegen Sambo, den König des Landes, Krieg führe und drei Städte erstürmt und die sämmtlichen Einwohner niedergehauen habe. Er konnte viele Freunde der Einwohner von Dscharra nennen, welche sämmtlich ihr Leben verloren hatten. Auf diese Trauerbotschaft erhob Alles die Todtenklage und setzte sie zwei Tage lang fort.

Dieser schlimmen Nachricht folgte bald eine zweite. Am 14. erreichten einige entlaufene Sclaven aus Kaarta den Ort und meldeten, daß Daisi von dem Bündniß seiner flüchtigen Unterthanen mit den Mauren Nachricht erhalten habe und Dscharra angreifen werde. Die Flüchtlinge verlangten nun die 200 Reiter, deren Hilfe ihnen versprochen worden war, aber Ali antwortete auf die dringendsten Vorstellungen ausweichend und erklärte endlich geradezu, er habe für seine Leute anderwärts zu thun. Auf diese Weise auf sich selbst angewiesen, ermannten sich die Flüchtlinge zu einem Angriff auf Kaarta. Das Schicksal der drei Städte in Kasson sagte ihnen, daß sie keine Schonung zu erwarten haben würden. Am Abend des 18. Juni brachen sie 800 Mann stark auf, von der Hoffnung beseelt, daß Daisi noch immer keine Lebensmittel habe und deshalb kein starkes Heer sammeln könne.

Am Morgen des 19. Juni setzte der Wind nach Südwesten um. In der zweiten Mittagsstunde brach ein heftiger Sturm los und brachte erquickenden Regen mit, nach dem die erstorbene Natur lechzte. Die Hitze wich nun einer angenehmen Kühle. Dieser Regen war seit mehreren Monaten der erste, welcher fiel.

Alle meine Bemühungen, meinen Negerknaben loszukaufen, waren vergeblich gewesen, und es hatte ganz den Anschein, als ob der Arme seine Freiheit nicht erlangen werde, so lange ich in Dscharra bliebe. Ich mußte an meine eigene Sicherheit denken und zu fliehen suchen, ehe die Regenzeit vollstandig eingetreten war. Außerdem ließ mein Wirth Daman, der nicht sah, wie er die Kosten, welche ich ihm verursachte, ersetzt bekommen würde, den Wunsch merken, daß ich sein Haus verlassen möge. Ich befand mich in großer Verlegenheit, denn mein Dolmetscher Johnson weigerte

sich entschieden, mich noch weiter ins innere Afrika zu begleiten. Blieb ich wo ich war, so wurde ich ohne Zweifel ein Opfer der Barbarei der Mauren, und reiste ich allein weiter, so mußte ich voraussichtlich auf die größten Schwierigkeiten stoßen, einmal weil es mir an Mitteln fehlte, auch nur die nothwendigsten Lebensmittel zu kaufen, und dann, weil ich mich nicht verständlich machen konnte. Aber nach England zurückzukehren, ohne den Zweck meiner Sendung erfüllt zu haben, galt mir für das größte Unglück von allen. So beschloß ich denn, nicht blos die erste günstige Gelegenheit zur Flucht zu benutzen, sondern mich auch sogleich nach Bambarra zu begeben, wenn so viel Regen gefallen sein werde, daß ich in den Wäldern auf Wasser rechnen könne.

Dieser Plan stand in mir fest, als ich am Abend des 24. Juni ganz nahe bei der Stadt einige Flintenschüsse fallen hörte. Ich fragte, was das bedeute, und hörte nun, daß die Truppen von Dscharra aus Kaarta zurückkehrten und Freudenschüsse abfeuerten. Als aber die vornehmsten Einwohner sich versammelten und die Vorgänge in Kaarta hörten, wurden sie von ihrer Furcht vor Daisi keineswegs befreit. Da die treulosen Mauren, nachdem sie in den Besitz der bedungenen Vortheile gekommen waren, ihrerseits den Vertrag nicht erfüllt hatten, so waren die Rebellen, ihren eigenen Kräften überlassen, muthlos geworden. Ueberdies fanden sie Daisi nicht etwa mit wenigen Kriegern hinter den Mauern von Gedinguma, sondern begegneten ihm bei Joka im freien Felde und an der Spitze eines zahlreichen Heeres, welches sie nicht anzugreifen wagten. Sie dachten jetzt blos noch daran, sich durch die Ausplünderung der kleinen Ortschaften der Umgegend für ihre Kriegskosten schadlos zu halten, überfielen zwei derselben und führten die sämmtlichen Einwohner mit sich fort. Dann kam ihnen plötzlich die Furcht, daß Daisi Nachricht erhalten und ihnen den Rückzug abschneiden werde. Sie warfen sich nun Nachts in die Wälder und eilten mit ihren Gefangenen und dem geraubten Schlachtvieh nach Dscharra.

Am 26. Juni Nachmittags meldete ein Späher, der aus Kaarta zurückkehrte, daß Daisi am Morgen Simbing eingenommen habe und am nächsten Tage in Dscharra sein werde. Sogleich stellte man Posten auf die Gipfel der Felsen, welche die Stadt umgeben, und an alle Wege, um auf der Stelle Nachricht zu haben, wenn Daisi vorgehe. Zugleich

wurden die Frauen angehalten, alle nöthigen Vorkehrungen zu treffen, daß man die Stadt so schnell als möglich verlassen könne. Die ganze Nacht wurde Korn gedroschen und das Gepäck in Stand gesetzt, worauf am nächsten Morgen bei Tagesanbruch fast die Hälfte der Einwohner den Weg nach Dina einschlug, um sich auf das Gebiet von Bambarra zu begeben. Der Aufbruch war ein höchst trauriges Schauspiel. Die Männer waren düster und niedergeschlagen, die Frauen und Kinder weinten. Alle konnten sich von ihrer Vaterstadt kaum trennen und blickten oft zurück, um noch einmal die Häuser, die Brunnen, die Felsen zu sehen, bei denen sie ruhige Tage zu verleben gehofft hatten und von denen sie sich nun entfernen mußten, um unter fremden Menschen eine Zufluchtsstätte zu suchen.

Am 27. Juni in der elften Morgenstunde meldeten die Posten, daß Daisi gegen Dscharra im Anzuge wäre, und daß die Truppen der Rebellen die Flucht ergriffen hätten, ohne einen Schuß abzufeuern. Der Schreck, den diese Nachricht in der Stadt hervorrief, läßt sich unmöglich schildern. Das Geschrei der Frauen und Kinder, die überall herrschende Verwirrung und die Hast, mit der jeder sich zu retten suchte, mußte den Glauben erwecken, daß der Feind bereits vor den Thoren stehe. Nun hatte Daisi mich bei meiner Reise durch Kemmu mit vieler Güte behandelt, aber dem Gutdünken seiner Krieger mochte ich mich doch nicht überlassen, denn wie leicht konnte es geschehen, daß ich in den ersten Augenblicken voll Unordnung, die bei dem Eindringen in eine Stadt immer entstehen, für einen Mauren gehalten wurde. Ich stieg daher zu Pferde, nahm einen großen Sack mit Mais vor mich und folgte langsam den fliehenden Einwohnern.

Bald machten wir am Fuße eines felsigen Berges Halt, wo ich abstieg und mein Pferd vor mir hintrieb. Auf dem Gipfel blieb ich stehen, um auf die Stadt Dscharra und die umliegenden Felder zurückzublicken. Alles war mit Flüchtlingen bedeckt, welche ihre Kühe, Schafe und Ziegen mit sich nahmen und einige Kleider und Lebensmittel trugen. Das Schicksal dieser Unglücklichen trieb mir die Thränen in die Augen. Mehrere befanden sich in der höchsten Noth, denn sie mußten Kranke, Kinder oder Greise tragen, die man nicht zurück lassen durfte, weil der Feind sie niedergemetzelt haben würde.

Gegen fünf Uhr Nachmittags erreichten wir ein kleines Landgut, wo ich Daman und Johnson damit beschäftigt fand, große Säcke mit Korn zu füllen und auf Ochsen zu laden. Daman bestimmte dieses Korn zur Ernährung seiner Familie auf der Reise. Am 28. Juni verließen wir das Gut mit Tagesanbruch. Bei Trungumba zogen wir ohne Aufenthalt vorüber und langten am Nachmittag in Queira an. Hier verweilte ich zwei Tage, um meinem Pferde, das bei den Mauren ganz heruntergekommen war, Erholung zu gönnen und auf die Ankunft einiger Mandingo zu warten, die nach Bambarra gehen wollten.

Am Nachmittage des 1. Juli ließ ich mein Pferd auf den Feldern weiden, als der Lieblingssclave Ali's mit vier Mauren in Queira ankam und das Haus des Vorstehers bezog. Mein Dolmetscher Johnson, dessen Argwohn dieser Besuch rege machte, beauftragte zwei kleine Knaben, die Unterredung der Mauren zu behorchen, und erhielt bald die Gewißheit, daß sie gekommen seien, um mich zu ergreifen uud nach Bubeker zurückzuführen. Am Abend besichtigten zwei dieser Mauren insgeheim mein Pferd, und einer machte den Vorschlag, mich zum Vorsteher zu führen, aber der andere antwortete, diese Vorsicht sei unnütz, denn mit einer solchen Mähre dürfe ich keinen Fluchtversuch wagen. Sie fragten dann noch, wo ich schlafe, und gingen zu ihren Gefährten zurück.

Als man mir dieses Alles erzählte, war ich wie vom Donner getroffen. Nichts fürchtete ich mehr, als eine neue Gefangenschaft bei den Mauren, von deren Barbarei ich blos den Tod zu erwarten hatte. Ich beschloß daher, ohne Zeitverlust nach Bambarra aufzubrechen. Nur auf diese Weise glaubte ich mein Leben retten und den Zweck meiner Sendung erreichen zu können. Als ich Johnson meine Absicht mittheilte, billigte er dieselbe, erfüllte aber die Hoffnung, welche ich noch immer nährte, daß er mich begleiten werde, so wenig, daß er mir im Gegentheil feierlich erklärte, lieber verliere er den zugesagten Lohn, als daß er noch weiter gehe. Er sagte mir, Daman habe ihm den halben Werth eines Sclaven versprochen, wenn er eine Anzahl Sclaven nach dem Gambia begleite, und er sei fest entschlossen, diese Gelegenheit zu benutzen, um zu seiner Frau und zu seiner Familie zurückzukehren.

Da ich die Hoffnung, daß ich ihn noch überreden könne, aufgeben mußte, so entschloß ich mich, allein aufzubrechen. Gegen Mitternacht

packte ich meine Sachen, die aus zwei Hemden, zwei Paar langen Beinkleidern, zwei Taschentüchern, einem Rock, einer Weste, einem Hut und einem Mantel bestanden, zusammen. Das war meine ganze Ausrüstung, und ich hatte weder Glasperlen, noch sonst Sachen von einigem Werth, um Lebensmittel für mich und Mais zur Fütterung meines Pferdes anzukaufen.

Johnson, der die Mauren die ganze Nacht beobachtet hatte, sagte mir gegen Tagesanbruch ganz leise: „Sie schlafen!" Der Augenblick einer furchtbaren Entscheidung war gekommen. Jetzt mußten die Würfel fallen, ob ich das kostbare Gut der Freiheit wiedererlangen, oder den Rest meiner Tage als Gefangener verleben solle. Als ich mir diese schreckliche Alternative dachte, fühlte ich, wie ein kalter Schweiß meine Stirn bedeckte. Giebt es einen ernsteren Augenblick, als den, welcher über das Schicksal eines ganzen Lebens entscheidet? Doch ich durfte nicht überlegen, wenn ich nicht die Gelegenheit zur Flucht unfehlbar verlieren wollte. Ich ergriff also mein Gepäck, schritt behutsam über die Neger hinweg, die vor der Thür schliefen, bestieg mein Pferd und nahm von Johnson Abschied, indem ich ihm zugleich empfahl, die Papiere, die ich ihm anvertraut hatte, zu besorgen und meinen Freunden zu sagen, daß ich der besten Gesundheit genieße und im Begriff sei, nach Bambarra aufzubrechen.

Ich verfolgte meinen Weg mit der größten Vorsicht, indem ich den kleinsten Busch untersuchte und oft horchte oder zurückblickte, um mich zu überzeugen, ob ich verfolgt werde. Etwa eine halbe Stunde vor der Stadt sah ich mich unerwartet neben einem Wasserplatze, welcher den Mauren gehörte. Die Hirten, die dort mit ihren Heerden verweilten, verfolgten mich wohl dreißig Minuten weit, indem sie mich verhöhnten und mit Steinen nach mir warfen. Als ich ihnen aus dem Gesicht war und schon gerettet zu sein glaubte, wurde ich aufs neue beunruhigt, da ich hinter mir rufen hörte. Ich wendete mich und sah drei Mauren, welche ihre Doppelflinten über dem Kopf schwingend in vollem Jagen nahe kamen.

Da ich einsah, daß ich meinen Verfolgern unmöglich entkommen könne, so wendete ich mein Pferd und ritt ihnen entgegen. Als sie mich erreichten, griffen zwei von ihnen, jeder an einer Seite, nach meinen Zügeln, und der Dritte hielt mir die Mündung seiner Flinte entgegen, indem

er mir befahl, ihnen zu Ali zu folgen. Wenn die menschliche Seele eine Zeitlang, von der quälendsten Ungewißheit gefoltert, zwischen Hoffnung und Furcht geschwebt hat und unaufhörlich von einer Besorgniß zur andern übergegangen ist, so empfindet sie eine Art von Erleichterung, wenn sie endlich das ganze Unglück, das ihr bevorsteht, klar überblickt. In dieser Stimmung befand ich mich. Ueberdruß am Leben und an allen seinen Genüssen hatte meine übrigen Empfindungen völlig betäubt, und ich folgte den Mauren mit der Miene der größten Gleichgültigkeit. Meine Lage sollte sich indessen rascher ändern, als ich hoffen durfte.

Als wir an eine Stelle kamen, wo viel Gesträuch stand, befahl mir einer der Mauren, mein Gepäck zu öffnen und ihm zu zeigen, was es enthalte. Ich gehorchte. Meine Führer durchsuchten Alles genau, fanden aber nichts, was ihnen zusagte, meinen Mantel ausgenommen, den mir einer von den Schultern riß, um sich selbst hineinzuhüllen. Dieser Mantel war mir außerordentlich nützlich, da er mich am Tage gegen den Regen und in der Nacht gegen die Moskitos schützte. Ich bat daher den Mauren inständigst, ihn mir zu lassen, und folgte ihm sogar eine Strecke weit, damit er mir seinen Raub wiedererstatte. Er achtete jedoch auf meine Bitten nicht und sprengte mit einem seiner Gefährten davon. Als der Dritte sah, daß ich jenen beiden nacheilen wollte, versetzte er meinem Pferde einen Schlag vor den Kopf, zielte mit der Flinte nach mir und untersagte mir, einen Schritt weiter zu reiten.

Jetzt erkannte ich, daß die Mauren nicht den Auftrag hätten, mir nachzusetzen und mich gefangen zu nehmen, sondern mir nur gefolgt wären, um mich zu bestehlen. Der Dritte schlug bald denselben Weg ein, auf dem die beiden ersten sich entfernt hatten, und ich wendete den Kopf meines Pferdes abermals gegen Osten, indem ich mir Glück wünschte, daß die Barbaren blos meinen Mantel, dessen Verlust mir allerdings höchst schmerzlich war, genommen hatten.

Ich hatte die Mauren nicht sobald aus dem Gesicht verloren, als ich in den Wald hineinritt, wo ich gegen Verfolgungen verhältnißmäßig gesichert war. Ich beschleunigte den Schritt meines Pferdes, bis ich in die Nähe einiger hoher Felsen kam, die ich auf dem Wege von Queira nach Dina gesehen zu haben mich erinnerte. Nun schlug ich eine mehr nördliche Richtung ein und fand glücklicherweise einen betretenen Pfad.

Vierzehntes Kapitel.

Mungo Park wendet sich gegen Südosten. — Der Durst bringt ihn dem Tode nahe. — Rettung durch einen Gewitterregen. — Ein Dorf der Fulah. — Fortsetzung der Reise durch die Wildniß. — Gastfreie Aufnahme bei einem Hirten. — Mungo Park erreicht die Negerstadt Wawra.

Meine Freude, als ich um mich blickte und mich außer Gefahr sah, ist nicht zu beschreiben. Ich hatte die Empfindungen eines Menschen, der nach langer Krankheit die ersten Anzeichen der Genesung begrüßt. Ich athmete leichter, meine Glieder leisteten mir williger ihre Dienste, selbst die Wüste hatte ihre Schrecken verloren, und nur der eine Gedanke beunruhigte mich noch, daß ich streifenden Mauren begegnen könne, welche mich in das Land der Diebe und Mörder, dem ich entronnen war, zurückführten.

Indessen fühlte ich bald, daß meine Lage eine beklagenswerthe sei, da ich nicht die Mittel besaß, mir Lebensmittel zu verschaffen, und nicht einmal mit Gewißheit darauf rechnen konnte, daß ich Wasser finden werde. Gegen Neun Uhr Morgens sah ich in der Ferne eine Ziegenheerde, welche dicht am Wege weidete. Sogleich bog ich zur Seite, um nicht von den Hirten entdeckt zu werden. Ich versenkte mich immer tiefer in die Wüste, indem ich mich von meinem Compaß leiten ließ und fast schnurgerade die Richtung gegen Ostsüdost einhielt, auf der ich irgend ein Dorf oder eine Stadt des Königreichs Bambarra am schnellsten zu erreichen hoffte.

Etwas nach Mittag theilten die Sonnenstrahlen, die vom Sande abprallten, der Luft eine wahre Glut mit, und die fernen Bergketten schienen, durch den aufsteigenden Dunst gesehen, wie Meereswellen zu schwanken. Der Durst machte mich ganz schwach, und ich erstieg einen Baum, um aufsteigenden Rauch oder irgend ein anderes Zeichen einer menschlichen Wohnung zu erspähen. Meine Anstrengung war vergeblich gewesen; ich sah nichts als dichtes Gestrüpp und kleine Berge weißen Sandes.

Um Vier Uhr Nachmittags erblickte ich plötzlich neben mir eine große Ziegenheerde. Ich trieb mein Pferd ins Gebüsch, um mich zu überzeugen,

ob die Hirten Neger oder Mauren seien. Kurze Zeit darnach zeigten sich zwei Maurenknaben, welche anfänglich, als ich auf sie zuritt, große Scheu verriethen, aber mir endlich mittheilten, daß die Ziegen, welche sie hüteten, dem König Ali gehörten, und daß sie nach Dina gingen, wo das Wasser nicht so selten sei, weshalb sie dort so lange bleiben wollten, bis der Regen die Lachen der Wüste gefüllt habe. Sie zeigten mir ihre leeren Schläuche und versicherten, daß in den Wäldern nirgends Wasser zu finden sei.

Dies Alles klang wenig tröstlich, aber es wäre unnütz gewesen, meine Flucht zu bereuen. Ich ritt weiter und ließ die Hoffnung nicht fallen, daß ich bis zur Nacht einen Platz finden werde, wo es Wasser gebe. Mein Durst hatte jetzt einen unerträglichen Grad erreicht. Mein Mund war trocken und entzündet, häufig verdunkelten sich meine Augen plötzlich, und meine Kräfte schwanden rasch dahin. Mein Pferd war ermattet, und ich begann zu fürchten, daß ich verschmachten müsse. Um meinen Mund und meinen brennenden Schlund zu erquicken, versuchte ich die Blätter verschiedener Gesträuche zu kauen, aber sie waren sämmtlich bitter und verschafften mir keine Erleichterung.

Etwas vor Sonnenuntergang erreichte ich die Höhe eines kleinen Hügels und erkletterte abermals einen hohen Baum, von dessen Spitze meine düstern Blicke über die Wüste schweiften, ohne etwas zu entdecken, was mir eine menschliche Wohnung andeutete. Auf allen Seiten starrte mir dieselbe gräßliche Eintönigkeit entgegen, überall sah ich nichts als Sand und Gesträuch und einen Horizont gleich dem des Meeres.

Als ich von dem Baume hinab stieg, sah ich mein Pferd die kleinen Zweige der Sträucher begierig abweiden. Da ich nicht mehr die Kraft fühlte zu gehen, und da mein Pferd zu schwach war um mich tragen zu können, so hielt ich es für meine Pflicht, eine Handlung der Menschlichkeit zu begehen — vielleicht die letzte meines Lebens! — dem armen Thiere die Zügel abzunehmen und es sich selbst zu überlassen. Während dieser Zeit empfand ich Schwindel und die äußerste Schwäche, fiel auf den Sand nieder und glaubte dem Tode nahe zu sein. Meine Anstrengungen, mich zu erheben, waren fruchtlos. „Also hier," sagte ich mir in Gedanken, „werden alle meine Hoffnungen, einst nützlich zu sein, untergehen! Also hier werden die kurzen Tage meines Lebens enden! Ich

warf auf die Umgebung einen Blick, den ich für den letzten hielt, der von meinen Augen ausgehen werde, und während ich über die furchtbare Veränderung nachdachte, die sich in mir zu vollziehen schien, verschwanden die Welt und ihre Freuden aus meinen Gedanken.

Indessen erwachte ich noch einmal. Als ich den Gebrauch meiner Sinne wieder bekam, fühlte ich, daß ich auf dem Sande lag und die Zügel meines Pferdes noch immer in der Hand hielt. Die Sonne verschwand hinter den Bäumen. Ich raffte meinen ganzen Muth zusammen und beschloß eine letzte Anstrengung zur Verlängerung meiner Tage zu machen. Da der Abend ein wenig frisch war, so entschied ich mich dafür, so weit als möglich zu Fuß weiter zu gehen und das Wasser zu suchen, von dem meine Rettung allein abhing. Ich legte meinem Pferde die Zügel wieder an und trieb es langsam vor mir hin. Etwa eine Stunde mochte ich gegangen sein, als ich im Nordosten Blitze am Himmel aufflammen sah. Dieser Anblick war mir ein köstlicher, denn er versprach mir Regen.

Die Dunkelheit und die Blitze nahmen rasch zu, und in weniger als einer Stunde rauschte der Wind in den Büschen. Ich hatte bereits den Mund geöffnet um die erquickenden Tropfen aufzunehmen, auf die ich hoffte, als ich von einer Sandwolke bedeckt wurde, die der Wind mit solcher Heftigkeit vor sich hintrieb, daß ich im Gesicht und an den Armen einen peinlichen Schmerz empfand und genöthigt war, zu Pferde zu steigen und hinter Bäumen Schutz zu suchen, damit ich nicht erstickt werde. Eine Stunde lang wirbelte eine unermeßliche Menge Sand durch die Luft, worauf ich weiter ging, obgleich ich mich nur mit großer Mühe bewegen konnte. Endlich gegen Zehn Uhr Abends fielen nach einigen sehr lebhaften Blitzen einige große Wassertropfen. Wenige Augenblicke später hörte das Sandtreiben auf. Ich stieg nun vom Pferde und breitete meine ganze Wäsche auf der Erde aus, um den Regen aufzufangen, den ich jetzt mit ziemlicher Gewißheit erwartete. In der That regnete es eine Stunde lang reichlich, und ich stillte meinen Durst, indem ich mein Leinentuch rang und aussog.

Da der Mond nicht schien, so war die Nacht außerordentlich finster. Ich führte mein Pferd am Zügel, denn es blitzte noch zuweilen, und in solchen Augenblicken konnte ich meinen Compaß zu Rathe ziehen und

weiter gehen. Auf diese Art kam ich bis Mitternacht mit ziemlicher Geschwindigkeit vorwärts. Nun wurden die Blitze seltener, und ich mußte mich vorwärts tasten, wobei meine Hände und meine Augen in manche Gefahr geriethen.

Gegen Zwei Uhr Morgens stutzte mein Pferd plötzlich. Ich sah um mich, was wohl die Ursache sein möge, und war nicht wenig überrascht, als ich in nicht großer Ferne zwischen den Bäumen ein Licht schimmern sah. In der Meinung, daß dort ein Dorf liegen werde, tastete ich auf dem Boden nach Wurzeln von Mais und Baumwollenstauden, oder nach einem andern Anzeichen von Anbau umher, fand aber nichts. Als ich auf das Licht zuschritt, das ich entdeckt hatte, leuchteten mir noch von andern Seiten Feuer entgegen. Ich begann zu fürchten, daß ich mitten unter streifende Mauren gerathen könne. Dennoch ging ich weiter, um mich zu überzeugen, falls dies ohne Gefahr möglich sei. Ich führte mein Pferd mit vieler Vorsicht dem Licht näher und hörte bald das Brüllen von Vieh und die lauten Stimmen der Hirten, woraus ich erkannte, daß dort Brunnen oder Lachen sein müßten, welche wahrscheinlich den Mauren gehörten.

So anlockend der Ton der menschlichen Stimme für mich klang, wäre ich doch lieber in die Wälder zurückgekehrt und dort Hungers gestorben, ehe ich mich von den Mauren hätte gefangennehmen lassen. Da ich aber noch immer Durst hatte und die furchtbare Hitze des Tages fürchtete, so hielt ich es für klug, ehe ich mich entfernte, die Lage der Brunnen zu ermitteln, von denen ich annahm, daß sie nicht weit entfernt sein könnten. Indem ich suchte, gerieth ich durch Unvorsichtigkeit so nahe an eines der Zelte, daß eine Frau mich bemerkte und sogleich zu schreien anfing. Zwei Männer, welche aus einem andern Zelte traten, um der schreienden Frau zu Hilfe zu kommen, gingen so nahe an mir vorbei, daß es mir unbegreiflich ist, wie sie mich nicht gesehen haben können. Ich eilte in den Wald zurück.

Eine halbe Stunde weiter hörte ich rechts vom Wege ein vieltönendes Geräusch und erkannte bald, daß es Froschgequak sei. Diese Töne klangen mir in diesem Augenblicke wie die entzückendste Musik. Ich ging auf sie zu und gelangte mit Tagesanbruch zu einigen sehr flachen Teichen, welche ein schlammiges Wasser hatten und so mit Fröschen gefüllt waren, daß

man das Wasser kaum sah. Das Geräusch, das die Thiere machten, erschreckte mein Pferd dergestalt, daß ich, so lange es trank, das Wasser mit einem Baumzweig schlagen mußte, um die Frösche zum Schweigen zu bringen.

Nachdem ich meinen Durst gelöscht hatte, stieg ich auf einen Baum. Die Luft war ruhig und ich sah den Rauch der Zelte, bei denen ich in der Nacht vorbeigekommen war. Im Ostsüdost stieg noch eine andere Rauchsäule auf. Nach dieser Seite wendete ich mich und gelangte etwas vor Elf Uhr zu bebauten Feldern, wo mehrere Neger beschäftigt waren, Mais zu pflanzen. Ich fragte sie nach dem Namen des nahen Dorfes und hörte, daß es Schrilla heiße, von Fulah bewohnt werde und unter Ali's Herrschaft stehe.

Der Name Ali machte mich eine Zeit lang unschlüssig, ob ich das Dorf betreten solle. Allein mein Pferd war sehr ermüdet, die Hitze begann übermäßig zu werden, und der Hunger ließ mich viel leiden, so daß ich Alles zu wagen beschloß. Ich begab mich geraden Wegs zur Hütte des Vorstehers, wurde aber abgewiesen. Zögernden Schrittes entfernte ich mich von dieser ungastlichen Wohnung und verließ das Dorf. Außerhalb der Mauern standen einige zerstreute Hütten und diesen näherte ich mich, da mir in diesem Augenblicke einfiel, daß die Wohlthätigkeit in Afrika wie in Europa nicht immer bei den Reichen ihren Wohnsitz genommen hat An der Thür einer der Hütten saß eine alte Frau und spann Baumwolle. Ich gab ihr durch Zeichen zu verstehen, daß ich Hunger habe, und fragte auf dieselbe Weise, ob ihre Hütte etwas Eßbares enthalte. Sogleich legte sie den Spinnrocken weg und bat mich in arabischer Sprache, bei ihr einzutreten. Als ich Platz genommen hatte, stellte sie eine Schüssel Kouskous vor mich hin, die vom vorigen Tage übriggeblieben war und mir ein vortreffliches Mahl gewährte. Ich schenkte der guten Alten eins meiner Taschentücher und erbat mir von ihr etwas Mais für mein Pferd. Sie brachte mir denselben auf der Stelle. In meinem Entzücken, auf eine so glückliche Art gerettet worden zu sein, erhob ich meine Augen gen Himmel, indem ich dankerfüllten Herzens zu dem gütigen und allmächtigen Wesen betete, das mich in so vielen Gefahren unterstützt und mir nun auch in der Wüste einen Tisch bereitet hatte.

Während mein Pferd fraß, begannen die Leute des Dorfes sich zu versammeln, und ich hörte, wie einer von ihnen meiner Wirthin einige

Worte sagte, welche mich mit Schreck erfüllten. Obgleich ich die Sprache der Fulah nur nothdürftig kannte, so verstand ich doch, daß die Schwarzen mich verhaften und in Ali's Lager führen wollten, wo sie auf eine gute Belohnung hofften. Sogleich raffte ich den Mais zusammen, den die Alte mir gegeben hatte, machte mich, von allen Kindern des Dorfes begleitet, auf den Weg und schlug eine nördliche Richtung ein, damit man nicht argwöhnen möge, daß ich den Mauren entronnen sei.

Als ich etwa eine Stunde entfernt und von meinem lästigen Gefolge befreit war, wendete ich mich in die Wälder und suchte unter einem großen Baume Schutz. Ich bedurfte der Ruhe; ein Bündel Zweige war mein Bett und mein Sattel mein Kopfkissen. Gegen Zwei Uhr Nachmittags wurde ich von drei Fulah geweckt, welche mich für einen Mauren hielten, mir die Sonne zeigten und mich aufmerksam machten, daß es Zeit zum Gebet sei. Ohne mich mit ihnen in ein Gespräch einzulassen, sattelte ich mein Pferd und ritt fort. Ich kam jetzt in ein flaches Land, welches fruchtbarer war, als ich seit langer Zeit eines gesehen hatte. Am Abend stieß ich auf einen nach Süden führenden Pfad und folgte ihm. Gegen Mitternacht erreichte ich einen kleinen Teich, den das Regenwasser gebildet harte, und beschloß dort zu übernachten, weil der Ort ein offener war. Nachdem ich meinem Pferde den übrigen Mais gegeben hatte, bereitete ich mir auf dieselbe Weise wie am Mittag, unter einem großen Baume mein Lager. Aber die Mücken und Moskitos des Teichs hinderten mich lange am Schlafen, und später wurde ich noch zweimal durch wilde Thiere geweckt, welche mir ganz nahe kamen und durch ihr Gebrüll mein Pferd in beständiger Furcht erhielten.

Am 4. Juli bestieg ich mein Pferd, so wie der Tag sich zeigte, und verfolgte meinen Weg durch die Wälder. Mehrmals sah ich Rudel von Antilopen, auch wilde Schweine und Strauße. Die Gegend war weniger flach und fruchtbar, als die welche ich am Tage vorher gesehen hatte. Gegen Elf Uhr erreichte ich eine Höhe, wo ich einen Baum bestieg und in einer Entfernung von etwa zwei Meilen eine Ebene sah, die an verschiedenen Stellen rothe Flecken hatte, in denen ich bebautes Land vermuthete. In der Richtung dieser Ebene ritt ich weiter und gelangte nach einer Stunde an einen Teich.

Alles schien anzudeuten, daß diese Gegend von Fulah bewohnt werde,

bei denen ich auf eine bessere Aufnahme hoffte, als ich sie im Hause des Vorstehers von Schrilla gefunden hatte. Ich täuschte mich nicht. Als ich auf einige Hirten traf, lud mich einer derselben ein, in sein Zelt zu treten und einige Datteln mit ihm zu theilen. Die Zelte der Fulah sind so niedrig, daß man in ihnen nicht einmal bequem sitzen kann, und die Bewohner pressen sich neben ihrem Geräth so dicht aneinander, wie Waaren in einer Kiste. Als ich auf Händen und Füßen in die bescheidene Wohnung des Hirten gekrochen war, sah ich, daß sie eine Frau und drei Kinder enthielt, welche mit dem Wirth und mir den ganzen Umfang des Zeltes einnahmen. Man setzte mir eine Schüssel mit gekochtem Mais und Datteln vor. Der Hirt kostete als Oberhaupt der Familie die Speisen zuerst, wie es in diesen Gegenden die Sitte will, und lud mich dann ein seinem Beispiel zu folgen.

Während ich aß, verließen die Augen der Kinder mich keinen Augenblick. Auf einmal sprach der Hirt das Wort: Nazarani und sogleich fingen sie an zu weinen und folgten ihrer Mutter, die sich auf Hände und Füße warf und wie ein Windspiel aus der Hütte sprang. Der bloße Name eines Christen flößte ihnen einen solchen Schrecken ein, daß keine Bitten sie vermochten, dem Zelt etwas näher zu kommen.

Ich kaufte für mein Pferd etwas Mais, den ich mit einigen Metallknöpfen bezahlte. Nachdem ich darauf dem Hirten meinen Dank gesagt hatte, vertiefte ich mich wieder in die Wälder. Beim Untergang der Sonne befand ich mich auf einem Wege, der genau in der Richtung auf das Königreich Bambarra fortlief. Ich beschloß ihn die Nacht hindurch zu verfolgen, aber um Acht Uhr hörte ich Leute, welche von Süden kamen, und glaubte mich in einem dichten Gebüsch, das nicht weit entfernt war, verbergen zu müssen. Da diese Büsche gewöhnlich wilde Thiere beherbergen, so war meine Lage eine höchst unangenehme. Ich setzte mich an einen finstern Ort und hielt meinem Pferde, damit sein Wiehern mich nicht verrathe, mit beiden Händen das Maul zu. Ich fürchtete mich vor den Thieren die im Gebüsch waren, und vor den Menschen, die draußen vorbeizogen, gleichsehr.

Meine Besorgnisse wurden indessen bald zerstreut. Die Reisenden blickten allerdings in meiner Nähe rings um sich, sahen aber nichts und setzten ihren Weg fort. Ich beeilte mich, eine offene Stelle zu erreichen,

und ritt genau nach Ostsüdost zu weiter. Nach Mitternacht bestimmte mich das willkommene Quaken von Fröschen, zur Seite zu biegen, um meinen Durst zu stillen. Ich fand einen großen, mit Regenwasser gefüllten Teich, trank, und suchte mir dann eine Stelle, auf der ein großer Baum stand, zum Nachtlager aus. Gegen Morgen wurde ich von Wölfen aufgeweckt, und dies bestimmte mich, noch vor Sonnenaufgang weiter zu reiten. Ohne Aufenthalt reiste ich bei dem kleinen Dorfe Wassalita vorbei und erreichte gegen Zehn Uhr die Negerstadt Wawra, die eigentlich zu Kaarta gehört, aber in diesem Augenblicke dem König Mansong von Bambarra zinspflichtig war.

Funfzehntes Kapitel.

Abreise nach Warsibo. — Mungo Park wird von Flüchtlingen aus Kaarta begleitet. — Entdeckung des Nigers. — Sego, die Hauptstadt von Bambarra. — Der König Mansong weigert sich, Mungo Park zu empfangen, schickt ihm aber ein Geschenk. — Große Gastfreundschaft einer Negerin.

Wawra ist eine kleine, von hohen Mauern umgebene Stadt, in der Mandingo und Fulah neben einander wohnen. Die Bevölkerung beschäftigt sich mit dem Anbau von Mais, für den sie bei den Mauren Salz eintauscht. Da ich jetzt vor den Uled Amer sicher und in hohem Grade ermüdet war, so wollte ich ruhen. Der Vorsteher nahm mich sehr gut auf und wies mir mein Lager auf einer Ochsenhaut an, wo ich zwei Stunden lang vortrefflich schlief. Länger ließ mich die Neugier der Einwohner nicht ruhen. Die guten Leute hatten meinen Zaum und meinen Sattel gesehen und waren in großer Zahl herbeigeeilt, um zu erfahren, wer ich sei und woher ich komme. Einige hielten mich für einen Araber, nach Anderen war ich ein maurischer Sultan. Sie erörterten diese Streitfrage mit solcher Wärme, daß der Lärm ihrer Unterredung mich erweckte. Endlich schritt der Vorsteher, der früher am Gambia gewesen war, zu meinen Gunsten ein, indem er die Versicherung gab, daß ich gewiß und wahrhaftig ein Weißer sei. Mein Aeußeres, setzte er hinzu, überzeuge ihn jedoch, daß ich sehr arm sein müsse.

Im Laufe des Tages erschienen mehrere Frauen, welche gehört hatten, daß ich nach Sego gehe, und baten mich daß ich mich beim König Mansong erkundigen möge, was aus ihren Kindern geworden sei. Eine sagte mir, ihr Sohn sei kein Heide, sondern bete jeden Morgen und Abend zu Gott. Vor etwa drei Jahren sei er für das Heer ausgehoben worden, seit dieser Zeit habe sie nie wieder von ihm gehört. Sie fügte hinzu, sie träume oft von ihm, und bat mich, wenn ich ihn in Bambarra oder in meinem Vaterlande sähe, so möge ich ihm sagen, daß seine Mutter und seine Schwester noch am Leben seien. Am Nachmittage prüfte der Vorsteher den Inhalt des ledernen Sacks, in dem sich meine Kleider befanden, fand aber nichts, was des Nehmens werth war, und gab mir das Ganze zurück, indem er mich zugleich aufforderte, am nächsten Tage weiter zu reisen.

Am 6. Juli regnete es in der Nacht sehr viel. Bei Tagesanbruch ritt ich mit einem Neger fort, der in Dingyee Korn holen wollte. Wir hatten jedoch kaum eine halbe Stunde zurückgelegt, als mein Begleiter von seinem Esel abgeworfen wurde und auf der Stelle umkehrte, so daß ich allein weiter reisen mußte.

Gegen Mittag erreichte ich Dingyee. Der Vorsteher und die meisten Einwohner waren auf dem Felde, um zu pflanzen, und ich glaubte schon, daß ich kein Obdach finden werde, als ein alter Fulah, der mich umherirren sah, mich in seine Hütte einlud und gastfrei bewirthete. Inzwischen kehrte der Vorsteher zurück und schickte mir Lebensmittel wie Futter für mein Pferd. Ganz uneigennützig war der alte Fulah bei seiner Gastfreundschaft doch nicht gewesen. Als ich am nächsten Morgen von ihm Abschied nahm, bat er mich um eine Locke meines Haars. Natürlich fragte ich nach dem Grunde dieses seltsamen Wunsches und hörte nun, die Haare eines Weißen seien ein kostbarer Zauber, dessen Besitzer dieselben Kenntnisse erlange, welche ein Weißer habe. Obgleich dieses einfache Mittel, zu Wissen zu gelangen, mir noch nicht bekannt war, erfüllte ich doch die Bitte ohne Zaudern. Der Alte schien die Gelehrsamkeit sehr hoch zu schätzen, wenigstens schnitt er so viele Haare ab, daß die eine Seite meines Kopfes beinahe kahl wurde. Damit die andere Seite nicht dasselbe Schicksal habe, setzte ich meinen Hut auf und erklärte dem Fulah, daß ich

einen Theil meiner kostbaren Haare für eine andere Gelegenheit aufzubewahren wünsche.

Gegen Mittag kam ich in der kleinen Stadt Wassibu an. Ich mußte hier so lange bleiben, bis ich mir einen Führer nach Satile verschaffen konnte. Die Entfernung beträgt allerdings nur einen starken Tagemarsch, aber man muß durch Wälder reisen, wo es nirgends einen gebahnten Weg giebt. Ich nahm daher im Hause des Vorstehers Wohnung und blieb dort vier Tage. Während dieser Zeit unterhielt ich mich damit, daß ich die Hausbewohner, wenn sie arbeiteten, auf das Feld begleitete. Der Ackerbau wird hier sehr stark betrieben, und die Einwohner kennen daher, wie sie sich rühmen, keinen Hunger. Je drei Sclaven bearbeiten ein Feld, das ihnen der Herr mit dem Schaft des Speeres zumißt, und die gesammten Fluren werden auf diese Weise in gleiche Theile getheilt. Die kriegerische Form der Vermessung kann in einer Gegend, deren Einwohner, um sich gegen die Mauren zu schützen, ihre Waffen auf das Feld mitzunehmen, nicht auffallen. Männer und Frauen verrichten die landwirthschaftlichen Arbeiten gemeinschaftlich und bedienen sich dabei eines großen scharfen Spatens, mit dem dasselbe Werkzeug, wie man es am Gambia sieht, keinen Vergleich aushalten kann.

Am Abend des 11. kamen acht der Flüchtlinge aus Kaarta an. Die Tyrannei der Mauren war ihnen unerträglich geworden, und sie wollten sich nun dem König von Bambarra unterwerfen. Sie boten mir an, mich nach Satile zu führen, und man kann leicht denken, daß ich diesen Vorschlag annahm. Am nächsten Morgen brachen wir bei früher Stunde auf. Wir reisten bis Sonnenuntergang mit solcher Eile, daß wir nur zweimal Halt machten, das eine Mal im Walde bei einem Wasserplatze, und das andere Mal bei den Trümmern einer Stadt, welche früher zu Kaarta gehörte und Illa Compe, Kornstadt, genannt wurde. Als wir in die Nähe von Satile kamen, ergriffen alle Leute, welche auf dem Felde mit dem Pflanzen von Mais beschäftigt waren, lautschreiend die Flucht, weil sie uns für streifende Mauren hielten. Die ganze Stadt gerieth in Aufruhr, und wir sahen überall Sclaven, welche die Pferde und das Hornvieh dem Thor zutrieben. Daß einer von unserer Gesellschaft voran sprengte, um die Leute über uns aufzuklären, vermehrte

den Schrecken noch. Als wir die Stadt erreichten, waren die Thore geschlossen, und die Einwohner standen unter den Waffen. Nach langen Verhandlungen wurde uns endlich der Zutritt gestattet, und da augenscheinlich ein heftiger Sturm drohte, nahm uns der Vorsteher in seine Hütte auf und versah jeden mit einer Ochsenhaut.

Als wir am nächsten Tage in der Frühe fortritten, fanden wir die Wege schmutzig und schlüpfrig. Das Land war dagegen sehr schön und von mehreren kleinen Bächen durchschnitten, die sich in Folge des Regens in reißende Ströme verwandelt hatten. Gegen Zehn Uhr befanden wir uns bei den Trümmern eines Dorfes, das im letzten Kriege, ungefähr vor sechs Monaten, zerstört worden war. Um den Wiederaufbau des Orts zu verhindern, hatte man den Bentang, bei dem die Einwohner ihre Tage hinzubringen pflegten, verbrannt, die Brunnen verschüttet und außerdem noch Alles, was diesen Aufenthalt bequem und angenehm machen konnte, gänzlich zerstört.

Am Mittag nahm die Ermüdung meines Pferdes so zu, daß ich mit meinen Reisegefährten nicht mehr Schritt halten konnte. Ich stieg daher ab und ließ sie weiter reisen, um ihnen zu folgen, sobald mein Pferd durch Ruhe wieder einige Kräfte erlangt hätte. Die guten Leute wollten mich aber nicht allein lassen, und Einer von ihnen blieb bei mir zurück, während die Anderen nach Gallu weiter reisten, um eine Wohnung und für die Pferde trockenes Gras zu suchen. Wie sie mir sagten, gab es in der Gegend viele Löwen, welche einen einzelnen Menschen angreifen, aber vor zweien Furcht haben. Mit Hilfe des zurückgebliebenen Negers trieb ich mein Pferd bis Gallu, einer bedeutenden Stadt, die in einem fruchtbaren und schönen, von Felsen umgebenen Thale liegt.

Die Flüchtlinge aus Kaarta wollten sich in dieser Gegend niederlassen, und dieser Umstand verschaffte uns die beste Aufnahme. Der Vorsteher schenkte ihnen ein schönes Schaf, und ich erhielt für mein Pferd Gras im Ueberfluß. Wie in Kemmu, kündigt man auch hier das Abendgebet durch Blasen auf ausgehöhlten Elephantenzähnen an.

Wir verließen Gallu am andern Morgen früh, nachdem wir unserm Wirth für seine freundliche Aufnahme gedankt und meine Gefährten zu Gott gebetet hatten, daß er den freigebigen Mann nie Mangel leiden

lassen möge. In der dritten Mittagsstunde kamen wir in Murscha *) an. Diese Stadt ist groß und besitzt in dem Handel mit Salz, welches die Mauren hieher bringen, um es gegen Korn und baumwollene Zeuge auszutauschen, eine reiche Quelle des Wohlstands. Da die Einwohner fast alle Mohamedaner sind, so treten sie gegen die Kafirs sehr unduldsam auf. Die letzteren dürfen nur in gewissen Häusern Bier trinken, das hier Neodollo oder Korngeist genannt wird. Ich trat in ein solches Haus und sah zwanzig Neger um große Gefäße voll Bier sitzen. Es herrschte eine laute Fröhlichkeit, und mehrere Leute waren betrunken. Der Ueberfluß, in dem man zu Murscha lebt, macht die Einwohner gegen Fremde höchst freigebig. Man schickte uns so viel Korn und Milch, daß wir genug gehabt hätten, und wären wir noch dreimal so zahlreich gewesen. Obgleich wir zwei Tage verweilten, machte sich doch keine Verminderung der Gastfreundlichkeit bemerkbar.

Als wir am Morgen des 16. abreisten, begleitete uns ein Kaufmann, der auf vierzehn Eseln Salz nach Sansading führte. So romantisch die Straße war, die zwischen zwei Felsenbergen hinführt, waren wir doch froh, als wir das freie Feld erreichten, denn in den Engpasse liegen oft Mauren im Hinterhalt, um die Reisenden zu plündern. Diese gefährliche Stelle hatte den Kaufmann vermocht, mit uns zu reisen, und in freiem Felde verließ er uns. Die Sonne stand tief am Himmel, als wir in Datlibu ankamen. Die Nacht schickte uns einen fürchterlichen Orkan. Der Regen drang durch das flache Dach in Strömen zu uns herein, löschte unser Feuer aus und verwandelte den Fußboden in einen Sumpf, in den wir bis an die Knöchel versanken. Wir verbrachten die Nacht in einer Ecke auf einigen Bündeln Reisig.

Am nächsten Morgen begegneten wir einer großen Karawane, welche mit Spaten, Matten und anderm Hausgeräth von Sego zurückkehrte. In einem großen Dorfe, wo wir übernachten wollten, weigerte sich der Vorsteher uns aufzunehmen. Die Weiterreise wurde mir beschwerlich da mein Pferd so entkräftet war, daß ich es treiben mußte. In dem nächsten

*) Mungo Park schreibt Marjee. Wann wird die chaotische Verwirrung in der Rechtschreibung fremder, namentlich asiatischer und afrikanischer Ortsnamen, endlich aufhören! In der neuesten Zeit scheint sie noch zuzunehmen; besonders die Engländer sündigen darin sehr stark.

Dorfe hörte der Vorsteher nicht sobald, daß ich ein Weißer sei, als er drei alte Flinten zum Vorschein brachte und nicht wenig erstaunte, daß ich sie nicht auszubessern verstehe. Aufnahme fanden wir an diesem Orte, aber sonst war es mit der Gastfreundschaft so schlecht bestellt, daß wir am nächsten Morgen hungrig aufbrechen mußten. In einem zweiten Dorfe gab man uns keinen Mais. Die Städte sind hier sehr häufig und besitzen außer dem Ackerlande auch Weiden für das zahlreiche Vieh. Daß die Einwohner so ungastlich sind, ist der großen Anzahl von Reisenden zuzuschreiben, welche die Handelsstraße nach Sego benutzen.

Mein Pferd war so entkräftet, daß es mir keinen Nutzen mehr brachte. Da ich es an diesem ganzen Tage nicht besteigen konnte, so erreichte ich Geosorro erst in der achten Abendstunde. Ich fand meine Gefährten im Streit mit dem Vorsteher, der ihnen Lebensmittel verweigert hatte. Wir hatten seit vierundzwanzig Stunden nichts gegessen und waren in unseren Bitten sehr dringend, aber man gab uns nichts. Ich war ermüdet eingeschlafen, als um Mitternacht der willkommene Ruf: Kinne nata! (das Essen ist da) mich erweckte. Gestärkt traten wir am nächsten Morgen unsere Weiterreise an, doch mußte ich wegen meines müden Pferdes abermals zurückbleiben. Unterwegs begegnete mir ein Zug von siebenzig Sclaven, die von Sego kamen. Je sieben dieser Unglücklichen waren mit ledernen Riemen zusammengebunden, und bei jeder solchen Gruppe befand sich ein Aufseher mit einer Flinte. Manche dieser Sclaven, namentlich Weiber, befanden sich in einem sehr leidenden Zustande. Den Beschluß machte der Diener meines Scherifs Sidi Mohamed aus Marokko, dessen ich mich vom Lager bei Benaun her erinnerte. Auch er erkannte mich auf der Stelle und sagte mir, daß diese Sclaven über Ludamar durch die Sahara nach Marokko geführt werden sollten.

Am Nachmittage begegnete ich den Herren der Sclaven, zwanzig berittenen und wohlbewaffneten Mauren. Sie fragten mich sehr neugierig aus, behandelten mich aber höflicher als früher ihre Landsleute. Ich erfuhr von ihnen, daß Sidi Mohamed nicht in Sego sei, sondern sich in Kankaba befinde, um dort Goldstaub einzukaufen.

Die nächste Stadt hatten meine Reisegefährten bereits verlassen, als ich dort ankam, aber mein Pferd war zu ermüdet, als daß ich ihnen hätte folgen können. Der Vorsteher gab mir einen Trunk Wasser, worin man ge-

wöhnlich ein Anzeichen fernerer Gastfreundschaft sieht, und ich zweifelte keinen Augenblick, daß ein gutes Abendessen und ein ruhiger Schlaf meinen müden Körper stärken würden. Leider wurde mir beides nicht zu Theil. Der Vorsteher ließ es bei dem Trunk Wasser bewenden, und in der Nacht raubte mir Sturm und Regen die Ruhe. Am Morgen wendete ich bei dem Vorsteher mit gleich schlechtem Erfolg Bitten und Drohungen an. Sogar bei einer Sclavin, welche am Brunnen Mais wusch, bettelte ich um Nahrung und erlebte die Demüthigung, eine abschlägige Antwort zu erhalten. Zuletzt schenkte mir die Hausfrau, als ihr Mann aufs Feld gegangen war, etwas Mehl, das, mit Wasser angerührt, mein Frühstück ausmachte. Um Acht Uhr verließ ich den Ort und bekam bei einem Wasserplatze, wo ich rastete von den Fulahhirten Milch. Ich traf hier zwei Neger, welche nach Sego gingen, und schloß mich an sie an. Im nächsten Dorfe fand eine Art von öffentlichem Gastmahl statt, zu dem wir eingeladen wurden. Ein ungewöhnlicher Anstand herrschte, und auch die Frauen, die man in Afrika überall ausschließt, nahmen Theil an dem Feste. Man trug ein Gericht auf, das aus Mehl und saurer Milch besteht, und theilte mit großer Freigebigkeit Bier aus. Die Gäste tranken einander zu, und wenn einer die Kalebasse niedersetzte, sagte er gewöhnlich: Berka (ich danke Dir)! Sowohl die Männer als die Frauen schienen etwas betrunken zu sein, aber nie entstand Zank.

In mehreren großen Dörfern, durch die wir reisten, hielt man mich für einen Mauren und verhöhnte mich. Wie ich mein Pferd vor mir hertrieb, mochte ich eine traurige Figur spielen. „Er kommt von Mekka," rief der Eine, „man sieht es an seinen Kleidern!" Ein Zweiter fragte, ob mein Pferd krank sei, ein Dritter erkundigte sich nach dem Kaufpreise. Ich glaube, die beiden Neger schämten sich, in meiner Gesellschaft zu reisen.

Kurz vor dem Einbruch der Nacht machten wir in einem kleinen Dorfe Halt, wo ich mir für einen Metallknopf einige Nahrungsmittel für mich und etwas Mais für mein Pferd verschaffte. Man sagte mir, daß ich in der Frühe des nächsten Tags den Niger sehen würde, welchen die Schwarzen Joliba oder das große Wasser nennen. Es giebt hier so viele Löwen, daß man Nachts die Thore schließt und Niemand mehr die Ortschaften zu verlassen wagt. Der Gedanke, daß ich morgen den Niger sehen

werde, und das lästige Summen der Moskitos ließen mich keinen Augenblick schlafen. Lange vor Tagesanbruch hatte ich mein Pferd gesattelt und war zur Abreise bereit, mußte aber so lange warten, bis die Einwohner, welche noch schliefen, die Thore geöffnet hatten. In Sego war Markt, und die Wege wimmelten von Leuten welche Waaren zum Verkauf dorthin trugen. Wir kamen durch vier große Dörfer und sahen am Mittag den Rauch aus Sego aufsteigen.

Als wir uns der Stadt näherten, holte ich die Flüchtlinge aus Kaarta ein, die mich so wohlwollend behandelt hatten. Sie erboten sich, meine Vorstellung bei dem König zu bewirken. Wir schritten auf einem sumpfigen Boden dahin, und ich sah mich nach dem Flusse um, als plötzlich einer meiner Gefährten ausrief: „Geo affili„ (Seht das Wasser)! Ich blickte auf und sah mit unendlichem Entzücken den großen Gegenstand meiner Sendung, den majestätischen Niger, den ich seit so langer Zeit suchte. Breit wie die Themse östlich von Westminster, funkelte er in den Sonnenstrahlen und strömte langsam gegen Osten. Ich eilte an das Ufer, trank von dem Wasser und hob meine Hände gen Himmel, um dem Lenker aller Dinge inbrünstig zu danken, daß er meine Anstrengungen mit einem so vollständigen Erfolg gekrönt habe.

Die Wahrnehmung, daß der Niger gegen Osten und die an diese Richtung angrenzenden Punkte ströme, überraschte mich keineswegs. Wenn ich auch bei meiner Abreise aus Europa in dieser Beziehung starke Zweifel hegte, so hatte ich doch im Laufe meiner Reise so viele Fragen hinsichtlich des Flusses gestellt und von den Negern der verschiedensten Stämme so oft und so bestimmt versichern hören, daß sein Lauf die allgemeine Richtung nach Osten einschlage, daß mir in diesem Punkte um so weniger eine Ungewißheit blieb, als ich wußte, daß der Major Houghton auf dieselbe Weise ähnliche Nachrichten eingezogen habe.

Sego, die Hauptstadt von Bambarra, die ich nun betrat, besteht eigentlich aus vier besonderen Städten. Zwei derselben liegen auf dem nördlichen Ufer des Flusses und heißen Sego Korro und Sego Bu. Die beiden anderen liegen auf dem südlichen Ufer und werden Sego Su Korro und Sego Si Korro genannt. Um alle ziehen sich hohe Erdmauern. Die Häuser sind von Lehm aufgeführt, von Gestalt viereckig und mit flachen Dächern versehen. Einige haben zwei Stockwerke, und hie und

da sieht man einen weißen Anwurf. Außer diesen Gebäuden giebt es in allen Stadtvierteln maurische Moscheen. Die Straßen sind trotz ihrer Enge breit genug, um in einem Lande, wo Räderfuhrwerke gänzlich unbekannt sind, allen Bedürfnissen zu genügen. Nach allen Mittheilungen, die ich mir verschafft habe, glaube ich mit Grund annehmen zu dürfen, daß Sego in allen seinen vier Städten 30,000 Einwohner enthält. Der König von Bambarra, dessen beständige Residenz Sego ist, beschäftigt eine große Anzahl von Sclaven mit dem Herüberschaffen von Reisenden und Geschäftsleuten von einem Ufer zum andern. Das Fahrgeld beträgt nicht mehr als zehn Kauris für den Kopf, und verschafft dem König dennoch im Laufe des Jahres eine beträchtliche Einnahme. Die Fahrzeuge, deren man sich bedient, haben eine sonderbare Bauart. Jedes besteht aus zwei ausgehöhlten Baumstämmen, die aber nicht nebeneinander befestigt, sondern an den Enden zusammengefügt werden, sodaß ihr Verbindungspunkt genau in der Mitte des Fahrzeugs liegt. Sie haben weder Verdeck, noch Mast, und sind im Verhältniß zu ihrer Länge unverhältnißmäßig schmal, aber doch ziemlich geräumig. Ich sah eines über den Fluß fahren, das neben mehreren Menschen vier Pferde aufgenommen hatte.

Als ich den Fährplatz erreichte, befanden sich dort bereits viele Menschen, welche auf das andere Ufer hinübergeschafft werden wollten. Alle betrachteten mich schweigend, und ich bemerkte nicht ohne Unruhe, daß mehrere Mauren unter ihnen waren. Man schiffte sich an drei verschiedenen Punkten ein, und die Fährleute arbeiteten rasch und fleißig. Die Menge war aber zu groß, als daß ich auf der Stelle hätte zur Ueberfahrt gelangen können, und so setzte ich mich auf das Ufer, um einen günstigeren Augenblick abzuwarten. Die große Stadt, die sich vor mir entfaltete, die zahlreichen Fahrzeuge, die den Fluß bedeckten, die thätigen Einwohner, die bebauten Ländereien, die sich bis in weite Fernen hinzogen, zeigten mir ein Bild von Wohlstand und Civilisation, das ich im Innern von Afrika zu erblicken nicht erwartet hatte.

Ich wartete länger als zwei Stunden, ohne daß sich mir ein Mittel darbot, über den Fluß zu gelangen. Während dieser Zeit hatten die Leute, die vor mir das andere Ufer erreicht hatten, den König Mansong benachrichtigt, daß ein Weißer auf die Ueberfahrt warte und sich ihm vor-

stellen lassen wolle. Mansong schickte mir auf der Stelle einen seiner ersten Diener, um mir sagen zu lassen, daß er mich nicht eher sehen könne, als bis ich ihm Aufschluß ertheilt habe, was mich in sein Land führe. Ohne die Erlaubniß des Königs, fügte der Bote hinzu, dürfe ich nicht über den Fluß gehen. Er rieth mir, in einem nahen Dorfe, auf das er mit der Hand zeigte, ein Nachtquartier zu suchen, und schloß mit den Worten, daß er mir am nächsten Morgen neue Anweisungen bringen werde, was ich zu thun habe. Diese Vereitelung meiner Wünsche war mir unangenehm, doch es gab keine Abhilfe, und ich begab mich daher in das Dorf, wo ich die Demüthigung hatte, daß Niemand mich in seinem Hause aufnehmen wollte. Jeder betrachtete mich mit Erstaunen und Besorgniß, und ich saß den ganzen Tag unter einem Baume, ohne daß ich Lebensmittel erhielt.

Die Nacht schien noch unangenehmer werden zu müssen, denn es hatte sich ein Sturm erhoben, und Alles deutete auf einen starken Regen hin. Ueberdies giebt es in dieser Gegend so viele wilde Thiere, daß ich genöthigt gewesen sein würde, einen Baum zu ersteigen und in dessen Gezweige zu schlafen. Schon bereitete ich mich gegen Sonnenuntergang vor, die Nacht auf diese Weise zuzubringen, und hatte eben meinem Pferd die Freiheit gegeben, damit es nach Gefallen weiden könne, als eine Frau, die aus dem Felde von der Arbeit heimkehrte, stehen blieb und mich betrachtete. Da sie meine Niedergeschlagenheit und Ermattung sah, so erkundigte sie sich nach meiner Lage, die ich ihr mit wenigen Worten auseinandersetzte, worauf sie mit dem Ausdruck des tiefsten Mitgefühls in den Zügen meinen Sattel und Zaum ergriff und mich aufforderte, ihr zu folgen. Nachdem sie mich in ihre Hütte geführt hatte, zündete sie eine Lampe an, breitete eine Matte auf den Boden und sagte mir, daß ich dort während der Nacht ruhen könne. Sie bemerkte nicht sobald, daß ich Hunger habe, als sie mir Speise zu verschaffen versprach. In der That ging sie hinaus und kam in kurzer Zeit mit einem sehr schönen Fische zurück, den sie auf Kohlen halb gar briet und mir zum Abendessen vorsetzte. Nachdem meine würdige Wohlthäterin auf diese Weise alle Pflichten der Gastfreundschaft erfüllt hatte, wies sie auf meine Matte, wo ich ohne Furcht ruhen könne. Ihrer Aufforderung zufolge nahmen nun die Weiber ihres Hausstandes, die mich während dieser ganzen Zeit unaufhörlich be-

trachtet hatten, ihre Arbeit, welche im Spinnen von Baumwolle bestand, wieder auf. Sie beschäftigten sich mit derselben während eines großen Theils der Nacht. Um die Langeweile zu verscheuchen, stimmten sie Lieder an, von denen eines auf der Stelle entstanden sein mußte, denn ich war der Gegenstand desselben. Eine der Frauen sang es, und die übrigen fielen in Zwischenräumen als Chor ein. Die Melodie war sanft und klagend, und die Worte lauteten in buchstäblicher Uebersetzung:

„Die Winde heulten und der Regen rauschte nieder.

„Der arme weiße Mann kam schwach und erschöpft und setzte sich unter unsern Baum.

„Er hat keine Mutter, die ihm Milch brächte, er hat keine Frau, die ihm sein Korn mahlte."

Chor: „Laßt uns mit dem armen weißen Manne Mitleid haben, er hat keine Mutter, die ihm Milch brächte, er hat keine Frau, die ihm sein Korn mahlte."

Diese Einzelheiten erscheinen dem Leser vielleicht unbedeutend, aber in der Lage, in der ich mich befand, rührten sie mich außerordentlich. Von einer Güte, die ich so wenig erwartet hatte, bis zu Thränen bewegt, vermochte ich nicht zu schlafen. Am Morgen gab ich meiner edelmüthigen Wirthin zwei von den vier Knöpfen, die an meiner Weste noch übrig waren. Es war dies das einzige Geschenk, durch das ich ihr einen Beweis meiner Dankbarkeit zu geben im Stande war.

Am 21. Juli blieb ich den ganzen Tag im Dorfe und unterhielt mich mit den Einwohnern, welche haufenweise herbeiströmten, um mich zu sehen. Am Abend wurde ich etwas unruhig, daß ich noch keine Botschaft vom König erhalten hatte, und zwar um so mehr, als ich die Leute um mich her sagen hörte, daß Mansong von den Mauren und Sclavenhändlern, welche in Sego wohnten, sehr Ungünstiges über mich vernommen habe. Die Sache hatte nichts Unwahrscheinliches, denn es waren mir bereits Beweise gegeben worden, mit welchem Mistrauen diese Menschen meine Reise betrachteten und welche Beweggründe sie mir unterschoben. Ich hörte, daß der König wiederholt mit ihnen berathen habe, was mit mir zu beginnen sei. Einige Einwohner des Dorfs sagten mir geradezu, ich habe viele Feinde und dürfe auf keine Gunst hoffen.

Am 22. Juli, in der Elften Stunde, erschien ein Bote des Königs, der mir jedoch wenig Beruhigung verschaffte. Dieser Mann wollte vor allen Dingen wissen, welche Geschenke ich dem König mitgebracht habe, und war sehr betroffen, als ich ihm sagte, daß die Mauren mir Alles geraubt hätten. Als ich mich erhob, um ihn zu begleiten, beschied er mich, daß ich bis zum Nachmittag warten müsse, zu welcher Zeit ein neuer Bote zu mir kommen werde.

Dieser zweite Bote erschien erst am 23. Juli mit einem Beutel in der Hand. Er sagte mir, der König befehle, daß ich augenblicklich von Sego abreise, wolle aber einem Weißen, der sich im Elend befinde, Unterstützung gewähren, und schicke mir daher fünftausend Kauris *), damit ich mir Lebensmittel kaufen und meine Reise fortsetzen könne. Habe ich wirklich die Absicht, nach Dschinnie zu gehen, fügte der Bote hinzu, so habe er Befehl, mich als Führer bis Sansading zu begleiten. Anfangs wußte ich nicht, was ich von diesem Benehmen des Königs halten solle, als ich aber mit dem Boten noch weiter gesprochen hatte, kam ich auf den Gedanken, daß Mamsong mich gern in Sego vor sich gelassen haben würde, wenn er nicht gefürchtet hätte, mich gegen den Haß und die Bosheit der maurischen Bewohner nicht schützen zu können. Er handelte mithin zugleich klug und edelmüthig. Die Umstände, welche meine Ankunft in Sego begleiteten, waren ohne Widerrede der Art, daß der König in den Argwohn verfallen konnte, ich wünsche den wirklichen Beweggrund meiner Reise zu verheimlichen.

Er dachte wahrscheinlich eben so wie mein Führer. Als ich diesem erzählte, nur deshalb habe ich die weite, weite Reise gemacht und tausend Gefahren getrotzt, um den Dscholiba zu sehen, fragte er mich, ob es nicht auch in meinem Vaterlande Flüsse gebe, und ob nicht ein Fluß wie der andere aussehe. Ohne sich von dem Argwohn und der niedrigen Eifer-

*) Ich habe diese kleinen Muscheln, welche in mehreren Theilen Ostindiens und Afrika's als Scheidemünze im Umlauf sind, bereits erwähnt. In Bambarra und den angrenzenden Gebieten, wo die nothwendigsten Bedürfnisse sehr wohlfeil sind, brauchte ich gewöhnlich nicht mehr als hundert Kauris, um mir Lebensmittel und meinem Pferde Mais zu kaufen. Nach meiner Schätzung entsprechen 250 Kauris etwa einem Schilling.
Mungo Park.

sucht der Mauren beirren zu lassen, sagte sich dieser edle Fürst, es reiche hin, daß ein Weißer im äußersten Elend in seinem Königreiche angekommen sei, um diesem Manne ein Anrecht auf seine Güte zu geben.

Sechszehntes Kapitel.

Abreise von Sego und Ankunft in Kabba. — Beschreibung des Schih- oder Butterbaumes. — Ankunft in Sansading. — Neue Mishandlungen durch Mauren. — Mungo Park dringt noch weiter gegen Osten vor. — Vorgänge auf der Reise. — Ankunft zu Madibu. — Mungo Park muß sein Pferd zurücklassen. — Fahrt auf dem Niger. — Silla. — Entschluß, einem weitern Vordringen gegen Osten zu entsagen. — Einige Nachrichten vom Niger und von den Städten, die im Osten des Flusses liegen. — Anhang des Uebersetzers: Der Niger und die Nigerreisen.

Ich sah mich also gezwungen, Sego zu verlassen, und wurde noch an demselben Abend nach einem östlich gelegenen nicht ganz zwei Meilen entfernten Dorfe geführt, wo mein Führer einige Einwohner kannte, bei denen wir eine gute Aufnahme fanden.*) Dieser Mann benahm sich freundschaftlich und war sehr mittheilend. Der Gastfreiheit seiner Landsleute hielt er große Lobreden, sagte mir aber, wenn Dschinnie wirklich der Ort meiner Bestimmung sei — er hatte also bis jetzt daran gezweifelt! — so habe ich ein gefährlicheres Unternehmen begonnen, als ich zu glauben scheine, denn obgleich Dschinnie dem Namen nach zu den Besitzungen des Königs von Bambarra gehöre, so sei es doch eine maurische Stadt. Der größte Theil der Einwohner bestehe aus Buschrins, und auch der Statthalter gehöre, obgleich er von Mansong ernannt worden sei, zu dieser Secte. Ich war demnach in Gefahr, zum zweiten Male Leuten in die Hände zu fallen, die, wenn sie mich tödteten, nicht blos eine verzeihliche, sondern selbst eine verdienstliche Handlung zu begehen glaubten. Meine Betrachtungen nahmen eine noch düsterere Färbung an, als ich mir sagte, daß die Gefahr in dem Maße, als ich weiter vordringe, zunehmen

*) Ich hätte schon früher bemerken sollen, daß die Einwohner von Bambarra ein verdorbenes Mandingo sprechen. Nach einiger Uebung verstand ich diese Sprache und konnte sie selbst reden. Mungo Park.

werde, denn ich erfuhr, daß die Städte jenseits Dschinnie noch mehr unter dem Einflusse der Mauren ständen, als jener Ort, und daß Timbuktu, der Hauptgegenstand meiner Forschungen, ganz im Besitz dieses barbarischen Volkes sei, welches keinem Christen gestatte, dort zu wohnen. Ich war jedoch zu weit vorgedrungen, um mich auf so unbestimmte Angaben hin zur Rückkehr entschließen zu können, und beharrte dabei meine Reise fortzusetzen.

Stets von meinem Führer begleitet, verließ ich am Morgen des 24. das Dorf. Gegen Acht Uhr ritten wir durch eine große Stadt, welche Kabba heißt und mitten in einer schönen vorzüglich gut bebauten Ebene liegt, welche mehr den englischen Binnenlandschaften gleicht, als dem Innern von Afrika, wie ich es mir vorgestellt hatte. Die Einwohner beschäftigten sich aller Orten mit dem Einsammeln der Früchte des Schihbaumes, aus denen die Pflanzenbutter bereitet wird, von der ich bereits gesprochen habe. Dieser Baum wächst in diesem ganzen Theile von Bambarra in Menge. Gepflanzt wird er übrigens nicht, da er wild in den Wäldern wächst. Wenn man Rodungen unternimmt, um ein Stück Land urbar zu machen, so fällt man alle Stämme, aber die Schihbäume läßt man stehen. Der Baum gleicht sehr der amerikanischen Eiche, und die Frucht, aus der man, indem man sie in der Sonne trocknet und in Wasser kocht, die Pflanzenbutter bereitet, hat eine schwache Aehnlichkeit mit der spanischen Olive. Den Kern umschließt ein Fleisch von süßem Geschmack, das von einer dünnen grünen Schale bedeckt wird. Die Butter, die man auf diese Weise gewinnt, hat nicht blos den Vorzug, sich ein ganzes Jahr lang ohne Salz zu halten, sondern ist auch fester, weißer und nach meinem Geschmack angenehmer, als die beste Milchbutter, die ich jemals gegessen habe. Das Einsammeln und Bereiten dieser kostbaren Waare scheint sowohl im Königreich Bambarra als in den angrenzenden Ländern einen Hauptgegenstand des afrikanischen Gewerbfleißes zu bilden, wie denn die Schihbutter selbst einen der vorzüglichsten Handelsartikel des Binnenverkehrs in diesen Gebieten abgiebt.

Wir berührten im Laufe dieses Tages mehrere große Dörfer, welche hauptsächlich von Fischern bewohnt werden. Gegen Fünf Uhr Abends erreichten wir Sansading, eine sehr beträchtliche Stadt, von der man mir sagte, daß sie 8 — 10,000 Einwohner enthalte. Dieser Ort wird stark

von den Mauren besucht, welche von Beru*) Salz und von den Küsten des Mittelmeeres Glaswaaren und Korallen hieher bringen, um dafür Goldstaub und Baumwollenstoffe einzutauschen. Diese letzteren können diese Zwischenhändler in Beru und den angrenzenden maurischen Ländern, wo die Baumwolle wegen Mangels an Regen nicht gedeiht, mit großem Nutzen verkaufen.

Ich bat meinen Führer, mich so schnell wie möglich nach dem Hause zu begleiten, das wir bewohnen sollten. Wir gingen zwischen dem Flusse und der Stadt hin, längs einer Bucht oder eines Hafens, in dem ich zwanzig große Kähne wahrnahm, welche meistens ganz beladen und oben mit Matten bedeckt waren, damit der Regen den Waaren nicht schaden könne. Während wir unsern Weg fortsetzten, kamen noch drei Kähne an, einer mit Handelswaaren beladen und die beiden anderen mit Reisenden. Ich sah mit Freude, daß alle schwarzen Einwohner mich für einen Mauren hielten. Wahrscheinlich würde ich auf diese Weise ohne jedes Hinderniß mein Ziel erreicht haben, wenn nicht ein Maure, der dicht am Ufer saß, den Irrthum erkannt und durch sein Geschrei eine große Menge seiner Landsleute herbeigezogen hätte.

Als ich die Wohnung des Vorstehers erreichte, war ich von einigen hundert Menschen umringt und wurde in sehr verschiedenen Dialekten angesprochen, von denen mir der eine so unverständlich wie der andere war. Endlich erfuhr ich durch meinen Führer, welcher den Dolmetscher machte, daß einige der Zuschauer mich hier, andere dort gesehen haben wollten. Ein maurisches Weib versicherte unter Schwüren mit der größten Bestimmtheit, daß sie mir in Galam, also am Senegal, drei Jahre lang die Wirthschaft geführt habe. Offenbar verwechselten diese Leute mich mit einer andern Person, und dies zeigte sich noch deutlicher, als ich zwei der Zuversichtlichsten bat, mir zu sagen, wo sie mich gesehen hätten. Sie zeigten gegen Süden, und ich schloß daraus, daß sie von Cap Coast kämen, wo sie wahrscheinlich einige Weiße gesehen hatten. Ihre Sprache glich keiner von denen, welche ich bis jetzt gehört hatte.

Die Mauren versammelten sich nun in großer Anzahl und zwangen

*) Unter Beru ist die Gegend südlich von der Oase Ualata zu verstehen. Nördlich von ihr, auf der Karawanenstraße von Tischit nach Timbuktu, giebt es Salzquellen.

mit ihrer gewöhnlichen Anmaßung die Neger bei Seite zu treten. Sie begannen mit Fragen über meinen Glauben, wobei sie entdeckten, daß ich das Arabische nicht verstehe. Sie ließen nun zwei Männer holen, welche sie Ilhuidi (Juden) nannten, und von denen sie hofften, daß ich mit ihnen würde reden können. Diese Juden gleichen den Mauren im Aeußern und in der Kleidung sehr. Obgleich sie sich dem Islam in dem Grade anschließen, daß sie die im Koran vorgeschriebenen Gebete öffentlich halten, werden sie doch von den Negern nur wenig geachtet. Die Mauren gestanden selbst, wenn ich auch blos ein Christ sei, so stehe ich doch viel höher, als ein Jude. Sie behaupteten indessen, daß auch ich, gleich den Juden, ihrem Glauben mich fügen und die mohamedanischen Gebete wiederholen müsse, und als ich diese Forderung zu umgehen suchte, indem ich vorschützte, daß ich das Arabische nicht verstehe, erhob sich einer von ihnen, ein Scherif aus Tuab in der großen Wüste, und schwor beim Propheten, daß er mich zur Moschee schleifen lassen werde, wenn ich nicht freiwillig mitgehe. Diese Drohung würde ohne Zweifel auf der Stelle ausgeführt worden sein, wenn mein Wirth sich nicht eingemischt hätte. Er sagte den Mauren, ich sei ein Gast seines Königs und stehe mithin unter dem Schutze desselben, so daß er mich nicht mishandeln lassen dürfe. Er forderte meine Gegner auf, mich an diesem Abend in Ruhe zu lassen, wogegen er ihnen versprach, daß er mich am nächsten Morgen fortschicken werde.

Obgleich das Geschrei der Mauren etwas nachließ, zwangen sie mich doch, nahe bei der Thür der Moschee auf einen erhabenen Sitz zu steigen, damit Jedermann mich sehen könne. Die Menge war nämlich jetzt so zahlreich geworden, daß sie sich nicht länger zurückhalten ließ. Es ging so zu, wie in England bei einer öffentlichen Hinrichtung: Menschen stiegen auf die Häuser und Einer kletterte über den Andern. Ich mußte bis zum Untergang der Sonne auf meinem Sitze bleiben. Endlich führte man mich in eine ziemlich reinliche Hütte, und der Vorsteher bewies mir so viel Rücksicht, daß er den vorliegenden kleinen Hof verschloß, damit Niemand mich belästigen könne. Die Mauren ließen sich durch diese Maßregel jedoch nicht abhalten. Sie kletterten in Menge über die Erdmauer und drangen in den Hof, um, wie sie sagten, zu sehen, wie ich mein Abendgebet halte und Eier esse. In der erstern Beziehung ihre Neugier

zu befriedigen, hielt ich nicht für schicklich, aber ich sagte ihnen, Eier würde ich essen, wenn sie mir welche brächten. Mein Wirth holte auf der Stelle sieben Hühnereier herbei und war sehr erstaunt, als ich mich weigerte, sie roh zu essen. Unter den Negern des Innern herrscht nämlich der allgemeine Glaube, daß die Europäer fast ausschließlich von rohen Eiern leben. Als ich den guten Mann endlich überredet hatte, daß diese Meinung auf einem Irrthum beruhe, und daß ich keine Speise zurückweisen werde, die er mir schicke, ließ er ein Schaf tödten und setzte mir einen Theil davon zum Abendessen vor. Als die Mauren gegen Mitternacht fortgegangen waren, machte er mir einen Besuch und bat mich dringend, daß ich ihm einen Saphi schreiben möge. „Wenn schon der Saphi eines Mauren gut ist," sagte der gastfreundliche Greis, „so muß der eines Weißen unbedingt noch besser sein." Ich schrieb ihm gern ein solches Amulet, welche alle wirksamen Eigenschaften enthielt, die ich hineinzulegen vermochte, da ich das Gebet des Herrn darauf schrieb. Mein Papier war ein dünnes Brettchen, meine Feder bestand aus einem zugespitzten Stück Rohr, und aus etwas Kohle und Gummiwasser bereitete ich mir eine erträgliche Dinte.

Am 25. Juli brach ich in früher Stunde von Sansading auf, ehe die Mauren in Bewegung waren. Abends schlief ich in der kleinen Stadt Sibili, und am nächsten Tage erreichte ich Nyara, eine große, in geringer Entfernung vom Niger gelegene Stadt. Dort rastete ich während des 27. um mein Leinenzeug zu waschen und mein Pferd ausruhen zu lassen. Der Vorsteher besaß ein zweistöckiges sehr bequemes Haus mit einem flachen Dache. Er zeigte mir etwas selbstbereitetes Schießpulver und einen kleinen braunen Affen. Dieses Thier, das an einem Pfosten in der Nähe der Thür festgebunden war, sollte eine sehr große Merkwürdigkeit und aus einem sehr entfernten Lande, dem mein Wirth den Namen Kong gab, hergeführt worden sein.

Am 28. Juli verließ ich Nyara und kam gegen Mittag in Nyami an. Diese Stadt wird hauptsächlich von Fulah aus dem Königreich Massima bewohnt. Der Vorsteher verweigerte mir aus irgend einem Grunde die Aufnahme, war aber doch so höflich, mir seinen Sohn als berittenen Führer mitzugeben.

Mein Ziel war Madibu, das nicht weit entfernt sein sollte. Mein

Führer durchschritt die Wälder fast in gerader Linie, war aber doch sehr vorsichtig, indem er häufig vom Pferde stieg und unter das Gebüsch blickte. Auf meine Frage, weshalb er das thue, erfuhr ich, daß in dieser Gegend viele Löwen wären, welche oft die Reisenden anfielen. Er redete noch, als mein Pferd stutzte, und als ich umherspähte, bemerkte ich ein großes Thier vom Geschlecht der Kameloparden, das unweit von uns stand. Hals und Vorderbeine waren sehr lang, der Kopf war mit zwei kurzen, schwarzen, zurückgebogenen Hörnern geschmückt, der Schwanz, der bis auf das Gelenk der Hinterbeine hinabhing, lief in einen Haarbüschel aus. Die Farbe des Thieres war mausefahl. Als es uns erblickte, trabte es schwerfällig weiter, indem es den Kopf beständig von einer Seite zur andern wendete, um zu sehen, ob wir es verfolgten.

Bald nachher gelangten wir auf eine große Ebene, die bis auf einige zerstreute Gebüsche offen war. Mein Wegweiser war vorausgeritten, warf aber plötzlich sein Pferd herum, und rief mir in der Fulah-Sprache einige Worte zu, welche ich nicht verstand. Als ich ihn in der Mandingo-Sprache fragte, was er meine, antwortete er: „Wara billi billi!" (ein sehr großer Löwe) und winkte mir, die Flucht zu ergreifen. Mit meinem ermüdeten Pferde war keine Schnelligkeit möglich, und wir mußten langsam an dem Busche vorüber reiten, in welchem der Löwe sein sollte. Da ich nichts sah, hielt ich die Sache bereits für einen blinden Lärm, als mein Führer plötzlich voll Angst ausrief: „Suba an allhabi!" (Gott stehe uns bei.) Wie erschrak ich, als ich in geringer Entfernung vor dem Gebüsch einen großen Löwen von rother Farbe erblickte der lang ausgestreckt, mit dem Kopf zwischen den Tatzen dalag! Ich glaubte nicht anders, als daß das Raubthier sofort gegen mich einspringen werde, und zog instinktartig die Füße aus den Steigbügeln um mich auf die Erde werfen und mein Pferd als Opfer preisgeben zu können. Der Löwe mochte jedoch keinen Hunger haben, denn er ließ uns ruhig vorbeireiten, obgleich er uns hätte leicht erreichen können. Unwillkürlich hefteten sich meine Blicke so fest auf den König der Thiere, daß ich meine Augen nicht eher von ihm abzuwenden vermochte, als bis wir eine bedeutende Strecke entfernt waren. Wir machten nun einen weiten Umweg durch eine sumpfige Gegend, um einer zweiten derartigen Begegnung auszuweichen.

Als die Sonne unterging, kamen wir in Madibu an. Dieses aller-

liebste Dorf liegt am Niger, den man von hier aus sowohl gegen Osten als gegen Westen weit überblickt. Die majestätische Breite des Flusses, welche an diesem Punkte viel größer als bei Sego ist, und mehrere grüne Inseln, auf denen friedliche und fleißige Fulah ihr Vieh weiden lassen, das hier die wilden Thiere nicht zu fürchten hat, machen die Gegend zu einer der bezauberndsten, welche ich kenne. Es werden hier unglaublich viele Fische gefangen, wobei man große Netze in derselben Weise benutzt, welche unsere europäischen Fischer beobachten. Auf dem Dache eines Hauses lag der Kopf eines Krokodils, welches von Hirten in einem Sumpf unweit der Stadt getödtet worden war. Diese Thiere sind am Niger sehr häufig scheinen aber doch selten Schaden anzurichten. Der Reisende beachtet sie ungleich weniger als die Moskitos, die sich in solchen Wolken aus den Sümpfen und Flüssen erheben, daß sie selbst den abgestumpften Schwarzen unerträglich werden. Da meine Kleider fast nur noch aus Fetzen bestanden, so war ich gegen die Angriffe dieser Quälgeister schlecht geschützt. In der Nacht ging ich gewöhnlich auf und ab, indem ich mit meinem Hut die Moskitos abwehrte. Ihre Stiche erzeugten an Armen und Füßen viele Blasen, und da ich zugleich keine Ruhe hatte, so wurde ich fieberhaft aufgereizt und kränkelte.

Als mein Wirth am nächsten Morgen (29. Juli) meinen Zustand sah, verjagte er mich aus seinem Hause, gab mir aber doch einen seiner Diener als Führer mit. Trotz meiner Schwäche mußte ich zu Fuß gehen, denn mein Pferd war nicht im Stande, mich zu tragen, und als wir anderthalb Meilen von Madibu auf einen rauhen, lehmigen Boden kamen, stürzte es nieder. Vergeblich, gab ich mir im Verein mit dem Führer alle Mühe es aufzurichten. Ich setzte mich eine Zeitlang nieder, da ich hoffte, daß der abgemagerte Genosse meiner Mühen und Abenteuer wieder zu Kräften kommen werde. Doch das Pferd erholte sich nicht, und ich nahm ihm nun Sattel und Zaum ab und legte einen Haufen Gras vor ihm hin. Als das arme Thier schnaubend dalag, betrachtete ich es mit wahrem Mitgefühl, denn ich konnte den düstern Gedanken nicht unterdrücken, daß auch ich, von Beschwerden und Hunger zu Boden geworfen, in kurzer Zeit eben so enden werde. Mit dieser Ahnung sagte ich dem guten Pferde Lebewohl und ließ mich mit Widerstreben von dem Wegweiser am Fluße hin nach dem kleinen Fischerdorfe Kis führen.

Der Empfang, den ich bei dem Vorsteher, einem maurischen alten Manne fand, war mehr als kalt. Er saß am Thore und ich schilderte ihm meine Lage, indem ich um seinen Schutz bat, worauf er mir gleichgültig antwortete, schöne Redensarten gälten bei ihm wenig, und sein Haus dürfe ich nicht betreten. Er blieb bei dieser Entscheidung, so sehr mein Führer auch für mich bat. Ich wußte nicht, wo ich für meine ermatteten Glieder eine Ruhestätte finden werde, als ein Fischerkahn aus Silla, der in diesem Augenblicke den Fluß hinunterfuhr, mich aus meiner peinlichen Lage befreite. Der Vorsteher winkte dem Fischer und forderte ihn auf, mich mitzunehmen. Nach einigen Bedenklichkeiten willigte der Mann ein, und ich trat in den Kahn, wo ich, außer ihm, seine Frau und seinen Sohn fand. Meinen Führer aus Madibu, der mich hier verließ, bat ich, nach meinem Pferde zu sehen und für es zu sorgen, wenn es noch lebe. Er sagte mir Beides zu.

Eine halbe Stunde unterhalb des Ortes ruderte der Fischer ans Ufer und forderte mich auf, ans Land zu steigen. Er befestigte nun den Kahn, entledigte sich seiner Kleider, tauchte und blieb so lange unter dem Wasser, daß ich ernstlich glaubte, er sei verunglückt, und mich wunderte, wie seine Frau so gleichgültig bleiben könne. Endlich tauchte er hinten am Kahn auf und forderte einen Strick. Mit diesem verschwand er zum zweiten Male, jedoch auf kürzere Zeit, stieg sodann in den Kahn und fing gemeinschaftlich mit seinem Sohn zu ziehen an. Beide brachten einen großen Korb mit zwei schönen Fischen herauf, die der Fischer, nachdem er den Korb wieder ins Wasser gelassen hatte, am Ufer im Grase versteckte. Weiter abwärts wurde ein zweiter Korb mit einem Fische aus dem Wasser gezogen. Der Fischer verließ uns, um seinen Fang in einem nahen Orte zu verkaufen, während seine Frau und sein Sohn mit mir den Fluß hinabfuhren.

Gegen die vierte Stunde erreichten wir Murzan, einen auf dem nördlichen Ufer liegenden Fischerort. Von dort führte man mich über den Fluß nach der großen Stadt Silla, wo ich bis zum Einbruch der Nacht unter einem Baume blieb. Es umringten mich viele Menschen, deren Sprache von der, welche in den anderen Theilen von Bambarra gebräuchlich ist, bedeutend abwich. Je weiter ich nach Osten komme, wurde mir gesagt, desto weniger werde ich mit der Bambarra-Sprache ausreichen,

und gelange ich bis Dschinnie, so werde ich bei der Mehrzahl der Bewohner eine ganz andere Sprache finden, die bei den Negern Dschinnie Kummo und bei den Mauren Kalum Sudan heiße.

Es bedurfte vieler Bitten, ehe der Vorsteher mir erlaubte, in seiner Hütte Schutz gegen den Regen zu suchen. Aber auch dort war der Boden sehr feucht, und ich hatte in der Nacht einen kleinen Fieberanfall. Von Krankheit niedergebeugt, von Hunger und Mühen geschwächt, halbnackt und jedes irgend werthvollen Besitzthums beraubt, mit dem ich mir Lebensmittel hätte eintauschen können, oder das mir Kleider und einen Zufluchtsort zu verschaffen im Stande gewesen wäre, begann ich ernstlich über meine Lage nachzudenken. Bittere Erfahrungen hatten mich überzeugt, daß ich, wenn ich weiter gehen wolle, auf unübersteigliche Hindernisse stoßen werde. Die tropischen Regen hatten mit ihrer gewöhnlichen Heftigkeit begonnen, die Flüsse und Sümpfe waren aller Orten aus ihren Ufern getreten. Einige Tage später hätte ich blos noch zu Wasser weiter reisen können. Was mir von den Kauris noch blieb, die der König von Bambarra mir geschenkt hatte, reichte nicht hin, mir für eine größere Strecke einen Kahn zu miethen, und in einem Lande, wo der Einfluß der Mauren der überwiegende war, von fremder Mildthätigkeit leben zu können, hatte ich wenig Hoffnung. Daß ich mehr und mehr in die Gewalt dieser unversöhnlichen Fanatiker kommen müsse, war mir der schrecklichste Gedanke von allen. Erwog ich die Art, wie ich in Sego und Sansading aufgenommen worden war, so mußte ich fürchten, daß ich mein Leben Preis gebe, wenn ich auch nur bis Dschinnie vordringe, es sei denn, daß irgend ein angesehener Maure sich meiner annehme. Aber welche Mittel besaß ich, mir einen solchen Beschützer zu verschaffen? Starb ich bei diesem Unternehmen, so hatte ich alle meine Opfer nutzlos gebracht, denn meine Entdeckungen gingen mit mir zu Grunde.

Welchen Entschluß ich fassen mochte, überall eröffnete sich mir eine düstere Zukunft. Kehrte ich nach dem Gambia zurück, so hatte ich eine Fußreise von mehr als hundert Meilen durch unbekannte Länder zu machen. Dennoch blieb mir keine andere Wahl, da die Fortsetzung meiner Reise gegen Osten mir den unvermeidlichen Untergang gebracht haben würde. Ich hoffe, meine Leser werden mir Recht geben, daß ich so und nicht anders entschied. Jeden vor dem Verstande zu rechtfertigenden Ver-

such, meine Aufgabe im ausgedehntesten Sinne zu erfüllen, hatte ich gemacht. Wäre mir noch die geringste Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Ausgangs geblieben, so würde ich weder die unvermeidlichen Beschwerden der Reise, noch die Gefahren einer zweiten Gefangenschaft gefürchtet haben. Aber es war die Nothwendigkeit, die mich zur Rückkehr zwang.

Nach einer langen und peinlichen Ungewißheit gelangte ich zu diesem Ergebniß. Ehe ich mich wieder westlich wendete, glaubte ich in Silla bei schwarzen und maurischen Kaufleuten möglichst viele Nachrichten über den weitern Lauf des Nigers gegen Osten und über die angrenzenden Reiche einziehen zu müssen. In den folgenden Zeilen stelle ich die wenigen Nachweise zusammen, welche ich von glaubwürdigen Personen erhielt.

Dschinnie liegt zwei kleine Tagereisen östlich von Silla auf einer Insel des Flusses und hat, wie ich mehrfach hörte, mehr Einwohner als Sego oder irgend eine andere Stadt in Bambarra. Zwei Tagereisen weiter dehnt sich der Niger zu einem weiten See aus, der Dibbie oder das dunkle Wasser genannt wird. Dieser See muß nach allen Erzählungen eine sehr bedeutende Ausdehnung haben, denn wenn man ihn in der Richtung von Osten nach Westen überschifft, so verliert man einen ganzen Tag lang das Land aus den Augen. Der Niger verläßt diesen See in zahlreichen Armen, die sich weiterhin in zwei vereinigen, von denen der eine in nordöstlicher, der andere in östlicher Richtung fließt. Bei Kabra, dem Hafenplatze von Timbuktu, welches ein Tagesreise weit nördlich liegt, vereinigen sich die beiden Arme. Die Gegend zwischen den beiden Flußarmen heißt Zimbala und wird hauptsächlich von Negern bewohnt. Zu Lande rechnet man von Dschinnie bis Timbuktu zwölf Tagereisen.

Elf Tagereisen weiter nähert sich der Niger Haußa, das aber nicht unmittelbar an seinen Ufern liegt. Welchen Lauf der Fluß weiter nimmt und wo er mündet, darüber scheinen die Eingeborenen nichts zu wissen. Bei ihren Handelsreisen gehen sie selten weiter als bis Timbuktu und Haußa, und da sie bei diesen Unternehmungen blos den Gewinn im Auge haben, so beachten sie den Lauf der Flüsse und die geographischen Verhältnisse wenig. Es läßt sich jedoch vermuthen, daß der Niger weit entfernte Völker mit einander verbindet. Alle meine Gewährsmänner versicherten einstimmig, daß man in Timbuktu und Haußa schwarze Händler trifft, welche von Osten kommen und eine Sprache reden, die von der in

Bambarra und in den übrigen Ländern an diesem Theile des Nigers herrschenden ganz verschieden ist. Selbst die schwarzen Händler kennen die Mündung des Flusses nicht, wohl aber schreiben sie ihm eine ungemeine Länge zu, indem sie sagen. „Wir glauben, er strömt bis ans Ende der Welt.“

Die Einwohner von Bambarra kennen die Namen mehrerer Königreiche östlich von Haußa. Man zeigte mir schön gearbeitete Köcher und Pfeile, welche in dem Königreiche Kussina verfertigt werden.

Auf dem Norduser des Nigers und in geringer Entfernung von Silla liegt das Königreich Massina, dessen Bewohner zum Fulah-Stamm gehören. Diese Fulah haben vom König von Bambarra Land zu Lehen, für das sie einen jährlichen Tribut bezahlen, und beschäftigen sich nach der Gewohnheit ihres Volks besonders mit Viehzucht.

Nordöstlich von Massina liegt das Königreich Timbuktu, dieser große Gegenstand europäischer Forschungen. In der That muß die Hauptstadt dieses Reichs das lebhafteste Interesse erwecken, da sie für den ausgedehnten Handel, der zwischen den Mauren und den Negern betrieben wird, einer der hauptsächlichsten Märkte ist. Die Stadt wimmelt von Mauren, welche nicht blos das Streben nach Reichthum, sondern auch der Eifer für die Ausbreitung ihres Glaubens dorthin geführt hat, und die wirklich zahlreiche Bekehrungen bewirkt haben sollen. Der König und sämmtliche angesehene Beamte sind Mohamedaner. Wie man sagt, übertreffen die Bewohner an Strenge der Grundsätze und an Unduldsamkeit alle anderen maurischen Stämme dieser Gegenden. Ein ehrwürdiger schwarzer Greis erzählte mir, als er zum ersten Male nach Timbuktu gekommen und in einer Art von öffentlichem Gasthause abgestiegen sei, habe der Wirth eine Matte auf die Erde ausgebreitet, einen Strick darauf gelegt und gesagt: „Bekennst Du Dich zum Islam, so bist Du mein Freund, und dann soll diese Stätte Dir Ruhe gewähren, bist Du aber ein Kafir, so mache ich Dich zu meinem Sclaven und führe Dich mit diesem Stricke auf den Markt.“ Der jetzige König von Timbuktu heißt Abu-Abrahima und besitzt, wie man allgemein sagt, unermeßliche Reichthümer. Seine Weiber und Beischläferinnen gehen in Seide, und auch die vornehmsten Staatsbeamten leben in Glanz und Prunk. Abgaben bestehen nicht, nur erhebt man von den Waaren, welche in die

Stadt eingeführt werden, einen Zoll, und mit dem Ertrage desselben werden alle Ausgaben der Regierung bestritten.

Die Stadt Haußa*), der Hauptort des ebenso genannten Reichs, welches östlich von Timbuktu liegt, ist ebenfalls ein großer Markt für den maurischen Handel. Ich sprach oft mit Kaufleuten, welche die Stadt besucht hatten, und Alle erklärten, daß deren Größe und Einwohnerzahl Timbuktu übertreffe. Die Regierungsform, die Polizei, der Handel sind dieselben, wie dort, und nur der Unterschied besteht, daß die Neger in Haußa zahlreicher sind und sich durch die Mauren nicht von der Theilnahme an den Staatsgeschäften haben verdrängen lassen.

Ueber das Reich Dschinbala, das einen geringen Umfang hat, konnte ich nicht viel in Erfahrung bringen. Der Boden wird als außerordentlich fruchtbar geschildert, und die Einwohner, die aus Negern bestehen, sollen in grpßem Ueberfluß leben. Am wohlhabendsten sind die Bezirke in der Nähe der Hauptstadt, die für alle Kaufleute, welche Waaren von Timbuktu nach dem Westen führen, ein Rastort ist. Das kleine Reich hat eine Menge von Flüssen und Sümpfen, und diese sind sein Schutz gegen die Mauren, denen noch jeder Versuch, Dschinbala zu unterwerfen, mislungen ist.

Geht man von Dschinbala in südlicher Richtung weiter, so gelangt man zu dem Negerreiche Gotto, das als sehr groß geschildert wird. Früher war es in mehrere kleine Staaten getheilt, von denen jeder seinen König hatte. Der beständige Hader unter diesen Reichen ermuthigte die Nachbarn zu Angriffen. Endlich fand sich unter den Königen ein kluger Mann, Namens Mussih, der unter den verschiedenen Staaten Einigkeit stiftete. Bei einem Kriege gegen Bambarra hielt ganz Gotto zusammen, und die übrigen Fürsten stellten sich für die Dauer des Kampfes unter Mussih's Oberbefehl. Dieser drang rasch in Bambarra ein und ließ gleichzeitig eine Flotte von Kähnen, die mit Lebensmitteln beladen waren, vom Dibbi oder schwarzen See den Niger bis Dschinnie hinauffahren. An demselben Tage trafen das Heer und die Kahnflotte bei

*) In die afrikanische Geographie ist durch die häufige Verwechslung von Städte- und Ländernamen nicht wenig Verwirrung gekommen. Auch Haußa ist keine Stadt, sondern ein Reich. Mungo Park wird Kaschna meinen, dessen Hafenplatz Butn zwölf Stunden weiter südlich am Niger liegt. Der Herausg.

Dschinnie ein. Die Kähne luden nun die Lebensmittel aus und nahmen dafür Krieger ein. Da man in der Stadt von der Nähe des Feindes keine Ahnung hatte, so gelang die Erstürmung noch in derselben Nacht. Der König von Bambarra wurde durch diesen energischen Angriff so in Schrecken gesetzt, daß er Frieden schloß, alles Geraubte zurückerstattete und jährlich einen Tribut, in einer gewissen Zahl von Sclaven bestehend, entrichtete. Mussih kehrte im Triumph in seine Heimath zurück, wo er zum König gewählt wurde und in der nach ihm benannten Hauptstadt (Mussihdu) seinen Wohnsitz nahm.

Westlich von Gotto liegt das Königreich Baedu. Früher unabhängig, wurde es von dem jetzigen König von Bambarra vor sieben Jahren erobert und ist seitdem tributpflichtig geblieben.

Im Westen von Baedu liegt ein Reich, Miniana genannt, dessen Einwohner nach übereinstimmenden Berichten zuverlässiger Leute überaus grausam und wild sind. In ihren Kriegen verschonen sie den wehrlosen und kampfunfähig gewordenen Feind nie und verzehren sogar sein Fleisch. Ich weiß recht gut, daß man Alles, was ein Neger von seinem Feinde sagt, mit Vorsicht aufnehmen muß. Ich habe aber in so vielen Ländern und von so vielen Personen, deren Wahrheitsliebe zu bezweifeln ich nicht die entfernteste Ursache habe, stets dieselben Angaben über Miniana erhalten, daß ich der Sache einigen Glauben schenken muß. Die Einwohner von Bambarra hatten in einem langen und blutigen Kriege Gelegenheit genug gehabt, die Thatsache kennen zu lernen. Daß die Behauptung nicht grundlos sei, scheint mir auch dadurch bewiesen zu werden, daß die Einwohner von Miniana, und nur sie, Madummolo oder Menschenfresser genannt werden. *)

*) Mollien hat ebenfalls von diesen Menschenfressern gehört. Die Sache unterliegt jedoch erheblichem Zweifel, da in Afrika viele Sagen von menschenfressenden Stämmen verbreitet und noch immer als falsch nachgewiesen worden sind. Selbst die Europäer sind im Innern als Kannibalen dargestellt worden! Die Berl. Monatsberichte von 1852 S. 388 fg. bringen eine Zusammenstellung über die Menschenfresser in Inner-Afrika.
Der Herausg.

Anhang des Uebersetzers.

Der Niger und die Nigerreisen.

Der Niger ist Jahrhunderte lang das große afrikanische Räthsel der Geographen gewesen. War bei dem Nil blos die Quelle unbekannt, so wußte man vom Niger weder, wo er entspringe, noch welche allgemeine Richtung er in seinem Laufe nehme, noch wo er münde. Bei Rennell (Anhang zu Mungo Park) kann man nachlesen, wie man den Niger bald für einen Zweigarm des Nils hielt, bald ihn mit dem Senegal oder dem Gambia verwechselte, seine Quelle bald in dem See Maberia, dessen Lage nicht genau bestimmt werden könne, bald weit östlich im Lande Bornu suchte, um ihn nach einem Laufe, der einmal nördlich und dann wieder westlich sein sollte, im Mittelmeer, im Atlantischen Ocean, den capverdischen Inseln gegenüber, münden oder auch in einem Binnensee der Wüste verschwinden zu lassen.

Trotz dieser vielen Widersprüche war der Niger von Reisenden bereits besucht worden. Abgesehen von den Alten (Ptolomäus und Plinius), deren Beschreibungen keinen Zweifel lassen, daß ihnen der Fluß durch ein Vordringen Einzelner bis an seine Ufer bekannt war, hatten zwei Geographen des Mittelalters gewisse Punkte des Flusses persönlich erreicht — der Marokkaner Alfasen und der Berber Ebn Batuta. Der Letztere reiste im Jahre 1352 von Fez nach der Wüstenstadt Teghaza und erreichte im folgenden Jahre den Niger. Er besuchte Dschinnie, Kabara, den Hafenort von Timbuktu, und schiffte in einem kleinen Boote, das aus einem einzigen Baumstamme bestand, den Niger noch weiter abwärts. Alfasen oder Leo Africanus, wie er seit seiner Taufe durch Leo X. gewöhnlich heißt, besuchte Timbuktu und den Niger um das Jahr 1510 zweimal. In seinen Berichten findet sich manches Irrthümliche, aber einzelne seiner Angaben sind durch die neuesten deutschen Reisenden auf eine überraschende Art bestätigt worden. So hat Barth die alte Hauptstadt Gao oder Gogo (auch Garo und Gago geschrieben) wieder gefunden, von der Leo Africanus sagt, daß sie 400 Miglien von Timbuktu liege und sich durch Reichthum wie durch Größe auszeichne, die aber bis auf unsern berühmten Landsmann von keinem Reisenden wieder erwähnt worden ist.

Die Entdeckung von Amerika hatte dem Forschungstrieb inzwischen ganz andere Bahnen angewiesen. Ueberdies konnten die Eifersucht, mit der die Portugiesen ihre Entdeckungen an der Westküste bewachten, und das wüste Treiben, das der Sclavenhandel hervorrief, zu Reisen nicht ermuntern. Erst die Gesellschaft zur Erforschung des innern Afrika, die sich 1788 in England gebildet hatte, munterte zu neuen Unternehmungen auf. Die beiden ersten Reisen, die auf ihren Antrieb unternommen wurden, hatten gar kein Resultat. Ledyard starb schon in Kairo, der zweite Reisende der Gesellschaft, Lucas, der von Tripolis nach dem Gambia vordringen wollte, erreichte nicht einmal Fezzan. Nach diesen beiden wurde der Major Houghton ausgeschickt, dessen trauriges Schicksal uns durch Mungo Park bereits bekannt geworden ist.

Unser muthiger, bescheidener Reisender war der erste Europäer, der den Niger in dessen oberem Laufe sah. Auf seiner zweiten Reise wurde Mungo Park ermordet. Hornemann, der nur bis Murzuk kam, starb am Fieber. Mungo Parks Entdeckungen hatten nun über den wahren Lauf des Nigers insoweit aufgeklärt, daß man seine Mündung südlich im Atlantischen Ocean suchte. Zwei Expeditionen, welche im Jahre 1811 abgingen, sollten darüber Gewißheit geben. Die eine folgte dem von Mungo Park aufgefundenen Wege, die zweite fuhr den Congo hinauf, in dem man den Unterlauf des Nigers vermuthete. Man hoffte, daß beide Reisezüge sich treffen würden. Das konnte natürlich nicht geschehen, und der ganze Erfolg der Unternehmung war gleich Null.

Einen neuen Aufschwung nahmen die Nigerreisen durch die Entdeckungen, zu denen Clapperton und Denham gelangten. Man lernte nun Bornu, den Tschadsee und Haußa genau kennen. Der üble Ruf des afrikanischen Klima's wurde durch diese Reisen abermals bestätigt. Clappertons beide Naturforscher, Dr. Oudney und Dr. Morrison, starben, und er selbst wurde in Sokoto (Sakkatu) so schnell dahingerafft (1827), daß man an eine Vergiftung glaubte. Dieselben traurigen Erfahrungen machte Denham, indem seine beiden jugendlichen Reisegefährten, die Lieutenants Toole und Thyrwit, bald nach ihrer Ankunft in Bornu erlagen. Denham fand, daß die Regenzeit auch auf die Einheimischen verderblich wirke, ja daß sie selbst Thieren, die nicht im Lande geboren worden sind, den Untergang bringe. Er verlor in Bornu nach kurzem Aufenthalt alle seine aus Tripolis mitgebrachten Pferde und Maulesel.

Etwa in dieselbe Zeit mit Denhams und Clappertons Entdeckungen fallen die Reisen des englischen Majors Laing. Er war der erste Europäer, der von Norden her, quer durch die große Sahara, nach Timbuktu gelangte. Wir verdanken ihm die erste astronomische Bestimmung der beiden wichtigen Punkte Ghadamaes und Ensala's, des Hauptorts der großen Oase Tuat. Schon südlich von Tuat von Tuaregs überfallen und so mit Wunden bedeckt, daß er für todt auf dem Platze liegen blieb, wurde er doch so ziemlich wiederhergestellt und verweilte in Timbuktu vier Wochen, bis zum 22. September 1826. Die Eifersucht der Eingeborenen auf die wachsende Macht der Engländer vertrieb ihn von dort, und er wollte nun in westlicher Richtung über Sego an die Küste vordringen. Aber auf dem Wege dahin wurde er von fanatischen Arabern, einem Hauptstamm der Berabisches, die in der Nähe von Timbuktu angesessen sind, eingeholt und, da er zum Islam überzutreten verweigerte, mit seinem Turban erwürgt. Nicht lange nach dieser Schandthat kam René Caillié, der vom Senegal aus nach Timbuktu vorgedrungen war, an der Stelle vorbei, wo Laing sein Leben ausgehaucht hatte.

Von Clappertons zweiter Reise war Niemand als ein Diener, Richard Lander, zurückgekehrt. Dieser Mann, der allerdings weder große Talente, noch Schulbildung besaß, aber dafür mit Unerschrockenheit und einer unerschütterlichen Beharrlichkeit begabt war, brachte die Papiere seines Herrn zurück. Durch diese wurde unsere Kenntniß des Nigers abermals bereichert. Der unglückliche Reisende war von Badagri an der Küste von Oberguinea nach Bussa am Niger und von dort nach Sokoto gegangen. Clapperton und Richard Lander hatten den Niger in Bussa in südlicher Richtung weiterströmen sehen, und dies führte zu der Annahme, daß der Fluß in den Meerbusen von Benin münden müsse. Richard Lander erbot sich, dieses Verhältniß zu erforschen, das, wenn es sich als richtig erwies, einen Weg ins innere Afrika und neue Handelsverbindungen eröffnete. Von der englischen Regierung mit Reisemitteln versehen, begab er sich mit seinem Bruder John, einem gebildeteren, aber auch schwächlicheren Manne, zum zweiten Male nach Badagri und von dort nach Bussa. Nachdem sie in der Stadt und deren Umgegend fast drei Monate geblieben waren, schifften sie sich in einem offenen Boote, durch Regenschirme nothdürftig gegen die Sonne geschützt, auf dem Niger ein. Bald gelangten sie zu einer Stelle, wo der Niger wieder eine

östliche Richtung nimmt, und sahen in der Nähe von Funda die Mündung eines großen Zuflusses. Unterhalb der genannten Stadt wurden sie von Kriegsbooten verfolgt und gefangen genommen. Dieses anscheinend unglückliche Abenteuer hatte die guten Folgen, daß die Reisenden in sicherer Hut zur Mündung des Nigers gelangten und vor dem Schicksale bewahrt wurden, auf ihrem offenen Boote durch einen der vielen Flußarme hülflos ins Meer hinauszutreiben. An der Mündung wurden sie losgekauft und erhielten so ihre Freiheit wieder. Sie selbst gelangten auf dem Mündungsarm, der den Namen Nun führt, ins Meer, und einer ihrer schwarzen Diener, der in seine Heimath zurückkehren wollte, aber in dem Wassernetze des untern Nigerlaufs seinen Weg verfehlte, entdeckte in Folge dieses Zufalls, daß der Neu-Calabar ebenfalls ein Mündungsarm ist.

Die beiden Lander entwarfen so lockende Schilderungen von dem Elfenbein-Reichthum, den sie am Niger wahrgenommen hatten, und von dem industriellen Sinn, der in der Landschaft Nyffi (Nyfe) herrsche, daß Kaufleute von Liverpool sich veranlaßt fühlten, eine Handelsexpedition auszurüsten. Die Vervollkommnung der Dampfschifffahrt schien ein Mittel darzubieten, rasch und sicher auf dem Niger ins Innere einzudringen. Man wählte daher zu der eigentlichen Entdeckungsreise zwei Dampfschiffe, den Quorra und den Alburkah, welcher letztere ganz aus Eisen bestand. Ein Segelschiff, die Colombine, sollte an der Nigermündung Station nehmen und die beiden Dampfer nach Bedürfniß mit Kohlen und Waaren versehen. M'Gregor Laird, der Sohn eines der Liverpooler Kaufleute, von denen die Reise ausging, übernahm mit Richard Lander die Oberleitung. Der Schiffslieutenant Allen schiffte sich im Auftrage der Admiralität mit den besten mathematischen Instrumenten aller Art ein, der Naturforscher Oldfield ging als Arzt mit.

Die noch mangelhafte Kenntniß des Nigers führte gleich im Beginn Widerwärtigkeiten herbei. Die Schiffe trafen in einer Zeit, wo das Wasser bereits im Abnehmen ist, an der Mündung ein, und eines gerieth weiter aufwärts so fest auf den Grund, daß es erst in der Regenzeit des nächsten Jahres (1833) flott gemacht werden konnte. Die Krankheiten, welche sich bald einstellten, wütheten so furchtbar, daß von 47 Mann Besatzung nur 8 am Leben blieben. Laird erkrankte ebenfalls und

kehrte mit der Colombine nach Europa zurück. Richard Lander und Oldfield wurden durch dieses Alles nicht entmuthigt. Oldfield ging mit dem Alburkah noch einmal den Niger hinauf, Lander führte in einem offenen Kahn Güter nach. Jetzt ereilte den muthigen Entdecker der Nigermündung das Fatum der afrikanischen Reisenden. Im Nigerdelta wurde er von den Eingeborenen angegriffen und erhielt eine Schußwunde in den Schenkel, an der er in Fernadopo starb. Nun entsagte Oldfield ferneren Unternehmungen. Am glücklichsten war Allen gewesen, denn er hatte den Niger bis Rabba aufwärts verfolgt und aufgenommen, auch den von Lander unterhalb Funda's bemerkten großen Fluß, in dem jetzt der Tschadda erkannt wurde, zwanzig deutsche Meilen weit aufwärts befahren.

Im J. 1833 wurde in England die Aufhebung der Sclaverei ausgesprochen. Der abscheuliche Menschenhandel an der afrikanischen Westküste dauerte inzwischen fort, und die Ueberwachungsmaßregeln der englischen Regierung vermehrten seine Schrecken noch, indem die Sclavenhändler kleinere, schnellsegelnde Schiffe wählten und sie mit menschlicher Waare vollpfropften, die Verkäufer an der Küste aber, wenn die englischen Kreuzer den Handel auf längere Zeit störten, ihre Sclaven, deren Unterhalt ihnen zu kostspielig wurde, häufig in Masse niedermetzelten. Diesen entsetzlichen Zuständen ließ sich ein Ende machen, wenn man den Königen der Küste den thatsächlichen Beweis lieferte, daß der Austausch ihrer Landeserzeugnisse gegen europäische Waaren für sie vortheilhafter als der Menschenhandel sei, und sie weiter vermochte, in Verträgen der Ausführung von Sclaven zu entsagen. Dieser doppelte Zweck war es hauptsächlich, der im Jahre 1841 eine neue Nigerexpedition hervorrief.

Allen und Trotter waren die Befehlshaber, drei Dampfschiffe — Wilberforce, Albert und Sudan — und ein Lastschiff, die Amelia, wurden mit allem Nöthigen und auch mit manchem Unnöthigen, z. B. mit einem schwerfälligen Ventilationsapparat, versehen. Becroft, der seit länger als zehn Jahren dem ungesunden Klima der Nigermündung getrotzt hatte, schloß sich mit seinem Schiffe, der Aethiope, an. Man lief in den Nun ein, und in den nächsten zwei Wochen blieb der Gesundheitszustand vortrefflich. Wie es scheint, haben die Miasmen der Nigermündung, die wie ein dicker, beklemmender Dampf aus den Manggrovesümpfen aufsteigen und sogar dem Geruchssinn widerlich auffallen, die Eigenthüm-

lichkeit, ihre verderblichen Wirkungen erst nach sechzehn Tagen zu äußern. Diese traurige Erfahrung hatte die Expedition von 1832 gemacht, und auch der von 1841 blieb sie nicht erspart. Der Sudan und der Wilberforce mußten zurückkehren, weil fast ihre ganze Mannschaft krank war, und der Albert, dessen sämmtliche Matrosen arbeitsunfähig geworden waren, würde verloren gewesen sein, wenn Becroft ihn nicht ins Schlepptau genommen hätte. Weniger litt die Amelia, die eine Anzahl von Colonisten an das Nigerufer, der Mündung des Tschadda gegenüber, geführt hatte, wo eine Musterwirtbschaft, zur Belehrung der Schwarzen bestimmt, angelegt werden sollte. Leider ging diese Wirthschaft in Folge der Unordnungen und Leidenschaften der Colonisten und am Klima zu Grunde. Ihr Vorsteher Carr ist im Nigerdelta spurlos verschollen; wahrscheinlich haben die Eingeborenen ihn ermordet. Die Colonisten hat Lieutenant Webb zurück geholt.

Bei dieser Reise verloren dreiundfunfzig Menschen ihr Leben, ohne daß man nur so weit wie früher Lander und Allen vorwärts kam. Nach so vielen traurigen Erfahrungen war zu befürchten, daß man das Klima des untern Nigers für unbedingt tödtlich halten und von ferneren Versuchen der Befahrung des Flusses abstehen werde. Zu rechter Zeit lieferte Becroft den Beweis, daß die große Sterblichkeit der Mannschaften, die man bisher zu beklagen gehabt hatte, keine unvermeidliche Begleiterin jeder Nigerfahrt sei. Becroft gelangte fast ohne Einbuße von Menschenleben über den Endpunkt der ersten Expedition hinaus bis zu den Stromklippen unterhalb Bussa's (1844).

Der mittlere Lauf des Nigers und der wahre Charakter des Tschadda, dieses interessantesten seiner Zuflüsse, blieben nach diesen Reisen noch unbekannt. Diese Lücke ausgefüllt und an die Stelle des tiefen Dunkels, das Jahrhunderte lang über dem „Nil der Schwarzen" lag, das hellste Licht gesetzt zu haben, ist das unsterbliche Verdienst unserer beiden Landsleute Barth und Vogel, deren gleich achtungswerther Genosse, Overweg, seinen Forschungstrieb mit dem Tode bezahlt hat. An dem Tschadsee angelangt, mit dessen Erforschung Overweg sich beschäftigte, verließ Barth am 29. Mai 1851 Kuka, um Adamaua, ein bisher nur dem Namen nach bekanntes Land, zu besuchen. Auf dieser Reise kam er an einen großen, mächtigen Strom, der gegen Westen floß. „Der wichtigste Tag," schreibt er über diese Entdeckung in einer Depesche

an die englische Regierung, „der wichtigste Tag in allen meinen langjährigen afrikanischen Wanderungen war der 18. Juni, an welchem Tage ich den Fluß Benue erreichte, an dem Punkte, wo sich ein anderer Fluß, der Faro, mit ihm vereinigte. Seit ich Europa verlassen, habe ich keinen so großen und mächtigen Strom gesehen, denn der Benue, dessen Name „Mutter der Gewässer“ bedeutet, ist eine halbe englische Meile breit und in der trockenen Jahreszeit neun Fuß tief.“ Der Punkt, wo der Benue und der Faro sich vereinigen, liegt nach Barths Bestimmung unter 8 Grad N. Br. und 13 Grad 5 Min. O. Länge von Greenwich. Vogel hat sich dann später mit dem Benue noch näher beschäftigt, während Overwegs Studien mehr dem Schary gegolten haben.

Für den mittleren Lauf des Nigers mußten bis zum Jahre 1852 vier Reiseberichte von Eingeborenen ausreichen, die von Europäern aufgezeichnet worden waren, aber nur trockene Namen enthielten und überdies nicht für zuverlässig gelten konnten. Da unternahm Barth am Ende des Jahres 1852 das Wagstück, von Kuka nach Timbuktu zu reisen, und setzte es glücklich durch. Der Weg ging durch Wüsten, es wüthete Kriege zwischen den Stämmen, einen ganzen Monat hielt sich die Hitze zwischen 105 Gr. und 108 Gr. F., und doch erreichte Barth ungefährdet und ungeschwächt Sai am Niger. Dort schiffte er über den Fluß und reiste auf dessen rechtem Ufer durch die Landschaften Gurma, Libthako und Dalla, die noch nie der Fuß eines Europäers betreten hatte, nach Timbuktu. Dieser glücklichen Wahl des Weges verdanken wir feste Bestimmungen und zuverlässige Beobachtungen, die sich genau an die von früheren Reisenden gewonnenen Ergebnisse anschließen. Der von Barth erforschte Theil der mittleren Nigerlandschaften grenzt überall an Bezirke, die wir bereits kannten. Im Osten liegt Haußa, über das Clapperton berichtet hat, im Westen die von Caillié und Mungo Park, im Süden die durch Clapperton, Laird, Oldfield und die Gebrüder Lander erforschte Gegend, im Norden endlich Timbuktu, von dem sich Barth durch einen qualvoll verlängerten Aufenthalt die genaueste Kenntniß verschafft hat.

Als die ersten Briefe Barths über den Benue nach Europa gelangten, erklärte A. Petermann, „es sei keinem Zweifel unterworfen, daß dieser neu entdeckte Fluß Benue der obere Lauf des in den Kuorra ab-

fließenden Tschadda-Flusses sein müsse, und daß er, vermöge seiner unzweifelhaften Schiffbarkeit, einen natürlichen Pfad bilde, welcher das große Innere Afrika's der europäischen Civilisation und Gesittung erschließen und zum ersten Male zugänglich machen würde." Derselbe berühmte Geograph brachte zuerst in den englischen Blättern den Plan einer Dampfboot-Expedition in Vorschlag und hatte die Freude, daß M'Gregor Laird, von dessen Theilnahme an einer frühern Nigerexpedition oben die Rede war, den fruchtreichen Gedanken auffaßte und daß das Parlament und die Regierung Gelder anwiesen.

Nach Laird's Angaben wurde ein Dampfschiff für die Reise eigens gebaut. Man benutzte bei der „Plejade" die Schraube, von der man hoffte, daß sich durch sie die wesentlichsten Uebelstände, welche die früheren Nigerreisen gehindert und vorzugsweise zum Fehlschlagen gebracht hatten, beseitigen lassen würden. Wie gewöhnlich wurde die Plejade auch zum Segeln eingerichtet und ihr Bau in der Art ausgeführt, daß ihr Tiefgang, der 6 ½ Fuß betrug, bis auf 5 Fuß verringert werden konnte. Da man große zerlegbare Boote mitnahm, so konnte man noch flachere Wasserstellen beschiffen. Becroft, jetzt ein siebenzigjähriger Mann, sollte den Oberbefehl übernehmen, starb aber, noch ehe die Plejade Fernandopo erreichte. Er wurde durch William Balfour Baikie, einen Arzt und Naturforscher der königlichen Marine, ersetzt. Der deutsche Ethnograph Bleek aus Bonn mußte wegen Kränklichkeit in Fernandopo zurückgelassen werden, doch wurde seine Stelle durch Crowther, einen schwarzen Geistlichen, recht gut ausgefüllt. Im Ganzen befanden sich nur dreizehn Europäer auf dem Schiffe. Der Rest der 66 Köpfe starken Schiffsmannschaft waren Neger verschiedener Stämme, namentlich Krumänner oder Bewohner der Kru-Küste, die sich durch athletische Kraft, Abhärtung und Anhänglichkeit an die Europäer auszeichnen.

Am 8. Juli 1854 segelte die Plejade von Fernandopo nach dem Niger ab. Am 1. Juli beginnen die Gewässer zu steigen und diese Zeit — sie hält 76 Tage an — welche nicht blos die Wassertiefe erhöht, sondern auch die pesthauchenden Sümpfe und Lachen mit frisch strömendem Wasser bedeckt und daher für die gesündeste gilt, wollte man benutzen. Von Fernandopo hin und zurück dauerte die Fahrt 118

Tage, und die europäischen Reisenden waren am 3. Februar 1855, nach achtmonatlicher Abwesenheit, wieder in England. Man beging mehrere, zum Theil unbegreifliche Fehler, versah sich nicht mit guten Werkzeugen zum Holzspalten, wodurch viel Aufenthalt entstand, ließ in Fernandopo die Segel zurück, welche später schmerzlich vermißt wurden, und hatte sich weder mit einer hinreichenden Menge frischen Fleisches (in Blechbüchsen) noch mit geistigen Getränken versehen. Die beiden letzten Unterlassungssünden hatten die Folge, daß die Mannschaft sehr matt wurde und am Scorbut zu leiden anfing. Dennoch verlor die Plejade während ihrer ganzen Fahrt nicht einen Mann durch den Tod. In geographischer Beziehung war das Hauptergebniß die Ermittelung der Identität des Tschadda mit dem Benue. Obgleich die afrikanischen Ortsbestimmungen mit den von Barth angegebenen nicht ganz übereinstimmen, ist dieser Punkt, der wichtigste von allen, über jeden Zweifel hinaus festgestellt worden. Zu allem Ueberfluß hat Vogel, wie er in seinen neuesten, nach Deutschland gelangten Briefen erzählt, einen Punkt besucht, an dem die Plejade nach unzweideutigen Spuren Anker geworfen hatte.

Die übrigen Ergebnisse der letzten Nigerreise hat Baikie in seinem amtlichen Berichte an die englische Regierung in folgende Punkte zusammengefaßt: Die Expedition ist noch 250 englisch-geographische Meilen ($60 = 1^{0}$ des Aequators) über den Punkt hinausgedrungen, welchen Oldfield und Allen im Jahre 1833 auf dem Tschadda erreicht haben, und ist dem Vereinigungspunkte des Benue und des Faro bis auf ungefähr 50 Meilen nahegekommen. Sie hat ermittelt, daß der Fluß zur Regenzeit bis zum Endpunkte der Expedition, und augenscheinlich noch bedeutend weiter hinauf, vollkommen schiffbar ist. Sie hat eine ziemlich genaue Karte des Nigers und des Benue entworfen, das Steigen und Fallen des Wassers beobachtet, viele Aufschlüsse über neu entdeckte Landstriche gegeben und in ethnographischer Hinsicht Manches ermittelt. Die freundliche Gesinnung der Eingeborenen, die sich mit wenigen Ausnahmen überall bewährt hat, ist ein glückverheißendes Anzeichen.

Die neuesten Entdeckungen im Nigerlande, die mit Barth und Overweg's Sendung beginnen, sind die wichtigsten von allen, welche in unseren Tagen stattgefunden haben. Sucht man nach ebenbürtigen geo-

graphischen Ereignissen, so wird der Geist unwillkürlich auf die Zeit geführt, in der die Conquistadoren, Columbus' Spuren folgend, in der neuen Welt von Küste zu Küste, von Reich zu Reich mit dem Kreuz und dem Schwert in der Hand vordrangen. Möchte doch die Entdeckung des neunzehnten Jahrhunderts dem abscheulichen Sclavenwesen der Westküste, das durch die Entdeckung des funfzehnten Jahrhunderts zu einer so furchtbaren Ausdehnung gelangt ist, recht bald ein Ende machen! Durch die Entdeckung des Oberlaufs des Benue ist der eigentliche Eingangsweg in das Innere von Centralafrika gefunden. Unbelästigt von den Beschwerden einer langen Wüstenreise kann man auf einem Dampfschiffe aus dem Golf von Guinea in den Niger einfahren, um an Ländern und Völkern vorbei, die keinen von europäischen Waaren überführten Markt haben, nach sechs Wochen das Herz von Afrika zu erreichen. Das Geheimniß des Nigers ist entdeckt, und dieser sprödeste aller Ströme bietet sich entschleiert unseren Blicken dar.

Sowohl mit seinem Ursprunge, als mit seiner Mündung gehört der Niger Guinea an. Oestlich von Sierra Leona erhebt sich ein Bergzug, der trotz seiner mäßigen Höhenverhältnisse die Wiege einiger der größten, nach den verschiedensten Richtungen strömenden afrikanischen Flüsse ist. Hier entspringt der Comba, einer der bedeutendsten Zuflüsse des Gebagolfes, hier der Gambia, hier der Faleme und der Basing, die vorzüglich den Senegal speisen, und in dieser Gebirgslandschaft des Inneren wird auch der Niger unfern der Quelle des Sale (Rokelle, Sierra-Leona-Fluß) durch die Vereinigung kleinerer Bäche und Flüsse gebildet. Für seinen wahren Quellstrom gilt der Temba oder Timbi (zu deutsch: Wasser), dessen Ursprung in der Nähe von Fallaba, der Hauptstadt des Reichs Sulimana, am Berge Lomo in einer Höhe von 1600 englischen Fuß unter 9 Grad 18 Min. N. Br. aufgefunden worden ist. Richtiger wird es sein, wenn man den Ahmar oder Fluß der Wilden, der unter 7 Grad 54 Min. N. Br. in dem an die Schneegrenze reichenden Berge östlich von Liberia seinen Ursprung nimmt, um sich als mächtigerer und längerer Fluß bei Kowia mit dem Temba zu vereinigen, als den Quellstrom des Nigers betrachtet. Durch Wälder, in denen das rothe Camholz, der afrikanische Mahagoni und der Tikbaum häufig sind und Elephantenheerden weiden, eilt der Niger, durch zahl-

reiche Zuflüsse verstärkt, den Abhang des Gebirgsrandes hinab. Seine Richtung ist eine nordöstliche, und er bleibt ihr bis zum Rande der Sahara treu, um eine Strecke weit die südliche Grenze der unfruchtbaren Gegenden des Nordens zu bilden, dann aber plötzlich eine Wendung gegen Südosten zu machen und endlich mit einer südwestlichen Abbiegung das Meer zu erreichen. Diese eigenthümliche doppelte Richtung seines Laufs hat zu den Irrthümern, die über den Niger verbreitet gewesen sind, nicht wenig beigetragen.

Zwei an Nebenflüssen des obern Nigers gelegene Landschaften, Boure und Kankan, stehen bereits mit den großen Märkten des eigentlichen Nigerlandes in Handelsverkehr. Boure namentlich führt sein außerordentlich reines und hellgelbes Gold, über dessen Gewinnung die Einwohner alle anderen Beschäftigungen vernachlässigen, nach Bambarra. Einem großen Handelsverkehr in europäischer Weise würde der Niger in diesen Gegenden übrigens geringen Nutzen bringen, denn er bewahrt seinen Charakter eines Bergstromes mit pfeilschnellem Lauf bis Dschabbe und hat zwischen Marrabu und Bammaku große Wirbel, welche den kleinen Kähnen der Eingeborenen gefährlich werden. Hinter den Stromschnellen unterhalb Bammaku's wird der Strom ruhiger, und von Sego an, wo Mungo Park ihn so breit wie die Themse bei Westminster fand, wird er vom Handel außerordentlich belebt. Die am Niger gelegenen Orte Bambarra's, Dschabbe, Kulikorro, Yamina u. s. w. sind alle durch den Handel blühend geworden. Der westliche Theil des Nigerlandes und die Sahara sind gegenseitig von einander abhängig. Wie der Bewohner der nördlichen Wüste seine Lebensmittel aus dem Tell der Atlasländer beziehen muß, so befindet sich der des südlichen Saharatheils dem Nigergebiet gegenüber in derselben Nothwendigkeit. Dieses ist seinerseits von den Salzlagern der Wüste abhängig, denn es fehlt dem Nigerlande dergestalt an der unentbehrlichsten aller Würzen, daß man dort einen reichen Mann nicht ausdrucksvoller zu bezeichnen weiß, als wenn man von ihm sagt: „Er kann sich in Salz satt essen.“ In Dore (14 Grad 28 Min. N. Br. und 0 Grad 40 Min. O. Länge), einem äußerlich ungemein elenden, aber lebhaften Handelsorte Libthako's, war bei Barths Anwesenheit das Salz der Sahara der Hauptartikel. Außerdem bringen die Araber dorthin Gold, das aber nicht in Boure, sondern in

den südlichen Bergen in der Nähe des Konggebirges gewonnen wird. Als weitere Handelsartikel erwähnt Barth schöne Esel, breite Baumwollenstreifen, wohlfeile schwarze Hemden und große Gurunüsse, lauter Erzeugnisse des Reichs Mosi (Muschi, Muscher), das an den nördlichsten Ausläufern des Kong und innerhalb der großen Biegung des mittleren Nigers von Dschinnie und Timbuktu liegt. Die Preise der übrigen Waaren giebt Barth nicht an, sechzig Pfund Salz wurden mit 5—6000 Kauris, nach unserm Gelde mit etwa acht Thalern, bezahlt.

Die Flußstrecke von Sego bis Sansading und Silla hat Mungo Park genau beschrieben. Die flachen Ufer, die er meilenweit übersah, zwischen denen der Fluß, weidenreiche Inseln umsäumend, seinen Weg in der Richtung auf die Sahara fortsetzt, verwandeln sich in der Regenzeit in Sümpfe, deren üppiger Pflanzenwuchs zahlreichen wilden Thieren Nahrung und Obdach gewährt. Dschinnie hat in der nassen Zeit ganz den Charakter eines unterägyptischen Nilorts, so vollständig wird es von den ausgetretenen Fluthen umgeben. Das niedrige Gelände gestattet dem Niger, sich in mehrere Arme zu zertheilen. Ehe er den großen, 12—15 Fuß tiefen schwarzen See bildet, empfängt er einen sehr bedeutenden Zufluß, den Bakimma, von dessen beiden Quellströmen einer, der Ualata östlich vom Niger in den Gebirgslandschaften von Guinea, der andere, Bagu oder weißer Fluß genannt, im Kong entspringt, wo auch ein Zufluß des Bakimma, der Kowara Ba, seinen Ursprung hat.

Obgleich der Niger in seinem weitern ganz nach Norden gerichteten Laufe von Dschinnie bis Kabara noch einen großen Strom, den von den Bergen der Oase Ualata herabkommenden Gozen Zair, aufnehmen soll, verringert sich seine Wassermenge während der trockenen Jahreszeit doch außerordentlich. Die Wasserverbindung zwischen Kabara und Timbuktu ist nur vier, höchstens fünf Monate im Jahre möglich, wenn die Regen reichlich fallen. Barth fand den Canal, der diese Verbindung herstellt, noch am Ende der Regenzeit so seicht, daß das Wasser den Bootsleuten nur bis an das Knie reichte. Ob die Abnahme des Wassers so stark sei, daß weiter unterhalb während der trockenen Jahreszeit die Fahrt zu Berg von Jauri bis Timbuktu unmöglich würde, bedarf trotz der Versicherungen der Eingeborenen noch weiterer Aufklärung. Diese Bergfahrt wird wahrscheinlicher durch denselben Grund verhindert, der bei unserer Donau die Entscheidung

giebt — durch das starke Gefäll des Flusses. Wo nämlich der Niger, nachdem er seine große Krümmung gegen Norden vollendet hat, eine südliche Richtung einschlägt, beginnt der Charakter seiner Uferlandschaften sich zu verändern. Gebirge treten an ihn heran, selbst sein Bett mit Klippen besäend, und begleiten ihn auf eine beträchtliche Strecke. Man rechnet von Butu, dem Hafen von Kaschna, bis Jauri zwanzig Tagfahrten, und sechs derselben kommen auf die Flußengen, wo der Schiffer wegen des Ungestüms, mit dem der Fluß die Gebirgsschranke durchbricht, ungleich schneller fortgetrieben wird, als in den freieren und breiteren Theilen des Bettes.

Jenseits Butu's tritt der Niger in die Gegenden ein, die erst durch Barth bekannt geworden sind. Auf seinem östlichen oder linken Ufer empfängt er den Haußafluß, der südöstlich von Katsena etwa unter 10 Grad 20 Min. N. Br. entsteht, bei Wurno den Namen Rima oder Gulbin Rima erhält, weiterhin auch noch die Namen Gulbin Kebbi und Gulbin Sokoto führt und unter dem 14. Breitengrade in den Niger fällt. Auf dem rechten oder westlichen Ufer ist der bedeutendste Zufluß der Sirba, der allgemeiner Sai (Fluß) genannt wird. An der Stelle, wo Barth über denselben setzte, war der Fluß 12 Fuß tief, und der Uebergang mußte, da Boote gänzlich fehlten, mit Hülfe von zusammengebundenen Binsenbündeln bewerkstelligt werden. Von einem andern Wasser, auf dem Barth sich einschiffte, blieb es zweifelhaft, ob es ein Zufluß oder ein Arm des Nigers sei. Dasselbe war ungeachtet seiner Breite und Schönheit viel mit Pflanzen überwachsen und stand mit einer Menge von Canälen in Verbindung, die sich während der Ueberschwemmung bilden und das Land netzförmig durchziehen.

Jauri, bis wohin die Schiffer von Timbuktu segeln, ist zugleich der Ort, von dem Europäer den Niger bis zu seiner Mündung befahren haben. Von Jauri bis Rabba zieht sich von Norden nach Süden eine Gebirgskette, zwischen der der Fluß strömt, und von der er an mehreren Orten, namentlich bei Bussa, quer durchsetzt wird, so daß Klippen und Stromschnellen entstehen. Bei Rabba öffnet sich ein weites und schönes Becken, durch dessen Südgrenze, das Konggebirge, der Niger gezwungen wird, einen großen Bogen gegen Osten zu machen. Ein enges und tiefes Seitenthal, dessen pittoreske Felsenwände eigentlich eine Schlucht

bilden, ermöglicht dem Fluß endlich den Austritt aus dem Binnenlande. In diesem schönen Flußbecken ist der Handelsverkehr ein ungemein lebhafter. Die Landschaft Nyffe liefert die werthvollsten der Waaren, zu deren Verbreitung der Niger benutzt wird. Die Bewohner dieser Landschaft gehören zu den gewerbfleißigsten Afrikanern und imponirten selbst einem Engländer (Oldfield) so sehr, daß er ihre hauptsächlichste Gewerbstadt, Zagoschie, das afrikanische Manchester nannte. Sie spinnen und weben die Baumwolle mit einer Meisterschaft, welche an europäische Fabriken erinnert. Ihre Gewänder (Turbans und Toben) und ihre Gesichtsbinden werden weit und breit gesucht. Dagegen zeichnet sich Kano, wohin viele der Nyffe-Stoffe gehen, durch seine Fertigkeit im Färben aus.

Der größte Zufluß des Nigers auf dieser Strecke, der wichtigste und interessanteste, den er auf seinem ganzen Laufe empfängt, ist der Tschadda, den wir jetzt richt richtiger Benue nennen. Den Namen Tschadda scheinen die ersten Reisenden dem Flusse willkürlich beigelegt zu haben, da sie von der Annahme ausgingen, daß er aus dem ihnen bereits bekannten Tschadsee komme. Sie waren zu dieser Annahme berechtigt, denn die Einwohner behaupteten wiederholt eine Verbindung zwischen dem Strome und dem großen centralafrikanischen Binnensee. Die beiden Lander, Oldfield und Allen, der deutsche Glaubensbote Schön, berichteten übereinstimmend auf die Autorität der Uferbewohner hin, daß man zu Wasser auf dem Tschadda nach Bornu und zum Tschadsee gelangen könne, und gegen Schön erboten sich sogar Schwarze, sein Boot dahin zu führen. Gegenwärtig wissen wir, daß der Tschadda kein Abfluß des See's ist, nach dem man ihn benannt hat, und daß der Schary, mit dem man ihn verwechselt haben könnte, kein Ausfluß, sondern ein Zufluß des großen Tschad ist. Möglich wäre es jedoch, daß zwischen dem oberen Schary und dem Benue in der Regenzeit eine periodische Verbindung stattfinde. Vogel hält das obere Musgo, wo er tertiäre Kalkablagerungen mit Süßwasser-Muscheln gefunden hat, für den Boden eines ungeheuren Süßwassersee's, von dem der jetzige Tschad einen verhältnißmäßig kleinen Theil bilde. Die Ebenheit dieser Landschaft ruft die sonderbare Erscheinung hervor, daß unzählige seichte Wasserpfühle entstehen, welche in der Regenzeit mit einander in Verbindung stehen und Bäche vom trägsten Lauf darstellen Einige der letzteren können in dieser Zeit Boote

tragen. Auch die in dieser flachen Gegend liegende Wasserscheide zwischen dem Schary und dem Benue ist so niedrig, daß Overwegs Bemerkung, „bei der eigenthümlichen Natur des Landes, seiner Flachheit und ebenen Beschaffenheit, so wie bei der großen, in der Regenzeit herabfallenden Wassermasse wäre es nicht auffallend, wenn zwischen beiden Becken eine wirkliche, jedoch nur vielleicht für kleine Boote nutzbare Wasserverbindung periodisch stattfände," keine unwahrscheinliche Annahme enthält. Von dem Senegal und Gambia kennen wir eine solche periodische Verbindung, die sogar schon im Berglande stattfindet. Ein Sumpf, der an der Grenze von Futa Toro und Bondu liegt, entsendet in der Regenzeit einen Theil seiner überfließenden Gewässer zum Gambia, einen andern zum Senegal.

Bei Iddah, von wo der Niger in der majestätischen Breite von 8200 Fuß in gerade südlicher Richtung nach Ebo strömt, wird die Uferlandschaft freier. Die Stadt ist für den Schiffer noch etwa achtzig deutsche Meilen von der Mündung entfernt. Ihre Märkte sind stark besucht, und sie selbst bereitet lebhaft gefärbte, aber rohe Baumwollenzeuge, Leder, Pferdegebisse, Stallgeräth und Waffen, die wegen der Güte des dortigen, mit Holzkohle geglühten Eisens sehr geschätzt werden.

Ebo, eine Stadt von einiger Bedeutung, liegt am Eingange des Mündungslandes, das seine Entstehung den Ablagerungen des Nigers verdankt. In der Nähe gabelt sich der Fluß zum ersten Male und diese Theilung seiner Arme setzt sich immer fort, wobei Verbindungscanäle von einem Ast zum andern führen, so daß ein hundertfach durchflossenes Delta entsteht. Die hydrographischen Verhältnisse dieses Fluß- und Canalnetzes harren noch einer genauen Erforschung. Namentlich ist noch zu ermitteln, ob nicht mehrere der angeblichen Nigermündungen selbständigen Flüssen angehören. Der Benin scheint die westlichste, der Bonnyfluß die östlichste Mündung zu sein. Von diesen beiden Mündungsströmen ist nur der Benin für die Schifffahrt zu benutzen, denn der Bonnyfluß breitet sein Wasser zu weit aus und soll außer der Regenzeit meistens ganz trocken liegen. Der mittlere Nigerarm, den wir den Nun nennen, ist der für den Verkehr wichtigste. Am Cap Nun mündend, wird er von einer Sandbarre verschlossen, über die man nur mit Hochwasser gelangen kann, und sein Fahrwasser ist an einer Stelle, im sogenannten

Ludwigscanal, so schmal, daß ein Schiff auf ihm kaum wenden kann. Riesenhafte Adonsonien, Wollbäume und Oelpalmen, durch zahllose Schlingpflanzen mit einander verbunden, bedecken die höherliegenden Theile des Mündungslandes. Die Bevölkerung ist ein elendes, auch geistig verkommenes und durch den Verkehr mit den Europäern noch mehr verdorbenes Geschlecht von siechem Ansehen, und wird viel von Hautkrankheiten heimgesucht.

Die ethnographischen Verhältnisse des Nigerlandes können nur oberflächlich berührt werden, da Barth, der in Burno sorgfältige geschichtliche Studien gemacht hat, mit seinem Reisebericht noch im Rückstande ist. Auch das Ergebniß der ethnologischen Forschungen Crowthers, des schwarzen Schiffsgeistlichen der Plejade, ist noch abzuwarten. Seit Mungo Parks Reise sind bedeutende Veränderungen eingetreten. Unsere alten Freunde, die Fulah, die wir aus den Berichten des wackern Mannes als ein Hirtenvolk kennen, sind als gewaltige Eroberer aufgetreten. Sie sind es, die unter ihrem Sudannamen Fellata oder Fellan in den Berichten der neuesten Nigerreisenden so oft erwähnt werden. Im Anfange dieses Jahrhunderts wurden sie von einem ihrer Priester, Fodie oder Danfodie, fanatisirt zum Kriege wider die Heiden. Sie folgten diesem Rufe willig, denn der Koran sagt: „Das Paradies liegt unter dem Schatten der Schwerter, und wer als heiliger Blutzeuge in der Schlacht stirbt, dessen Wunden werden am Tage des Gerichts funkeln wie Rubinen und duften wie Moschus.“ Ein Fellata-Sultan Bello, den Clapperton und Denham den Napoleon Centralafrika's nennen, breitete die Herrschaft seines Volks im Nigerthale weit aus. Timbuktu war die nördlichste Eroberung der Fellan, im Süden sollen sie bis in die Nähe von Iddah vorgedrungen sein.

Diese mächtige Bewegung der Fellan dauert noch heute fort. Ihr Ergebniß sind blutige Kämpfe, welche die Verwüstung der schönsten Länder Centralafrika's in ihrem Gefolge haben. Als die Plejade den Benue befuhr, war das rechte oder nördliche Ufer verödet, da die Bewohner, um den Einfällen der Fellan zu entgehen, auf die südliche Seite des Flusses geflüchtet waren. Ein fester Zustand, eine tüchtige Staatenbildung, die zu Ruhe und Ordnung führen müßte, kann durch diese Kämpfe nicht entstehen. Die Fellan, die noch immer die stärkere Partei sind, wenn

ihr Aufschwung auch matter geworden ist, denken nur an Sclavenjagden und befestigen ihre Eroberungen nirgends. Vorwiegend ein Reitervolk, haben sie die gebirgigen und waldigen Gegenden nicht unterwerfen können, und um diese unabhängigen Völkerinseln ihres Gebiets wogt ein unablässiger, entscheidungsloser Kampf. Von den Tuariks ließe sich am ersten erwarten, daß sie der Fellan-Herrschaft ein Ende machen könnten.

Von den verschiedenen Völkerschaften, die an den Ufern des Nigers wohnen, rührt die verwirrende Mannigfaltigkeit seiner Namen her. Die weniger bekannten Bezeichnungen, die er empfängt, sind Majo, Issa (in Barths Briefen Ischa geschrieben) und Gulbin. Nach den eben so gelehrten als scharfsinnigen Erörterungen unsers ausgezeichneten Geographen Gumprecht (Zeitschrift für allgemeine Erdkunde, III. 68. V. 106 u. a. a. O.) sind alle diese Namen, wie auch die anderen, welche der Niger bei seinen Anwohnern führt, mit „Wasser" gleichbedeutend. Daß namentlich Gulbi oder Gulbin nichts Anderes bedeutet, wird durch die häufige Wiederkehr dieses Wortes als Zusatz zu Flußnamen, z. B. Gulbi Rima, Gulbi Raba, Gulbi Kebbi, Gulbi Sokoto, Gulbi Gindi, Gulbi Zoma, außer Zweifel gestellt. Mit Gulbi mag der Name Joliba oder Dscholiba in Verbindung stehen, der nach Mungo Parks Reise in Europa fast allgemein für den Niger aufkam, oder er ist eine Zusammensetzung der Mandingowörter Dscki (Wasser) und Ba (groß). Durch Clapperton wurde bekannt, daß der mittlere und untere Niger Quorra heißt. In der Haußasprache, die eine große Verbreitung hat, ist das Wort für Fluß Korama, und Quorra wird eine Corrumpirung desselben sein.

In einem einzigen Orte, zu Igbegbe am linken Benue-Ufer, hörte Crowther nicht weniger als sieben Sprachen. Eine vorwiegende Sprache — es ist die Haußa-Sprache — giebt es am Niger, eine herrschende nicht. Ebenso existirt bis jetzt kein ununterbrochener Handel, der von dem Punkte, wo der Niger schiffbar wird, bis zu der Mündung seine Verbindungsfäden zöge. Die Bewohner der mittlern Landschaft oberhalb Sai hörten von Barth zum ersten Male, daß ihr Fluß in Gegenden, die gegen Mittag lägen, seine Wellen mit dem Meere vermische. In nicht ferner Zeit wird ein ununterbrochener Verkehr bestehen. Neunundfunfzig Jahre liegen zwischen Mungo Parks Rückkehr und der Fahrt der Ple-

jade. Ueberblickt man die geographischen Resultate, die in dieser Spanne Zeit gewonnen worden sind, so erscheint die Hoffnung nicht sanguinisch, daß nach abermals einem halben Jahrhundert der Niger von Sego bis zum Cap Nun vom europäischen Handel belebt sein werde. Die Thür zu ihm ist geöffnet, und bis jetzt hat der Unternehmungs- und Handelsgeist der Völker unseres Erdtheils noch keinen Zugang zu fremden Ländern unbenutzt gelassen.

Siebzehntes Kapitel.

Mungo Park wendet sich gegen Westen zurück. — Ankunft in Madibu. — Regen und Ueberschwemmung. — Nachstellungen des Königs von Bambarra. — Weiterreise an den Ufern des Flusses. — Eine afrikanische Belagerung. — Uebergang über den Fluß Frina und Ankunft in Taffara.

Nachdem ich aus den Gründen, die ich im vorigen Kapitel erörterte, den Entschluß gefaßt hatte, nicht weiter östlich als bis Silla zu gehen, benachrichtigte ich den Vorsteher von meiner Absicht, nach Sego zurückzukehren und dabei dem südlichen Ufer des Flusses zu folgen. Ich hörte nun, daß es wegen der zahllosen Flüsse und Sümpfe, die es auf jener Seite gebe, unmöglich sei, einen andern Weg als den am nördlichen Ufer hinführenden einzuschlagen. Selbst diese Straße, setzte der Vorsteher hinzu, werde durch den austretenden Fluß bald ungangbar gemacht werden. Uebrigens billigte er meinen Entschluß, nach Westen umzukehren, und bestimmte mehrere Fischer, mich nach Murzan zu führen. Ich fuhr also am 30. Juli gegen Acht Uhr Morgens in einem Kahne ab und stieg etwa eine Stunde später in Murzan aus. Dort miethete ich für sechzig Kauris ein anderes Fahrzeug, mit dem ich am Nachmittag Kih erreichte. Der dortige Vorsteher erlaubte mir für vierzig Kauris, in der Hütte eines seiner Sclaven zu schlafen. Als dieser arme Neger sah, daß ich litt und daß meine Kleider sehr zerrissen waren, lieh er mir mitleidig ein großes Tuch, damit ich in der Nacht eine Decke habe.

Am 31. Juli reiste der Bruder des Vorstehers nach Madibu, und ich begleitete ihn um so lieber, als es keine gebahnte Straße gab. Er versprach mir, meinen Sattel zu tragen, den ich, als mein Pferd im

Walde zurückgeblieben war, in Kih gelassen hatte, und mit dem ich jetzt dem König von Bambarra ein Geschenk machen wollte.

Gegen Acht Uhr verließen wir den Ort. Etwa eine halbe Stunde weiter westlich bemerkte ich am Ufer des Flusses eine große Anzahl irdener Töpfe, welche pyramidenförmig einer auf dem andern standen. Sie waren sehr geschickt gearbeitet, hatten aber keine Glasur. Augenscheinlich gehörten sie zu der Art von Töpfergeschirr, das man in Dauni, einer westlich von Timbuktu gelegenen Stadt, verfertigt und in verschiedenen Theilen von Bambarra mit großem Nutzen verkauft. Als wir uns den Töpfen näherten, riß mein Reisegefährte ein starke Handvoll Gras aus und warf es über das Geschirr, indem er mich aufforderte, seinem Beispiel zu folgen. Ich that es, und er sagte mir nun mit sehr ernster Miene, diese Töpfe gehörten irgend einem übernatürlichen Wesen und man habe sie vor etwa zwei Jahren in der Stellung, die ich jetzt sehe, gefunden; da Niemand sie zurückfordere, so werfe jeder vorübergehende Reisende etwas Gras oder einen Baumzweig auf die Töpfe, um sie gegen den Regen zu schützen.

In freundschaftlichem Gespräch verfolgten wir unsern Weg, bis wir unglücklicherweise in dem weichen Erdreich am Ufer des Flusses die noch frische Spur eines Löwen bemerkten. Mein Begleiter schritt nun mit mehr Vorsicht weiter und forderte, als er bei einem dichten Gebüsch ankam, daß ich vorausgehen solle. Ich lehnte diese Zumuthung ab, da ich den Weg nicht kenne. Er beharrte jedoch auf seinem Verlangen, stieß drohende und beleidigende Worte aus, warf meinen Sattel zur Erde und ging davon. Ich war in nicht geringer Verlegenheit, schon wegen des Sattels, den ich nach einigem Besinnen aufzugeben beschloß, da ich doch keine Hoffnung hatte, mir wieder ein Pferd zu verschaffen. Ich nahm also den Gurt und die Steigbügel ab und schleuderte den Sattel in den Fluß. Kaum war dies geschehen, als der Neger eilig aus dem Gebüsch, wo er sich versteckt hatte, hervorkam, in den Fluß sprang, den Sattel mit Hülfe seiner Lanze an sich heranzog und mit seiner Beute die Flucht ergriff. Anfangs setzte ich meinen Weg am Ufer fort, aber da der Wald sehr dicht wurde und ich vermuthen mußte, daß ein Löwe in der Nähe sei, so gerieth ich in Furcht und machte einen weiten Umweg, um das Thier zu vermeiden.

Gegen Vier Uhr Nachmittags erreichte ich Madibu, wo ich meinen Sattel vorfand. Der Führer, der vor mir angekommen war, hatte Furcht bekommen, daß ich den König von seinem Benehmen benachrichtigen werde, und meinen Sattel in einen Kahn getragen.

Während ich mit dem Vorsteher sprach und gegen den Neger, der mich verlassen hatte, Klage führte, hörte ich in einer Hütte ein Pferd wiehern. Der Vorsteher fragte mich lächelnd, ob ich wisse, wer da mit mir rede? Er theilte mir nun mit, daß mein Pferd noch lebe und wieder etwas zu Kräften gekommen sei. Ich müsse es jedoch sogleich mit mir nehmen, setzte er hinzu, denn länger wolle er sich mit dem Thiere nicht befassen. Einst habe er das Pferd eines Mauren vier Monate beherbergt, und durch reichliches Futter und gute Pflege ganz hergestellt. Als der Eigenthümer nach Verlauf dieser Zeit zurückgekommen sei, habe er sein ausgefüttertes Pferd mit sich genommen, ohne ihm für alle seine Mühen und Kosten die geringste Entschädigung zu gewähren.

Am 1. August verließ ich Madibu, indem ich mein Pferd vor mir hertrieb, und kam Nachmittags in Niami an. Da es drei Tage lang so in Strömen regnete, daß Niemand aus der Thür hinauszutreten wagte, so mußte ich während dieser Zeit nothgedrungen rasten.

Als ich am 5. August den Ort endlich verließ, war die ganze Gegend überschwemmt. Mehrmals war ich in Gefahr, vom Wege abzukommen, und oft mußte ich, wenn ich durch Wiesen ging, stundenlang bis ans Knie im Wasser waten. Selbst die Kornfelder, die man doch an den trockensten Stellen anzulegen pflegt, standen so unter Wasser, daß mein Pferd zweimal im Schlamm stecken blieb und nur mit der größten Mühe befreit werden konnte.

Am Abend fand ich in Nyara bei dem Vorsteher eine freundliche Aufnahme. Am nächsten Tage regnete es wieder mit Heftigkeit, und ich mußte meine Abreise bis zum nächsten Morgen verschieben. Die Ueberschwemmung hatte nun eine solche Höhe erreicht, daß die Straße an vielen Stellen fast ungangbar geworden war, und ich mehr als einmal bis an den Hals versank. Endlich erreichte ich doch ein kleines Dorf, Nemabu genannt, wo mir einige Fulah für hundert Kauris Milch für mich selbst und eine Menge Mais für mein Pferd lieferten.

Die bösen Erfahrungen der letzten Tage machten es mir dringend

wünschenswerth, einen Führer zu erhalten. Verweilen konnte ich an diesem Orte nicht, denn nach Allem, was ich hörte, mußte das Land in wenigen Tagen so hoch überschwemmt sein, daß an kein Fortkommen zu denken war. Ich bot zuletzt für einen Wegweiser zweihundert Kauris, und doch fand sich Niemand. Der Zufall fügte es so, daß am nächsten Tage (9. August) ein Maure mit seiner Frau ankam. Beide ritten auf Ochsen und wollten Salz nach Sego führen. Ich pries mich glücklich, daß sie einwilligten, mich mitzunehmen, fand aber bald, daß diese Leute den Weg so wenig wie ich selbst kannten. Der Sand ist das Element der Mauren, und im Wasser spielen sie eine traurige Rolle. Die Frau, die unsern Zug eröffnete, dachte nicht daran, den Boden zu prüfen, sondern ritt unbekümmert mitten in das Wasser hinein. Sie hatte noch nicht zweihundert Schritte zurückgelegt, als ihr Ochse in ein tiefes Loch stürzte und sowohl sie als die Ladung in das Schilf warf. Ihr Mann erschrak darüber so sehr, daß er wie versteinert auf seinem Thiere sitzen blieb, und seine Frau war halb ertrunken, als er ihr endlich Hülfe brachte.

Die Sonne ging eben unter, als wir in Sibiti ankamen. Der dortige Vorsteher empfing mich mit Kälte und verweigerte mir einen Wegweiser nach Sansading. „Meine Leute haben mehr zu thun," war seine kurze Antwort. Mein Nachtlager erhielt ich in einer alten Hütte, deren Feuchtigkeit eines Theils unangenehm war, andern Theils mit Gefahren drohte. Wenn nämlich die Wände dieser Hütten viel Regen eingesogen haben, so werden sie in diesem durchweichten Zustande zu schwach, die Last des Daches zu tragen. Sie stürzen dann häufig ein, und dies mußte ich für mein trauriges Obdach um so mehr befürchten, als ich in der Nacht drei Wohnungen einfallen hörte. Als ich am Morgen ausging, um etwas Gras für mein Pferd zu holen, zählte ich vierzehn Trümmerhaufen, die in der jetzigen Regenzeit auf diese Art entstanden waren.

An diesem Tage war meine Lage eine traurige. Der strömende Regen hielt mich fest, und der Vorsteher weigerte sich, mir Lebensmittel zu verkaufen. Etwas Mais erhielt ich indessen, und diesen theilte ich mit meinem Pferde.

Wegen des wahrhaft abscheulichen Wetters würde ich auch noch den nächsten Tag geblieben sein, wenn der Vorsteher mich nicht fortgewiesen hätte. Was ich von Leuten hörte, die mich in Sibiti besuchten, erklärte mir das feindliche Benehmen des Mannes. Man wußte, daß Mansong

mich nicht habe sehen wollen, so daß kein Vorsteher verpflichtet war, mir Gastfreundschaft zu gewähren. Ueberdies war ein Gerücht verbreitet worden, daß ich als Späher in Bambarra umherreise, und fand allgemeinen Glauben. Diese Nachrichten, die ich stets wiederholen hörte, machten mich wegen meiner Aufnahme in Sansading nicht wenig besorgt. Ich konnte den Ort jedoch nicht umgehen, und so brach ich am 4. August auf und traf in Sansading kurz vor Einbruch der Nacht ein.

Meine Befürchtungen gingen vollständig in Erfüllung. Jedermann wich mir aus, und selbst Cauntl Mamadi, der mir bei meinem letzten Besuche so viel Freundlichkeit bewiesen hatte, beachtete mich bei meiner Ankunft kaum. Er wies mich von meiner Thür allerdings nicht fort, ließ mich aber bald durch einen Diener benachrichtigen, daß von Sego sehr nachtheilige Gerüchte über meine Person nach Sansading gedrungen seien, und daß er mich daher bitten müsse, sein Haus morgen in aller Frühe zu verlassen. Daß er selbst es mit mir noch immer gut meinte, zeigte er am Abend. Er besuchte mich nämlich in der zehnten Stunde heimlich und sagte mir: „Mansong will Dich gefangennehmen lassen und hat zu diesem Zweck einen Kahn nach Dschinnie geschickt. Willst Du glücklich nach dem Westen zurückkommen, so verlaß Sansading vor Aufgang der Sonne und vermeide es, in Diggani oder irgend einer andern Stadt nahe bei Sego zu verweilen."

Natürlich folgte ich diesem Rath. Als ich am Nachmittag vor Kabba anlangte, staunte ich nicht wenig, vor dem Thore eine Menge Menschen zu sehen. Einer derselben lief mir entgegen, ergriff mein Pferd beim Zügel, führte mich um die Mauern der Stadt herum und zeigte nach Westen, indem er mir sagte, daß ich das Schlimmste zu befürchten habe, wenn ich nicht jene Richtung einschlage. Ich stellte vor, wie leicht ich in den Wäldern von der Nacht überfallen werden könne, und daß ich dann allen Unbilden des Wetters wie den Anfällen der wilden Thiere ausgesetzt sein werde. „Schnell fort mit Dir!" war die ganze Antwort, und da inzwischen mehrere andere Leute herbei kamen und mir eben so ernste wie dringende Vorstellungen machten, so begann ich zu muthmaßen, daß Boten des Königs, die mich verhaften sollten, in der Stadt seien, und daß die guten Neger blos deshalb mich um die Stadt herumführten, damit ich nicht verhaftet werde.

Voll Besorgniß, daß ich die Nacht auf den Zweigen eines Baumes werde zubringen müssen, schlug ich den Weg nach Sego ein. Drei Viertelmeilen weiter kam ich zu einem kleinen Dorfe unfern der Straße, dessen Vorsteher am Thor Holzstäbe spaltete. Dieser Mann verweigerte mir die Aufnahme, und als ich dennoch in den Ort zu reiten versuchte, sprang er auf und drohte, daß er mich mit einem der Stäbe, die er eben gemacht hatte, vom Pferde schlagen werde, wenn ich nicht augenblicklich umkehre.

In der Nähe dieses Dorfes bemerkte ich ein zweites, weiter im Felde liegendes. Da es von der besuchten Straße abseits lag, so hoffte ich, daß die Einwohner gastfreundlicher sein würden, wanderte durch die Kornfelder und setzte mich in der Nähe der Häuser an einem Brunnen nieder. Bald kamen zwei oder drei Frauen, um Wasser zu schöpfen, und sahen nicht so bald, daß ich ein Fremder sei, als sie mich fragten, wohin ich gehe? Ich antwortete, Sego sei meine Bestimmung; die Nacht habe mich überfallen, ich wünsche, in ihrem Dorfe zu bleiben, und bitte sie daher, daß sie sich beim Vorsteher für meine Aufnahme verwenden möchten. Die Frauen gingen, und bald nachher ließ der Vorsteher mir sagen, daß er mir ein Nachtlager angewiesen habe. Es war eine Hütte, in der eine Dörre stand, auf welcher die Nüsse des Schihbaumes gedörrt wurden. Zu diesem Zwecke wurde unter dem Gerüst, das etwa eine halbe Wagenladung dieser Früchte fassen mochte, beständig ein helles Holzfeuer unterhalten. Dieses Verfahren macht die Nüsse in drei Tagen zum Stampfen und Kochen fertig. Die auf diese Art bereitete Butter soll besser sein, als wenn man die Früchte einfach an der Sonne trocknen läßt. In der Regenzeit verdient die Dörre gewiß den Vorzug, weil die Sonne dann langsamer und schwächer wirkt.

Am 13. August kam ich in der zehnten Morgenstunde in ein kleines Dorf, das nur eine halbe Stunde von Sego entfernt liegt. Alle meine Bemühungen, mir Lebensmittel zu verschaffen, waren fruchtlos. Alle Menschen wichen mir aus, und dieses Betragen wie die Blicke, die man auf mich warf, sagten mir verständlich, daß sehr ungünstige Berichte über mich im Umlauf sein müßten. Ich hörte hier wieder, daß Mansong Leute ausgeschickt habe, die mich verhaften sollten, und der Sohn des Vorstehers drang in mich, keine Zeit zu verlieren, wenn ich die Grenze von Bambarra ungefährdet zu erreichen wünsche. Die Gefahren

meiner Lage und die Nothwendigkeit, Sego zu umgehen, wurden mir immer deutlicher. Ohne Verzug bestieg ich mein Pferd und ritt so schnell als dasselbe ausschreiten konnte, auf dem Wege nach Diggani fort, bis ich den Landleuten aus dem Gesicht war, worauf ich mich durch Sümpfe und üppige Wiesen gegen Westen wendete.

Gegen Mittag machte ich unter einem Baume Halt, um meine Lage zu überdenken und einen Entschluß zu fassen. Daß die Mauren und die Slatis dem König Argwohn eingeflößt hatten und daß man mich suche, um mich als Gefangenen nach Sego zu führen, darüber konnte ich nach allen Vorgängen der letzten Tage nicht in Zweifel sein. Welche Richtung sollte ich nun einschlagen? Zuerst kam mir der Gedanke, mit meinem Pferde durch den Niger zu schwimmen und gegen Süden bis zum Cap Coast vorzudringen. Dieser Plan zeigte sich bei näherer Betrachtung als unausführbar. Ich hatte bis Kong zehn Tagereisen zu machen und mußte dann durch ein großes Gebiet reisen, bewohnt von verschiedenen Stämmen und Völkern, deren Sitten und Sprachen mir gänzlich unbekannt waren. Diesen Plan gab ich daher auf. Ich glaubte dem Zweck meiner Sendung besser zu entsprechen, wenn ich in westlicher Richtung am Niger fortreise und mich überzeuge, wie weit aufwärts der Fluß schiffbar sei. Nachdem ich diesen Entschluß gefaßt hatte, brach ich auf und erreichte Abends, als die Sonne noch am Himmel stand, ein von Fulah bewohntes Dorf, Namens Subu, wo ich für zweihundert Kauris ein Nachtlager erhielt.

Am 14. August durchreiste ich, immer dem Ufer des Nigers folgend, ein gut bebautes und stark bevölkertes Land. Die erste Stadt, durch die ich kam, hieß Kamalia*), und um Mittag sah ich eine zweite größere Stadt, Sami genannt, wo eben ein Markt gehalten wurde. Ich ritt mitten durch das Getümmel der Menschen, die auf einem freien Platze um Korn, Vieh, Zeuge und andere Sachen handelten, und wurde kaum bemerkt. Wahrscheinlich hielt man mich für einen Mauren. In Binni, einem kleinen Dorfe, erkaufte ich mir von dem Sohn des Vorstehers für hundert Kauris die Erlaubniß, bei ihm zu übernachten. Als

*) Weiter unten werde ich von einer andern Stadt desselben Namens sprechen. Mungo Park.

aber der Vater heimkehrte, wies er mich barsch aus seiner Hütte fort und ohne die Bitten seiner Frau würde ich die Nacht unter freiem Himmel haben zubringen müssen.

Die große Stadt Sai, durch die ich am folgenden Morgen um Neun Uhr ritt, nahm meine Neugier in hohem Grade in Anspruch. Rings um die Stadtmauern ziehen sich in einer Entfernung von ungefähr zweihundert Ellen zwei sehr hohe Verschanzungen, auf denen viele viereckige Thürme vertheilt sind, so daß der ganze Bau eine regelmäßige Befestigung bildet. Als ich nach der Entstehung dieser auffallenden Werke fragte, erfuhr ich von zwei Bewohnern der Stadt folgende Geschichte, die ich hier mittheile, weil sie, falls sie wahr ist, ein erschütterndes Bild der Grausamkeit darbietet, mit der die afrikanischen Kriege geführt zu werden pflegen.

Vor etwa funfzehn Jahren führte der Vater des jetzigen Königs von Bambarra gegen Miniana einen Verwüstungskrieg. In einer der Schlachten fielen zwei Söhne des Vorstehers von Sai, welche auf der Seite des Königs fochten. Der unglückliche Vater behielt noch einen Sohn, den er nicht fortziehen ließ, als der König Verstärkungen und namentlich diesen jungen Mann forderte. Darüber ergrimmte der tyrannische Neger so sehr, daß er, als er durch die eintretenden Regen zum Rückmarsch aus Miniana gezwungen wurde, vor Sai zog. Da die Einwohner für ihren Vorsteher Partei nahmen, so belagerte er die Stadt und umgab sie mit den Schanzen und Thürmen, die meine Aufmerksamkeit erregt hatten. Nach zweimonatlicher Einschließung entstand in Sai eine Hungersnoth mit allen ihren Greueln. Während die Krieger des Königs in Ueberfluß schwelgten, nagten die Belagerten Blätter und Rinde des Bentang-Baumes im Mittelpunkt der Stadt ab. Sie wollten aber lieber umkommen, als sich ergeben. Der König eröffnete nun verrätherische Unterhandlungen. Er versprach der Stadt seine volle Verzeihung, wenn sie ihm die Thore öffne und den Vorsteher ausliefere. Der alte wackere Mann beschloß, sich für seine Mitbürger zu opfern und ging ins feindliche Lager, wo man ihn auf der Stelle hinrichtete. Sein Sohn suchte zu entfliehen, wurde aber in einer Schanze festgenommen und niedergehauen. Die Stadt ergab sich, aber dies milderte ihr Schicksal

wenig. Alle Einwohner wurden fortgeführt und an verschiedene Slatis als Sclaven verkauft.

In einem Dorfe Kaimu, das am Ufer des Flusses liegt, machte ich Mittag. Der Mais, den ich in Sibili gekauft hatte, war zu Ende gegangen, und ich suchte mir neue Vorräthe zu verschaffen. Man sagte mir aber, daß es gegenwärtig im ganzen Lande sehr wenig Getreide gebe, und dem schien wirklich so zu sein, denn obgleich ich für eine ganz geringe Menge funfzig Kauris bot, wollte mir doch Niemand etwas verkaufen. Eben wollte ich fortreiten, als mir ein Einwohner einiges Korn zum Geschenk machte. Er hielt mich gewiß für einen maurischen Scherif, da er mich um meinen Segen bat. Ich sprach einige englische segnende Worte und der Mann erschöpfte sich in Danksagungen. Dieses Geschenk lieferte mir ein Mittagsessen. Es war dies der dritte Tag, an dem ich blos von rohem Mais lebte.

In dem kleinen Dorfe Song, das ich am Abend erreichte, verweigerten die unfreundlichen Einwohner mir nicht blos die Aufnahme in eine ihrer Hütten, sondern ließen mich nicht einmal ins Thor ein. In der Gegend gab es viele Löwen, wie ich am Tage an zahlreichen Spuren im Sande wahrgenommen hatte, und ich hielt es daher gerathen, in der Nähe des Dorfes zu bleiben. Als ich für mein Pferd Gras gesammelt hatte, legte ich mich unfern des Thors unter einem Baume nieder. Um zehn Uhr hörte ich ganz in der Nähe das furchtbare Brüllen eines Löwen und versuchte noch einmal, mir Einlaß ins Dorf zu verschaffen. Von innen wurde geantwortet, man dürfe das Thor ohne die Erlaubniß des Vorstehers nicht öffnen. Ich bat nun, dem letztern anzuzeigen, daß ein Löwe herankomme, und daß ich in meiner Gefahr auf die Erlaubniß, das Dorf betreten zu dürfen, hoffe. Zwei Stunden vergingen unter dem peinlichsten Harren. Der Löwe umschlich das Dorf fortwährend und kam mir einmal so nahe, daß ich ihn im Grase rascheln hörte und mich auf einen Baum rettete. Um Mitternacht öffnete man endlich das Thor und erlaubte mir den Eintritt. Er sei nun überzeugt, sagte der Vorsteher, daß ich kein Maure sei, denn sonst würde ich das Dorf gewiß verflucht haben.

In der zehnten Morgenstunde des 16. August ritt ich durch eine große Stadt, die mir als Dschabbe bezeichnet wurde und in der ich eine

Moschee bemerkte. Der Boden erhebt sich hier zu Hügeln und wird im Westen von hohen Gebirgen eingefaßt. Da der Weg unten in der Ebene fortläuft und der Fluß seine flachen Ufer zu beiden Seiten weit überschwemmt hatte, so hatte ich an diesem Tage so schlimmes Reisen wie je. Bis zur Stadt Gangu traf mich, obgleich ich wegen der trüben Farbe des Wassers dessen Tiefe nicht beurtheilen konnte, kein Unfall, allein jenseits gerieth mein Pferd an einer überschwemmten Stelle, wo ihm das Wasser bis an den Sattelgurt reichte, plötzlich in ein tiefes Loch und war halb ertrunken, ehe es die Beine aus dem zähen Lehm losmachen konnte. Wir beide, ich und mein Pferd, wurden so mit Schlamm überzogen, daß die Leute des nächsten Dorfes uns mit zwei Elephanten verglichen, die sich in einem Sumpf gewälzt haben. In dem zweiten Dorfe kaufte ich etwas Korn und trocknete meine Kleider und Papiere.

Die nächste Stadt, Yamina, stellte sich mir in der Ferne sehr stattlich dar. Sie hat fast dieselbe Größe wie Sansading, ist aber in ihrem Wohlstand bedeutend zurückgekommen. Vor etwa vier Jahren wurde sie nämlich von Daisi, König von Kaarta, geplündert, und als ich sie besuchte, lag noch die Hälfte ihrer Häuser in Trümmern. Sie ist jedoch ein beträchtlicher Handelsort geblieben und wird viel von Mauren besucht. An einen längeren Aufenthalt durfte ich wegen der letztern nicht denken, wollte aber doch durch die Stadt reiten, um mir ein Bild ihrer Größe und ihrer Bevölkerung zu verschaffen. Während meines Ritts durch die Straßen bemerkte ich in der That viele Mauren, die auf den Bentangs und andern öffentlichen Plätzen umhersaßen. Ich trieb mein Pferd an, und so hatte Niemand Zeit, die Neugier, die ich sichtlich hervorrief, durch Fragen zu befriedigen.

In dem unummauerten Dorfe Farra machte man nicht die geringste Schwierigkeit, mir ein Nachtlager zu gewähren. Am nächsten Morgen (17. August) brach ich früh auf und war schon um Acht Uhr in Balaba, einer bedeutenden Stadt. Jenseits derselben verläßt der Weg die Ebene, um längs der Hügel hinzulaufen. Ich gewann dadurch zuweilen einen Ueberblick über das Land, der aber wenig Einladendes hatte. Bis dicht an den Weg traten Büsche und hohes Gras heran, während die Ebene unten so überschwemmt war, daß sie wie ein See aussah. An diesem Tage kam ich an drei zerstörten Städten vorbei. Ihre Einwohner sind

sämmtlich von Daisi an demselben Tage in die Sclaverei geführt worden, an dem auch Yamina gestürmt und geplündert wurde. Bei einem dieser Trümmerhaufen erstieg ich einen Tamarindenbaum, um mir eine Labung zu verschaffen, sah mich aber bitter getäuscht, denn die Früchte waren noch unreif und folglich sauer. Am Abend wurde ich in Kanika von dem Vorsteher, der vor seiner Hütte auf einer Elephantenhaut saß, und mich freundlich empfing, reichlich entschädigt. Er setzte mir zum Abendessen Milch und Mehl vor, und das war für einen Mann in meiner Lage ein wahrhaft üppiges Mahl.

Am 18. August schlug ich einen falschen Weg ein, dem ich eine Meile weit folgte, bis ich auf einer Höhe meinen Irrthum daran wahrnahm, daß ich den Niger zu weit links von mir hatte. Ich suchte mich durch hohes Gras und dickes Gebüsch zu dem Flusse hinzuarbeiten und glaubte ihm unter vielen Beschwerden gegen die zweite Mittagsstunde nahe gekommen zu sein, als ich mir durch einen verhältnißmäßig kleinen, aber reißenden Fluß den Weg versperrt sah. Ich hielt ihn anfangs für einen Nigerarm, mußte mich indessen bei näherer Betrachtung überzeugen, daß er ein selbständiger Fluß sei. An der andern Seite sah ich die Fortsetzung des Wegs, auf dem ich mich jetzt befand, und dieser lief folglich hindurch. Die Furth war jedoch gefährlich, denn die Ufer waren so mit Rohr und Gebüsch bewachsen, daß ich am andern Ufer nicht hätte landen können, wenn ich nicht genau die Stelle des Weges erreicht hätte, und diese Aufgabe war wegen der reißenden Strömung keine leichte. Ich setzte mich daher am Ufer nieder, um auf einen Reisenden zu warten, der mir als Führer dienen könne.

Nachdem ich lange gewartet hatte und kein Reisender erschien, während der Himmel mit Regen drohte, untersuchte ich am Flusse aufwärts die Büsche und das Gras, weil ich weiter oben übersetzen wollte, um nicht durch die Strömung bei der jenseitigen Landungsstelle vorbeigetrieben zu werden. Als ich eine schickliche Stelle gefunden hatte, band ich meine Kleider auf dem Sattel fest, zog mein Pferd, damit es folgen müsse, am Zügel mir nach, und war schon bis an den Hals im Wasser, als ein Mann, der ganz zufällig an diese Stelle kam, mir laut und heftig zuschrie, ich solle sogleich ans Land zurückkommen, denn die Alligatoren würden mich und mein Pferd zerreißen, wenn ich meinen unsinnigen

Vorsatz, durch den Fluß zu schwimmen, ausführe. Als ich das Wasser verlassen hatte, war der Fremde, der noch nie einen Europäer gesehen hatte, im höchsten Grade erstaunt. Er führte zweimal seine Hand an den Mund, indem er mit leiser Stimme wiederholte: „Gott beschütze mich, wer ist dieser Mann?" Als ich ihn aber in der Bambarra-Sprache anredete und ihm sagte, daß ich denselben Weg wie er habe, versprach er mir, daß er mich über den Fluß, den er Frina nannte, schaffen wolle. Er ging nun eine Strecke weit am Flusse fort und rief zum andern Ufer hinüber, worauf von dort eine Stimme antwortete. Nach kurzer Zeit schob sich ein Kahn aus dem Schilf heraus, der von zwei Knaben gerudert wurde. Diese erboten sich gegen funfzig Kauris, mich und mein Pferd über den Fluß zu rudern, und führten es mit Leichtigkeit aus.

Am Abend erreichte ich Taffara, eine von Mauern umgebene Stadt. Bei dem ersten Worte, welches ich sprechen hörte, fiel mir der bessere Dialekt auf. Die Sprache war von dem verdorbenen Mandingo, an das ich mich in Bambarra hatte gewöhnen müssen, zum reinen übergegangen.

Achtzehntes Kapitel.

Ungastliche Aufnahme. — Begräbniß eines jungen Sclaven zu Suha. — Mungo Park reist nach Kullikorro und ernährt sich durch das Schreiben von Saphis. — Ankunft in Marrabu. — Beschwerliche Reise nach Bammaku. — Ueberfall und Plünderung durch Räuber. — Ein kleines Moos ist Mungo Park's Trost in der höchsten Noth. — Glückliche Ankunft in Sibidulu.

Als ich in Taffara nach dem Vorsteher fragte, erfuhr ich, daß derselbe vor wenigen Tagen gestorben sei, und daß die Häupter der Stadt sich in diesem Augenblicke versammelt hätten, um den Streit, der über die Wahl des Nachfolgers entstanden wäre, zu schlichten. Dieser unruhige Zustand der Stadt trug wahrscheinlich die Schuld, daß man mir so ungastlich begegnete. Obgleich ich den Einwohnern die Versicherung gab, daß ich bei ihnen blos übernachten werde und daß ihr König mich mit Kauris beschenkt habe, damit ich mein Nachtlager bezahlen könne,

wollte mir doch Niemand einen kleinen Platz in seiner Hütte einräumen. Ich mußte unter dem Bintang-Baume sitzen bleiben, und hier überraschte mich ein Tornado, der um Mitternacht mit Sturm und Regen losbrach. Zum Glück besuchte mich gerade um diese Zeit der Fremde, der mir den Uebergang über den Frina möglich gemacht hatte, und lud mich ein, sein Abendessen mit ihm zu theilen. Da er selbst Gast war und mich, den Niemand aufnehmen wollte, ohne die Einwilligung des Hausherrn nicht in die Hütte nöthigen konnte, so verzehrten wir unser Mahl vor der Thür. Als ich mich gesättigt hatte, schlief ich in einem Winkel des Hofes auf einem Grashaufen, der von Wasser durchnäßt war. Meinem Pferde ging es noch schlimmer, denn es hatte nicht einmal Nahrung, indem der Mais, den ich ihm gekauft hatte, zu Ende gegangen war, und ich neuen Vorrath nicht hatte anschaffen können.

Am 20. August ritt ich durch die Stadt Jaba und rastete später einige Augenblicke in einem Dorfe Somino, wo ich auf meine Bitten Nahrung erhielt. Es war freilich nur Bu, ein Gericht, das von Kornhülsen bereitet wird. In dem Dorfe Suba, wo ich Nachmittags in der zweiten Stunde ankam, bat ich den Vorsteher, der am Thore saß, ohne Erfolg, daß er mir etwas Korn verkaufen möge. Ich sagte ihm, wenn er nichts verkaufen wolle, so möge er mir aus Menschenfreundlichkeit ein wenig Lebensmittel schenken. Er antwortete aber, wegzuschenken habe er nichts. In seinen Augen las ich, daß er in der übelsten Laune war. Während ich noch seine Züge beobachtete und die Ursache seiner mürrischen Stimmung zu erforschen suchte, rief er einen Sclaven herbei, der in der Nähe in einem Kornfelde arbeitete, und befahl ihm, einen Spaten herbeizubringen. Als dies geschehen war, zeigte sein Herr ihm einen Platz, wo er ein Loch graben mußte. Der Sclave grub, und inzwischen that der Vorsteher, dessen ärgerliche Stimmung wohl auch mit seiner Gemüthsart in Verbindung stehen mochte, nichts Anderes, als daß er zwischen den Zähnen murmelte und mit sich selbst sprach, bis das Loch beinahe fertig war. Nun verstand ich die mehrmals wiederholten Worte: „Dankatu! Dschankra lemen!" (Nichtsnutzig! Eine wahre Pest!) die sich nach meiner Ansicht auf Niemand als auf mich beziehen konnten.

Die Sache wurde mir unheimlich, denn das Loch sah ganz wie ein Grab aus. Ich hielt es für das Klügste, mein Pferd zu besteigen, und

wollte eben fortreiten, als der Sclave, der inzwischen ins Dorf gegangen war, mit der nackten Leiche eines Knaben von zehn bis zwölf Jahren zurückkehrte. Der Mensch hatte den todten Körper an einem Fuß und einem Arm gepackt und warf ihn mit einer rohen Gleichgültigkeit, wie ich sie noch nie gesehen hatte, in die Grube. Als er Erde über die Leiche schaufelte, murmelte der Vorsteher wiederholt vor sich hin: „Naphula attiniata!“ (Weggeworfenes Geld!) Diese Worte verriethen mir, daß der Knabe sein Sclave gewesen sei.

Ich verließ den Schauplatz dieses empörenden Auftritts und folgte dem Ufer des Flusses. Als die Sonne unterging, war ich in der bedeutenden Stadt Kulikorro, die als Stapelort für den Salzhandel wichtig ist. Ich fand in dem Hause eines Bambarraners Aufnahme, der früher Sclave eines Mauren gewesen war und mit seinem Herrn Arauan, Tindenni (Taudeyni) und viele andere Oasen und Orte der großen Sahara besucht hatte. Da er zum Islam übergetreten war, so hatte er, als sein Herr in Dschinnie starb, die Freiheit erhalten und sich in Kulikorro niedergelassen. Er trieb hier mit Salz, baumwollenen Zeugen und anderen Waaren einen schwunghaften Handel. Trotz seiner Weltkenntniß war seine abergläubische Zuversicht zu Saphis und Zauberformeln, die er mit der Muttermilch eingesogen hatte, dieselbe geblieben. Er hörte nicht sobald, daß ich ein Christ sei, als er in der Hoffnung, daß ich mich auf die Bereitung von Saphis verstehe, sein Walha oder Schreibebrett herbeibrachte und mir gekochten Reis zum Abendessen versprach, wenn ich ihm einen Saphi schriebe, der ihn gegen schlechte Menschen schütze. Das Anerbieten hatte für mich zu viel Werth, als daß ich den Antrag hätte ablehnen können. Ich beschrieb das ganze Brett von oben bis unten auf beiden Seiten, worüber mein Wirth höchst erfreut war. Damit die ganze Kraft unmittelbar in ihn übergehe, holte er eine Kürbisschale mit Wasser, wusch die Schrift von dem Brett ab, murmelte über das Wasser gebeugt einige Gebete und trank die Schale aus. Damit ihm von der Schrift nicht der kleinste Rest entgehe, leckte er dann das Brett noch sorgfältig ab.

Daß ein so wichtiger Mann wie ein Saphi-Schreiber im Orte sei, konnte unmöglich lange verborgen bleiben. Auch der Vorsteher hörte es und schickte mir seinen Sohn mit einem halben Bogen Schreibpapier.

Er wollte ein Saphula, das heißt einen Saphi, welcher seinen Besitzer zu einem reichen Manne mache. Sein Sohn übergab mir Mehl und Milch, und als ich den Saphi geschrieben hatte und die Formel ihm laut vorlas, war er mit meiner Leistung so zufrieden, daß er mir für den andern Morgen Milch zum Frühstück versprach. Nachdem ich mein Abendessen von gekochtem Reis und Salz genossen hatte, suchte ich meine Ochsenhaut auf und versank bald in einen erquickenden Schlummer, von dem ich erst am Morgen erwachte. Seit langer Zeit hatte ich zum ersten Male gut gegessen und gut geschlafen.

Am 21. August verließ ich Kulikorro mit Tagesanbruch. Unterwegs berührte ich zwei Dörfer und erreichte am Nachmittag Marrabu, eine große Stadt, die ebenfalls einen bedeutenden Salzhandel treibt. Man führte mich in das Haus eines Kaartaners, der zum Stamme der Jauern gehörte und mich wohlwollend aufnahm. Dieser Mann war durch den Sclavenhandel sehr reich geworden und bewies den Fremden eine solche Gastfreundschaft, daß man ihm den Beinamen Gati (Gastwirth) gegeben hatte. Ganz uneigennützig war er bei seiner Aufnahme von Fremden indessen nicht. Diejenigen, von welchen er beim Abschiede ein reiches Geschenk erwartete, wurden vortrefflich bedient. Die Anderen dagegen mußten sich mit dem begnügen, was er ihnen zukommen zu lassen für gut fand. Da ich zu der letztern Classe gehörte, so wurde ich mit sieben armen Reisenden, die in einem Kahn von Kankaba gekommen waren, in einer Hütte untergebracht. Lebensmittel ließ uns der „Gastwirth" übrigens zukommen.

Am 22. August gab mir ein Diener meines Wirths eine Strecke weit das Geleit, um mir den Weg zu zeigen. Mochte dieser Mann nun selbst irren, oder mochte er mir eine Verlegenheit bereiten wollen, genug er zeigte mir den falschen Weg. Ich ritt auf diesem fort und bemerkte meinen Irrthum erst, als die Sonne ziemlich hoch am Himmel stand. An einem tiefen Flusse überlegte ich, ob ich umkehren solle. Die Furcht, daß ich in diesem Fall Bammaku heute nicht erreichen werde, hielt mich davon ab. Meinen Uebergang über den Fluß führte ich in der Art aus, daß ich mein Pferd rückwärts hart an den abschüssigen Uferrand führte und es dort über Kopf ins Wasser stürzte. Ich sprang darauf nach, nahm den Zügel zwischen die Zähne und schwamm ans andere

Ufer. Dies war seit Sego der dritte Fluß, über den ich auf diese Art setzte. Vor dem Naßwerden brauchte ich mich nicht zu fürchten, denn meine Kleider wurden vom Regen und von dem starken Thau ohnedies immer feucht erhalten. Ein Flußbad war mir sogar wohlthätig, weil die Straßen von einem tiefen Schlamme bedeckt waren. Mein Tagebuch steckte in meinem Hute und war dort gut geschützt.

Jenseit des Flusses traf ich auf keinen gebahnten Weg und mußte durch das hohe Gras reiten. Am Mittag erreichte ich den Niger, der sich hier mit gewaltigem Rauschen und reißender Schnelligkeit zwischen Felsenufern fortbewegt. Die Kähne von Bambarra schiffen über diese Stromschnellen hinweg. Sie halten sich hart am Ufer und werden theils von den Schiffern mit Stangen fortgeschoben, theils vom Ufer aus an Stricken aufwärts gezogen. Ein europäisches Boot würde in dieser Jahreszeit den Fluß kaum haben befahren können.

Vom Niger wendete ich mich zu den Gebirgen und fand einen schmalen Fußpfad, der mich zu dem Dorfe Frukabu, meinem heutigen Nachtquartier, führte. Am folgenden Nachmittage (23. August) war ich in Bammaku. Die Erwartungen, mit denen ich den Ort betrat, wurden im ersten Augenblicke sehr getäuscht. Ich glaubte einen großen Salzmarkt zu sehen und fand eine Stadt von mittelmäßigem Umfang, die noch hinter Marrabu zurückstand. Ich hörte jedoch bald, daß Bammaku durch den Reichthum seiner Einwohner ersetzt, was ihm an Größe fehlt. Die Stadt liegt auf der Straße, welche von Kaarta nach Bambarra führt und zum Salzhandel benutzt wird. Die Mauren, welche diesen betreiben, rasten in Bammaku einige Tage, und diese Frist benutzen die hiesigen schwarzen Händler, denen die Salzpreise in den verschiedenen Gegenden genau bekannt sind, um das Salz im Großen zu kaufen und es nachher im Kleinen wieder abzusetzen.

Ich wohnte in dem Hause eines Serawoulli-Negers und erhielt viele Besuche von Mauren. Alle sprachen sehr gut Mandingo und behandelten mich freundlicher, als ich es von ihren Landsleuten gewohnt war. Einer von ihnen hatte den Rio grande besucht und äußerte sich über die Christen mit der größten Anerkennung. Am Abend schickte mir dieser Mann gekochten Reis und Milch.

Ein Sclavenhändler, der mehrere Jahre am Gambia gelebt hatte,

gab mir Auskunft über den Weg, welchen ich einschlagen mußte, um nach dem Westen zu gelangen. Er nannte mir die Namen vieler Orte, die an der Straße lägen, und machte auch über die ungefähre Entfernung einige Angaben. Seine übrigen Mittheilungen lauteten nichts weniger als tröstlich. In dieser Jahreszeit, sagte er, seien die Wege ungangbar, und ich werde nicht weit kommen. Bei einer Stadt, die eine halbe Tagereise weit von Bammaku liege, führe die Straße über den Niger. Da keiner der dort vorhandenen Kähne groß genug sei, um mein Pferd aufzunehmen, so müßte ich das Fallen des Wassers abwarten und darüber könnten einige Monate vergehen.

So entmuthigend diese Nachrichten klangen, mußte ich doch weiterreiten, da ich nicht so viel Geld besaß, um mich einige Tage lang zu erhalten. Konnte ich mein Pferd wirklich nicht über den Fluß schaffen, so wollte ich es zurücklassen und ans jenseitige Ufer schwimmen. Ich überlegte die ganze Nacht und fragte am Morgen den Wirth, ob ich den Niger umgehen könne. Ich hörte nun, daß es noch eine zweite Straße gebe, die freilich über das Gebirge führe und kaum für Pferde gangbar sei, der ich mich aber doch anvertrauen könne, wenn ich einen zuverlässigen Wegweiser habe; ich könne dann bis zur Stadt Sibidulu gelangen und von dort, wenn ich klug und vorsichtig sei, durch Manding reisen. Der Vorsteher konnte mir vielleicht einen Wegweiser verschaffen, und in der That hörte ich von ihm, daß ein Sänger, der den Weg kenne, im Begriff sei, nach Sibidulu aufzubrechen.

Als ich mit dem Sänger etwa eine halbe Meile weit in einem Felsenthale aufwärts gegangen war, entdeckte er in der Nähe eines kleinen Dorfes, daß er den rechten Weg verfehlt habe. Kaltblütig theilte er mir mit, die Straße für Pferde laufe an den Bergen gegenüber hin, warf seine Trommel auf den Rücken und erkletterte die Felsen, auf die mein Pferd ihm natürlich nicht folgen konnte. Ich mochte nun seine Gewandtheit im Klettern bewundern und mir meinen Weg selbst suchen. Da ich nicht weiter vorwärts konnte, so ritt ich in die Ebene zurück, schlug dort eine rein östliche Richtung ein und erreichte gegen Mittag ein anderes Thal, wo ich einen Weg fand, auf dem die Spuren von Pferdehufen sichtbar waren. Ich folgte diesem Pfade und kam bald zu einigen Schäferhütten, wo man mir sagte, daß ich auf dem rechten Wege

sei, aber Sibidulu schwerlich vor Einbruch der Nacht erreichen werde. Ein kurzer Ritt führte mich auf die Spitze des Hügels, die blos mit einer dünnen Erdschicht bedeckt war. Wo die Felsen zu Tage standen, unterschied ich Eisenstein und Thonschiefer mit eingesprengten Stücken weißen Quarzes. Ich konnte von dieser Stelle das Land weit überblicken. Gegen Südosten erhoben sich in weiter Ferne dieselben Gebirge, die ich schon unweit Marrabu gesehen und von denen die dortigen Einwohner mir gesagt hatten, daß sie in dem großen Reiche Kong lägen, dessen König über ein viel größeres Heer als der Herrscher von Bambarra gebiete.

Die Sonne sank gegen den Horizont, als ich die Bergreihe auf der andern Seite hinabritt. Schon suchte ich mit den Augen einen dichtbelaubten Baum unter dem ich die Nacht zubringen könne, als ich in einem reizenden Thale zu einem romantisch gelegenen Dorfe kam. Dieser Ort, der sich mir auf eine so unverhoffte Art zeigte, als ich bereits jede Hoffnung aufgegeben hatte, die Nacht unter Menschen zu verleben, heißt Kuma und ist rings von einer hohen Mauer umgeben. Er gehört einem Mandingo-Kaufmann, der von dem letzten Kriege hieher vertrieben wurde. Durch die hohen Felsen ringsum gegen feindliche Angriffe gesichert, lebt er von dem Korn, das die umliegenden Felder im Ueberfluß liefern, und von dem Ertrage seiner Heerden, die im ganzen Thale umherstreifen. Selten verirrt sich ein Reisender in diese reizende Einsamkeit, wo eine patriarchalische Gastfreundschaft herrscht. Die harmlosen Bewohner hatten mich kaum gesehen, als sie mich voll Theilnahme umringten. Sie stellten tausend Fragen über mein Vaterland an mich und belohnten meine Mittheilungen, indem sie mir Mais und Milch für mich und Gras für mein Pferd gaben. Ihre Aufmerksamkeit für mich ging so weit, daß sie in der Hütte, wo ich schlafen sollte, ein Feuer anzündeten.

Am 25. August verließ ich Kuma mit zwei Hirten, welche nach Sibidulu reisen wollten. Der Weg war steinig und steil, und da mein Pferd sich auf dem Wege von Bammaku nach dem romantischen Dorfe an den Füßen verwundet hatte, so kam ich nur langsam vorwärts. An vielen Stellen lief der steile Weg an tiefen Abgründen vorbei, so daß ich bei dem geringsten Fehltritt zerschmettert worden wäre. Die Hirten,

die vor allen Dingen ihr Ziel so rasch wie möglich erreichen wollten, nahmen auf mich und mein Pferd keine Rücksicht und gingen stets in bedeutender Entfernung voraus.

Meine Begleiter mochten eine halbe Stunde von mir entfernt sein, und ich hielt eben bei einem kleinen Bache an, um meinen Durst zu löschen, als ich einige Leute einander zurufen und gleich darauf ein Geschrei wie von einem Menschen, der in großer Gefahr schwebt, hörte. In der Meinung, daß ein Löwe einen Schäfer angegriffen habe, stieg ich zu Pferde, um genau zu erfahren, was eigentlich vorgefallen sei. Inzwischen hörte das Geschrei auf, und als ich an dem Orte ankam, von dem es ausgegangen war, erhielt ich auf mein lautes Zurufen keine Antwort. Bei genauerem Umschauen sah ich einen Hirten unfern der Straße im hohen Grase liegen. Obgleich ich kein Blut an ihm wahrnahm, hielt ich ihn doch für todt. Ich näherte mich ihm und er flüsterte mir nun zu, daß ich nicht weiter reiten möge. Ein Haufe Bewaffneter, erzählte er, habe seinen Gefährten mit sich fortgeschleppt und auf ihn selbst, als er die Flucht ergriffen, zwei Pfeile abgeschossen. Ich hielt an, um über den Entschluß, den ich zu fassen habe, nachzudenken, und sah mit einem Male, als ich zufällig um mich blickte, in geringer Entfernung einen Mann auf einem Baumstamm sitzen. Auch die Köpfe von sechs bis sieben Anderen, welche im Grase saßen und Musketen in der Hand hielten, vermochte ich zu unterscheiden. Ich sah, daß ich keine Hoffnung habe, ihnen zu entkommen, und beschloß gerade auf sie loszureiten. Vielleicht waren es Elephantenjäger, und in dieser Hoffnung knüpfte ich mit der Frage, ob sie etwas geschossen hätten, eine Unterredung an. Ohne zu antworten, befahl mir einer der Leute, vom Pferde zu steigen. Plötzlich schien er sich an etwas zu erinnern und machte mir ein Zeichen, daß ich meine Reise fortsetzen möge. Ich ritt also weiter und war bereits nicht ohne Mühe über einen kleinen Bach gelangt, als ich mich rufen hörte. Als ich zurückblickte, sah ich die vermeintlichen Elephantenjäger mir nachlaufen, und hörte sie rufen, daß ich umkehren solle. Ich hielt, bis sie an mich herangekommen waren. Sie sagten mir nun, der König der Fulahdu habe sie beauftragt, mich und mein Pferd nebst allem meinen Eigenthum nach Fulahdu zu führen, und ich müsse folglich mit ihnen gehen.

Ich folgte den Bewaffneten ohne Zaudern, und wir gingen etwa fünf Minuten weit ohne ein Wort zu sprechen. Als wir in ein dichtes Gebüsch traten, sagte einer zu seinen Gefährten in der Mandingo-Sprache: „Dieser Ort ist gut." Ihre Absichten blieben nicht länger zweifelhaft. Da ich mir sagte, daß ich um so weniger für mein Leben zu fürchten habe, je leichter ich es ihnen mache, mich zu plündern, so duldete ich ohne Widerstand, daß sie in meinen Taschen wühlten und alle Theile meiner Kleider untersuchten. Sie thaten dies mit der gewissenhaftesten Genauigkeit und zogen mich schließlich nackt aus, damit ihnen nicht das Mindeste entgehe. Während sie die Früchte ihrer Thätigkeit betrachteten, bat ich sie inständigst, mir meinen Taschencompaß zurückzugeben. Er lag auf der Erde, und ich näherte mich ihm, um ihn den Räubern zu zeigen. Da spannte einer von ihnen, der wahrscheinlich glaubte, daß ich den Compaß an mich nehmen wolle, den Hahn seines Gewehres und drohte mir unter Flüchen, daß er mich auf der Stelle niederschießen werde, wenn ich die Hand nach dem Dinge ausstrecke.

Endlich führten einige der Räuber mein Pferd fort und die übrigen, die noch zurückblieben, begannen zu berathen, ob sie mich in meiner Blöße verlassen, oder mir einige Sachen zurückgeben sollten, die mich gegen die Strahlen der Sonne schützten. Endlich siegte doch die Menschlichkeit in so weit, daß sie mir ein Paar weite dünne Beinkleider und das schlechteste meiner beiden Hemden zurückgaben. Meinen Hut mit dem Tagebuche glaubte ich schon verloren zu haben, aber im Weggehen warf einer der Räuber ihn mir zu. Vielleicht hielten sie den Hut für eine bloße Schachtel für die Papiere, mit denen sie nichts anzufangen wußten.

Als die Räuber sich enfernt hatten, setzte ich mich auf die Erde und blickte eine Zeitlang voll Schrecken und Verwirrung umher. Wohin meine Gedanken sich auch wenden mochten, überall zeigten sich Schwierigkeiten und Gefahren. Ich sah mich entblößt und allein mitten in einer unermeßlichen Einöde, allen verderblichen Einflüssen der Regenzeit preisgegeben, von wilden Thieren und nicht minder barbarischen Menschen umgeben, hundertundzwanzig Meilen von der nächsten europäischen Niederlassung entfernt. Alle diese traurigen Umstände drängten sich meinen Gedanken zugleich auf, und ich bekenne, daß mir der Muth zu sinken anfing. Mein Loos schien mir besiegelt zu sein, und ich glaubte, daß mir weiter nichts

zuthun übrig bleibe, als mich auf der Erde auszustrecken und den Tod zu erwarten. Aber die Religion kam mir zu Hülfe, und ihre himmlische Kraft hielt mich aufrecht. Ich bedachte, daß das Unglück, welches auf mich hereingebrochen war, durch keine menschliche Klugheit, durch keine Vorsicht abzuwenden gewesen sei. Auch als Fremdling, der in einem unbekannten Lande umherirrte, blieb ich unter dem Schutze des allgütigen Gottes, der sich ja selbst ein Freund des Fremden genannt hat.

So peinlich meine Lage war, fesselte doch die außerordentliche Schönheit eines kleinen, im Samen stehenden Mooses unwiderstehlich meine Blicke. Ich erwähne diesen Umstand, um zu zeigen, aus welchen geringfügigen Gegenständen die Seele Trost zu schöpfen vermag. Das ganze Pflänzchen war nicht größer, als eine meiner Fingerspitzen, und doch konnte ich den zarten Bau der Wurzeln, Blätter und Samenkapseln nicht ohne Bewunderung betrachten. „Wie wäre es möglich," sagte ich zu mir selbst, „daß derselbe liebe Gott, der in einem entlegenen Winkel der Welt diese Pflanze, welche uns Menschen so geringfügig zu sein scheint, gepflanzt, getränkt und zur Reife gebracht hat, die Leiden eines Wesens, das er nach seinem Bilde geformt hat, unbeachtet lassen könnte? Das kann, das darf ich nicht glauben!"

Bei diesem Gedanken wich meine Verzweiflung. Ich sprang auf und Hunger und Müdigkeit verachtend wanderte ich in der Ueberzeugung weiter, daß die Hülfe nicht fern sei. Ich täuschte mich nicht. Bald kam ich in ein kleines Dorf, vor dessen Eingang ich mit meinen Reisegefährten von Kuma her, den beiden Hirten, zusammentraf. Als sie mich sahen, wollten sie ihren Augen nicht trauen, denn sie waren, wie sie mir offen sagten, überzeugt gewesen, daß die Fulah mich tödten würden, nachdem sie mich geplündert hätten.

Nach kurzer Rast verließen wir das Dorf, überstiegen verschiedene felsige Bergrücken und erreichten in dem Augenblicke, als die Sonne unter dem Horizont verschwand, Sibidulu, die Grenzstadt des Königreichs Manding.

Neunzehntes Kapitel.

Regierungsform von Manding. — Der Mansa von Sibidulu verschafft Mungo Park sein Pferd und seine Kleider wieder. — Abreise nach Wonda. — Eine Hungersnoth und deren gräßliche Folgen. — Reise nach Kamalia. — Einige Nachrichten von dieser Stadt. — Mungo Park wird von einem Slati, Karfa Taura, aus seinem Elend gerettet. — Er beschließt, bis zur trocknen Jahreszeit in Kamalia zu bleiben, um mit dem Slati nach dem Gambia reisen zu können.

Sibidulu liegt in einem fruchtbaren Thale, um das rings Felsengebirge sich erheben. Die Unwegsamkeit dieser Berge, in denen Pferde kaum zu benutzen sind, hat die gute Folge gehabt, daß die Stadt in den häufigen Kriegen, die zwischen Bambarra, den Fulah und Mandingo wüthen, niemals von Feinden geplündert worden ist. Als ich in die Stadt eintritt, versammelte sich das Volk um mich und folgte mir bis zu dem öffentlichen Platze, wo ich dem Vorsteher vorgestellt wurde. Dieser Beamte heißt hier nicht mehr Duti, sondern führt den Titel Mansa, der in anderen Staaten soviel als König bedeutet. In Manding ist die Regierungsform aber republikanisch, und wenn jede Stadt auch ihren Mansa hat, so wird die höchste Staatsgewalt doch von der Versammlung aller Freien ausgeübt.

Ich erzählte dem Mansa, daß man mir mein Pferd und meine Kleider geraubt habe, und die beiden Hirten bestätigten die Wahrheit meiner Worte. Der Mansa rauchte während meiner Erzählung weiter, als ich aber geredet hatte, nahm er die Pfeife aus dem Munde, streifte die Aermel seines Mantels in die Höhe und rief mit unwilligen Blicken: „Setze Dich nieder und sei guten Muthes, Du sollst Alles zurückerhalten, ich habe es geschworen.“ Dann rief er einen Diener herbei, dem er sagte: „Reiche dem Fremden einen Trunk Wasser. Morgen, wenn die Sonne aufgeht, begiebst Du Dich zum Vorsteher von Bammaku und sagst ihm, daß ein armer weißer Mann, der Gast des Königs von Bambarra, von den Leuten des Königs von Fulahdu beraubt worden ist.“

Ich hatte nicht gehofft, in meiner hülflosen Lage einen Mann zu finden, der an meinen Leiden so viel Antheil nehmen werde. Ich sagte dem Mansa für seine Güte meinen herzlichsten Dank und nahm seine Einladung, bis zur Rückkehr des Boten bei ihm zu bleiben, mit Freuden

an. Man führte mich in eine Hütte und schickte mir Lebensmittel. Eine Unannehmlichkeit hatte ich doch zu ertragen, indem fortwährend Menschen kamen, die mich sehen, meine Unfälle von mir erfahren und die Fulah verwünschen wollten. Diese Besuche hinderten mich bis um Mitternacht am Schlafe.

Ich wartete zwei Tage, und immer kam von meinem Pferde und meinen Kleidern keine Nachricht. Da in diesem ganzen Theile von Manding ein Mangel an Lebensmitteln herrschte, der einer Hungersnoth nahe kam, so glaubte ich die Gastfreundschaft des Mansa nicht länger misbrauchen zu dürfen, und bat ihn um Erlaubniß, nach dem nächsten Dorfe abzureisen. Er antwortete mir, daß ich bis zu der Stadt Wonda gehen könne, wo ich einige Tage bleiben möge, da er inzwischen über meine Sachen Nachrichten erhalten werde.

Am nächsten Morgen (28. August) verließ ich Sibidulu. In einem der kleinen Dörfer, wo ich mir Lebensmittel erbat, setzte man mir ein Gericht vor, das ich noch nie gesehen hatte. Es bestand aus den Blüthen oder vielmehr aus den Staubknollen der Maispflanze, die in Wasser und Milch gekocht worden waren. Wo solche Gerichte gegessen werden, da muß der Mangel sehr groß sein.

Am 30. erreichte ich gegen Mittag Wonda, eine kleine, von einer hohen Mauer umgebene Stadt mit einer Moschee. Der Mansa, ein Mohamedaner, vereinigte in seiner Person zwei wichtige Aemter, denn er war nicht nur die erste bürgerliche Behörde, sondern auch der Schullehrer der Stadt. Er hielt seine Schule in einem offenen Schuppen, wo ich auch auf seine Einladung meine Wohnung aufschlug, bis ich von Sibidulu etwas Bestimmtes über mein Pferd und meine Kleider hören würde. Ich wartete auf diese Nachrichten schmerzlich. Das Pferd konnte mir freilich wenig Nutzen bringen, aber um so unentbehrlicher waren mir die Kleider. Was mir noch blieb, um meinen Körper zu decken, schützte mich am Tage eben so wenig gegen die Strahlen der Sonne, wie in der Nacht gegen den Thau und die Moskitos. Mein Hemd war durch den langen Gebrauch so dünne geworden, daß man es für Musselin halten konnte. Außerdem war es auch so schmutzig, daß ich die jetzige Rast vor allen Dingen dazu benutzte, es zu waschen. Nachdem ich dieses Geschäft verrichtet hatte,

breitete ich mein Hemd zum Trocknen über einen Strauch, und setzte mich inzwischen nackt in den Schatten.

Seit dem Beginn der Regenzeit hatte meine Gesundheit fast mit jedem Tage mehr gelitten. Schon oft hatten sich leichte Fieberschauer eingestellt, und seit meiner Abreise von Bammaku waren diese Anfälle stärker geworden. Während ich nun entkleidet dasaß, kehrte das Fieber mit einer solchen Heftigkeit zurück, daß ich sehr besorgt wurde. Jedes Heilmittel, mit dem ich die Fortschritte des Fiebers hätte hemmen können, fehlte mir, und wo hätte ich die sorgfältige Pflege zu finden vermocht, der ich in meinem Zustande bedurfte!

Während der neun Tage meines Aufenthaltes in Wonda stellte sich das Fieber regelmäßig jeden Tag ein. Ich suchte dem Wirth meine Krankheit zu verbergen, da ich wußte, wie ungern er mich in einer solchen Zeit des Mangels lange beherbergen würde. Obgleich ich aber manches Mal den ganzen Tag in einem Maisfelde lag, um von Niemand gesehen zu werden, wurde ihm mein Zustand dennoch bekannt. Als ich mich eines Morgens stellte, als ob ich am Feuer schliefe, hörte ich ihn zu seinem Weibe sagen: „Dieser Weiße wird uns ein sehr lästiger und kostspieliger Gast werden. Wir haben keine Wahl, als ihn zu behalten, bis er entweder genesen oder gestorben ist, denn schicken wir ihn fort, so würde unser guter Name leiden."

Wie hoch die Hungersnoth in dieser Zeit gestiegen war, wurde mir durch den folgenden schrecklichen Vorgang klar. Ich sah jeden Abend fünf bis sechs Frauen im Hause des Mansa erscheinen, wo jeder eine gewisse Menge Mais zugetheilt wurde. Da ich wußte, wie theuer das Getreide in dieser Zeit der Noth war, so fragte ich den Vorsteher, ob er die Frauen aus Mitleid ernähre, oder ob er ihnen blos Vorschüße mache, welche nach der Ernte wieder zu erstatten seien. „Betrachte jenen Knaben," antwortete er, indem er mit dem Finger auf ein hübsches Kind von fünf Jahren zeigte. „Seine Mutter hat ihn mir als Sclaven überlassen, unter der Bedingung, daß ich sie und ihre Familie vierzig Tage lang mit Lebensmitteln versorge. Unter derselben Bedingung habe ich noch einen zweiten Knaben erworben." Welche Leiden muß eine Mutter erduldet haben, sagte ich mir, ehe sie ihr eigenes Kind verkauft! Diese traurige Geschichte kam mir nicht aus den Gedanken, und als die Weiber am

Abend wieder kamen, bat ich den Knaben, daß er mir seine Mutter zeigen möge. Er that es, und ich sah eine Frau, in deren Zügen zwar die Wirkung des Elends zu erkennen war, die aber keine Spur von Rohheit oder Grausamkeit verrieth. Nachdem sie ihren Mais in Empfang genommen hatte, begab sie sich zu ihrem Sohn und sprach mit ihm so unbefangen und heiter, als ob er noch zu ihrer Familie gehöre.

Am 6. September erhielt ich durch zwei Leute, die von Sibidulu ankamen, mein Pferd und meine Kleider zurück. Mein Taschencompaß war leider zerbrochen, und das war ein empfindlicher Verlust, den ich auf keine Weise ersetzen konnte.

Als mein Pferd am folgenden Tage in der Nähe eines Brunnens weidete, gab die Erde plötzlich nach, und das arme Thier fiel hinein. Der Brunnen war so breit — sein Durchmesser betrug ungefähr zehn Fuß — und dabei so tief, daß ich das Pferd, als ich es im Wasser sich abarbeiten sah, verloren gab. Die Dorfbewohner, welche sogleich zusammen liefen, wußten jedoch zu helfen. Sie flochten Stricke aus einer Schlingpflanze, die man Kabba nennt und die nach Art der Weinreben an den Bäumen hinaufrankt, und ließen dann einen Mann in den Brunnen hinab, welcher diese Stricke um den Leib des Pferdes befestigte. Darauf wurde zuerst der Mann heraufgezogen, und dann das Pferd. Es geschah dies mit einer solchen Leichtigkeit, daß ich die Neger bewundern mußte.

Mein armes Pferd war zu einem blosen Geripp geworden und konnte mir um so weniger Nutzen bringen, als die Straßen fast ungangbar geworden waren. Bald stieß ich auf Felsen, bald auf Sümpfe, welche hoch unter Wasser standen. Unter diesen Umständen beschloß ich, das treue Thier bei einem Manne zurückzulassen, von dem ich erwarten konnte, daß er es gut behandeln werde. Ich schenkte es also meinem Wirth, indem ich ihn zugleich bat, Zaum und Sattel dem Mansa von Sibidulu zuzuschicken. Dies war der einzige Beweis von Dankbarkeit, welchen ich diesem Manne, der sich um die Wiedererlangung meines Pferdes und meiner Kleider so sehr bemüht hatte, zu geben im Stande war.

Meine Krankheit dauerte fort, aber ich durfte meinem Wirth nicht länger zur Last fallen. Am Morgen des 8. Septembers sagte ich ihm Lebewohl und erhielt von ihm zum Andenken zwei Geschenke: einen Speer

und einen ledernen Mantelsack, in den ich meine Kleider packte. Ich verwandelte meine Halbstiefeln, die sehr beschädigt waren, in Sandalen und konnte so leichter ausschreiten. Die erste Nacht schlief ich in einem Dorfe Ballanti, die zweite in Nimaku. Der dortige Mansa ließ mich bei seinem Abendessen den Zuschauer machen. Am nächsten Morgen entschuldigte er sich mit dem Kornmangel, der so groß sei, daß er mich unmöglich habe zu Gaste laden können. Vorwürfe konnte ich ihm nicht machen, denn die Leute schienen wirklich dem Verhungern ganz nahe zu sein.

Am 10. September fiel ein so heftiger Regen, daß sogar die Einwohner ihre Hütten nicht zu verlassen wagten. Am Nachmittag besuchte mich ein Kaufmann, Madi Lemina Taura genannt, der von meiner Noth unterrichtet sein mochte und mir einige Lebensmittel brachte. Er versprach mir zugleich, daß er mich am nächsten Tage nach Kinyeto führen und dort in sein Haus aufnehmen werde.

Am Abend des 11. Septembers erreichte ich den genannten Ort. Ich hatte mich an dem einen Fußknöchel verwundet, und dieser entzündete sich so heftig und schwoll so stark an, daß ich am folgenden Morgen, wenn ich den Fuß nur auf die Erde setzte die größten Schmerzen empfand, und daher unmöglich weiter reisen konnte. Mein Wirth bemerkte meinen Zustand nicht sobald, als er mich zuvorkommend einlud, einige Tage bei ihm zu verweilen. Am 14. war ich so weit hergestellt, daß ich mit Hülfe eines Stockes gehen konnte.

Nachdem ich meinem Wirth für seine freundliche Pflege gedankt hatte, reiste ich ab. Ein junger Neger, der desselben Weges ging, begleitete mich nach Dscherijang. Die Gegend ist eben so schön wie sorgfältig angebaut, und ihr Mansa soll der mächtigste Häuptling in ganz Manding sein. In Dosita, einer großen Stadt, wo mein Begleiter Geschäfte hatte, mußte ich seinetwegen einen Tag verweilen. Mein Fieber kehrte hier mit einer solchen Heftigkeit zurück, daß ich in der Nacht förmlich rasete. Das Ziel des folgenden Tages war Mansia, eine bedeutende Stadt, in deren Umgegend Gold, wenn auch nur in geringer Menge, gefunden wird. Meine Kräfte waren in dem Grade erschöpft, daß ich, als die Straße einen felsigen Hügel hinauf führte, mich dreimal niederlegen mußte, weil ich mich einer Ohnmacht nahe fühlte.

Es war Nachmittag, als wir in Mansia ankamen. Der dortige

Vorsteher war als ungastlich verrufen, und das Gerücht hatte nicht gelogen. Er schickte mir zwar Mais zum Abendessen, forderte aber zugleich Bezahlung. Ich antwortete, daß ich ganz arm sei, und nun gerieth er in Wuth und drohte, daß meine weiße Haut mich nicht schützen solle, wenn ich ihn belogen habe. Er wies mir sodann eine Hütte zum Nachtlager an und nahm im Weggehen meinen Speer mit. Am nächsten Tage, sagte er, solle ich die Waffe zurückerhalten.

Dieses Benehmen und der üble Ruf, in dem der Mann stand, machten mir ihn verdächtig. Ich bat daher einen Einwohner, bei dem ich Bogen und Pfeile sah, daß er in der Hütte mit mir schlafen möge. Um Mitternacht nahten Schritte, und die Thür wurde geöffnet, was ich daran wahrnahm, daß das Licht des Mondes plötzlich in die Hütte schien. Ich sprang auf und sah eine Gestalt vorsichtig heranschleichen. Sogleich griff ich nach dem Bogen und den Pfeilen meines Schlafgenossen. Das Geräusch, welches dadurch entstand, verscheuchte den nächtlichen Gast, der kein anderer als der Mansa selbst war. Wenigstens wollte mein Gefährte, der zur Thür hinaussah, diesen im Mondschein erkannt haben, und rieth mir, bis zum Anbruch des Tages wach zu bleiben. Ich schloß die Thür wieder, stemmte ein Stück Holz gegen dieselbe und sann nach, welche Absicht der unheimliche Fremde gehabt haben möge. Da kam er zurück. Dieses Mal verfuhr er offener und drückte so stark gegen die Thür, daß mein Gefährte kaum im Stande war sie zuzuhalten. Als ich dem letztern aber zurief, daß er öffnen möge, lief der Angreifende abermals davon.

Sobald der Tag angebrochen war, ging der Neger auf meine Bitten zum Hause des Mansa, um meinen Speer zu holen. Er sagte mir bei seiner Rückkehr, daß der Mansa noch schlafe, und daß ich gut thun werde, vor seinem Erwachen abzureisen, weil er sonst leicht Mittel finden werde, mich aufzuhalten. Ich folgte diesem Rath auf der Stelle und gelangte unangefochten nach Kamalia.

Diese kleine Stadt liegt am Fuße von Felsenhügeln, in denen man viel Gold findet. Die eigentliche Stadt wir nur von Kafirs (Heiden) bewohnt. Die Buschrins (Mohamedaner) sondern sich ab und wohnen in geringer Entfernung von Kamalia in gruppenweise vertheilten Hütten. Ein abseits liegender Platz, der zu den gottesdienstlichen Handlungen bestimmt ist, führt den stolzen Namen Missura oder Moschee. In Wahr-

heit ist diese Moschee weiter nichts als ein geebnetes Stück Land, das mit Baumstämmen eingehegt ist. Gegen Osten hat man durch aufgeschüttete Erde eine kleine Erhöhung gebildet, und hier steht der Priester, wenn er das Volk zum Gebete ruft. Moscheen dieser Art sind bei den zum Islam bekehrten Schwarzen sehr häufig. Da Dach und Mauern fehlen, so können diese Plätze natürlich nur bei schönem Wetter besucht werden. Bei Regenwetter halten dagegen die Buschrins ihre Gebete in ihren Hütten.

Bei meiner Ankunft in Kamalia führte man mich in das Haus eines Buschrins, der Karsa Taura hieß und ein Bruder des Mannes war, der mir in Kinyeto eine so edle Gastfreundschaft bewiesen hatte. Er beschäftigte sich eben damit, einen Gang (Coffle), ich sollte eigentlich sagen, eine Heerde Sclaven zusammenzubringen, die er, sobald die Regenzeit aufgehört habe, an den Gambia führen und dort an die Europäer verkaufen wollte. Als ich ankam, saß er im Vorhofe seiner Hütte, umgeben von Slatis (Sclavenhändlern), die ihm von ihrer Waare soviel wie möglich aufzuschwatzen suchten. Er las diesen aus einem arabischen Buche vor und fragte mich lächelnd, ob ich ihn verstehe. Als ich die Frage verneinte, bat er einen der Slatis, das kleine sonderbare Buch zu holen, das aus dem Westen hergebracht worden sei. Man kann sich meine Ueberraschung und Freude denken, als ich das kleine Buch öffnete und in ihm das allgemeine englische Gebetbuch (Book of common prayer) erkannte. Karsa hatte mich durch dieses Buch auf die Probe stellen wollen. Die gelbe Farbe meiner Haut — eine Folge des Fiebers — mein langer Bart, meine zerlumpten Kleider und die übrigen Zeichen meiner gänzlichen Armuth hatten Zweifel erregt, ob ich wirklich ein Europäer sei. Viele hielten mich für einen verkleideten Araber, und Karsa freute sich nicht wenig, daß ich in dem Buche lesen konnte und dadurch die Wahrheit meiner Erzählung bewies. Er versprach mir in gütigen Worten jeden Beistand, der in seinen Kräften stehe. Er fügte sogleich hinzu, während der nächsten Monate sei an keine Reise durch die Jallonka-Wildniß zu denken, da man über nicht weniger als acht reißende Flüße setzen müsse. Er werde selbst nach dem Gambia reisen, fuhr er fort, sobald der Wasserstand der Flüsse niedrig genug sei, um Furthen zu bilden, und sobald das Gras verdorrt sei: warte ich so lange, so könne ich ihn begleiten. „Wenn selbst eine

Karawane von Eingeborenen es unmöglich findet, das Land zu durchziehen," schloß er, „so darf ein einzelner weißer Mann nicht daran denken, einen solchen Versuch zu wagen."

Ich konnte darauf nur entgegnen, daß ich selbst einen solchen Versuch für ein verzweifeltes Unternehmen halte, daß ich aber gezwungen sei, ihn zu machen. „Ich habe kein Geld, um mir Nahrungsmittel zu kaufen," sagte ich offen, „und ich muß mich entweder von Ort zu Ort weiter betteln oder vor Hunger umkommen." Karfa sah mich ernst an und fragte, ob es mir möglich sei, die im Lande üblichen Nahrungsmittel zu genießen? Er stelle diese Frage, setzte er hinzu, weil er noch nie einen Weißen gesehen habe und die Lebensweise der Europäer nicht kenne. „Willst Du bei mir bleiben," fuhr er fort, „bis die Regenzeit vorüber ist, so werde ich Dir eine Hütte zur Schlafstätte anweisen und Dich mit so viel Lebensmitteln versehen, als Du bedarfst; habe ich Dich wohlbehalten an den Gambia geführt, so magst Du Dich auf die Weise erkenntlich zeigen, welche Dir selbst genehm ist." Ich fragte, ob der Werth eines Sclaven der besten Art genügen werde? Karfa bejahte und ertheilte sogleich den Befehl, eine Hütte zu reinigen, damit ich sie beziehen könne.

So war ich denn einem wirklich erbarmungswürdigen Zustande durch die freundliche Theilnahme dieses guten Negers entrissen worden. Wie trübe hatte ich noch eben in die Zukunft geblickt! Von Krankheit und Hunger furchtbar bedrängt, hatte ich die traurige Wildniß von Jallonka vor mir, in welcher der Reisende fünf Tage lang keine Wohnung von Menschen erblickt. Den reißenden Strom Kokoro hatte ich schon von fern gesehen und an seinen Ufern in Gedanken den Ort, wo der Tod mich ereilen müsse, gleichsam schon bestimmt, als die freundliche Hand eines Schwarzen sich ausstreckte und hart am Rande des Abgrunds mich rettend zurückzog.

In der Hütte, die mir zur Wohnung eingeräumt worden war, fand ich eine Matte, auf der ich schlafen konnte, ein irdenes Wassergefäß und eine Kürbisschale, die mein Becher war. Ein Sclave versah mich mit Wasser und Brennstoff, und zweimal täglich wurde mir Essen geschickt. Aber weder die Beruhigung über mein Schicksal, die ich Karfa's Güte verdankte, noch alle Pflege und Sorgfalt vermochten das hartnäckige Fieber zu verscheuchen, das mich täglich mehr entkräftete und beunruhigte.

So lange als möglich verbarg ich meinen Zustand, aber am dritten Tage, als ich mit Karfa einen seiner Freunde besuchte, übermannte mich meine Schwäche. Ich konnte mich kaum fortbewegen, und ehe wir unser Ziel erreichten, taumelte ich und stürzte in eine Lehmgrube, aus der man den Stoff zum Bau einer Hütte entnommen hatte. Karfa tröstete mich, daß ich bald genesen werde; nur das Eine müsse ich vermeiden, im Regen auszugehen; dann werde meine Gesundheit bald zurückkehren.

Ich befolgte diesen Rath und hielt mich bei schlechtem Wetter stets in meiner Hütte. Dennoch fuhr das Fieber fort mich zu peinigen, und während der nächsten fünf Wochen blieb mein körperlicher Zustand ein sehr hinfälliger. Dann und wann schwankte ich aus meiner Hütte und setzte mich einige Stunden in die freie Luft. Oft war ich aber unfähig, mich vom Lager zu erheben, und verlebte in meiner Einsamkeit sehr trübe und langweilige Stunden. Besuch hatte ich so gut wie gar nicht, mit Ausnahme meines Wirths, der auch darin sein gutes Herz bethätigte, daß er täglich kam und sich nach meiner Gesundheit erkundigte.

Als die Regen seltener wurden und das Land abzutrocknen anfing, verließ mich das Fieber endlich. Ich war jedoch immer noch so entkräftet, daß ich kaum mich aufrecht zu erhalten vermochte. Es kostete mich stets eine große Anstrengung, wenn ich meine Matte in den Schatten eines nahen Tamarinden-Baumes trug, um den erquickenden Duft der Kornfelder einzuathmen und mein Auge an dem heiteren Grün der Gegend zu erfreuen. Endlich begannen meine Kräfte zuzunehmen, und der Genuß, den mir die einfachen und harmlosen Sitten der Neger gewährten, wie fleißiges Lesen in Karfa's kleinem Buche beschleunigten meine Genesung sehr.

Einige Störungen meines friedlichen Lebens blieben nicht aus. Mehrere Slatis, die in Kamalia, nachdem sie ihr Vermögen verloren, ihren Wohnsitz genommen hatten und fast allein von Karfa's Gastfreundschaft lebten, betrachteten mich mit neidischen Augen und erfanden lächerliche und nichtige Märchen, um mich in Karfa's Achtung herabzusetzen. Ein Serawoulli-Slati, der im December mit fünf Sclaven von Sego anlangte, gab sich ebenfalls die erdenklichste Mühe, verleumderische Gerüchte gegen mich auszusprengen. Karfa verachtete aber diese Redereien und begegnete mir nach wie vor mit derselben Güte.

Eines Tages sprach ich mit den Sclaven, welche dieser Serawoulli mitgebracht hatte, als einer derselben mich um Lebensmittel bat. Ich antwortete, daß ich ein Fremder sei, der nichts zu vergeben habe. Da sagte der Arme: „Ich gab Dir Lebensmittel, als Dich hungerte. Hast Du den Mann vergessen, der Dir in Karroukalla Milch brachte. Ach," setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, „damals waren die Eisen noch nicht an meinen Knöcheln." Nun erinnerte ich mich seiner und erbat mir von Karfa einige Erdnüsse, mit denen ich dem Manne seine frühere Wohlthätigkeit vergalt.

Ich hörte nun von ihm daß die Bambarraner ihn am Tage nach dem Treffen von Joka zum Gefangenen gemacht und nach Sego geschickt hätten. Dort sei er von seinem gegenwärtigen Herrn gekauft worden und solle nun nach Kadschaaga geführt werden. Die anderen fünf Sclaven stammten aus Kaarta, einer aus Waßela, und alle waren Kriegsgefangene. Sie verweilten in Kamalia vier Tage und wurden dann nach Bala geführt, wo ihr Herr so lange bleiben wollte, bis der Kokoro zu durchwaten und das Gras so dürr geworden sei, daß man es niederbrennen könne.

In den ersten Tagen des Decembers dachte Karfa an Maßregeln, die Zahl seiner Sclaven zu vervollständigen. Zu diesem Zwecke zog er alle Gelder ein, die man ihm schuldete, und brach am 19., von drei Slatis begleitet, nach Kankaba auf. Es ist dies eine große Stadt, die am Niger liegt und in Folge ihres starkbesuchten Sclavenmarkts eine große Bedeutung besitzt. Die meisten Sclaven, welche dort verkauft werden, kommen aus Bambarra. Mansong will seine Kriegsgefangenen nicht alle in Sego behalten, weil das zu viel kosten und auch Gefahren hervorrufen würde. Er schickt sie daher in kleineren Gruppen auf die verschiedenen Sclavenmärkte, namentlich nach Kankaba, wo sich immer viele Kaufleute einfinden. Der Transport erfolgt in Kähnen auf dem Niger stroman.

Karfa wollte in einem Monat zurückkehren. Während seiner Abwesenheit wurde ich einem guten alten Buschrin übergeben, der bei der Jugend des Orts die Stelle eines Schullehrers versah.

Die Muße, die mir in Kamalia zu Theil wurde, bot mir eine willkommene Gelegenheit, meine bisherigen Beobachtungen über das

Klima und die Erzeugnisse des Landes zu erweitern und mir genauere Nachrichten über die Eingeborenen zu verschaffen, als ich sie während meiner schnellen, von Mühen und Gefahren begleiteten Reisen durch das Land hatte sammeln können. Auch über die wichtigsten Gegenstände des afrikanischen Handels, über Gold, Elfenbein und Sclaven suchte ich Erkundigungen einzuziehen. Ich fand auf diese Weise eine anziehende Beschäftigung und werde nun dem Leser die Ergebnisse meiner Nachforschungen mittheilen, indem ich, um Wiederholungen zu vermeiden, Alles weglasse, was ich bereits bei der Erzählung meiner Reisen hie und da gelegentlich eingeflochten habe.

Zwanzigstes Kapitel.

Das Klima und die Jahreszeiten. — Die herrschenden Winde. — Natürliche und künstliche Erzeugnisse des Bodens. — Die Mandingo, ihr Charakter, ihre Sitten und Gewohnheiten, ihre Heirathen u. s. w.

Sowohl bei der Hinreise als bei der Rückkehr bewegte ich mich stets zwischen 12 Grad und 15 Grad N. Br., so daß ich kaum zu sagen brauche, daß ich an den meisten Orten eine außerordentliche Hitze fand. Nirgends war mir aber die Temperatur so drückend, und nirgends brannte die Sonne so stark, wie in dem Lager von Benaun, worüber ich mich schon früher ausgesprochen habe. An den Orten, wo sich der Boden zu Hügeln und Bergen erhebt, herrscht immer eine verhältnißmäßige Kühle. Ich will bei dieser Gelegenheit bemerken, daß mein Weg mich nie durch ein eigentlich gebirgiges Land geführt hat.

In der Mitte des Juni wird die heiße und schwüle Luft durch heftige Windstöße in Bewegung gesetzt. Die Europäer nennen diese Stürme, welche stets mit Donner und Regen auftreten, Tornados. Sie bezeichnen den Anfang der sogenannten Regenzeit, die bis zum November fortdauert. Während dieser Zeit weht der Wind aus Südwesten und es regnet täglich mit großer Heftigkeit. Auch das Ende der Regenzeit wird von furchtbaren Tornados begleitet. Nun wendet der Wind sich nach Nordosten und weht während des übrigen Jahres unabänderlich aus dieser Himmelsgegend.

Mit dem Eintritt des Nordostwindes zeigt sich in dem Ansehn des Landes eine wunderbare Veränderung. Das Gras verliert seinen Saft und verdorrt, die Flüsse fallen schnell, und viele Bäume werfen ihre Blätter ab. In dieser Periode pflegt sich der Harmattan einzustellen, ebenfalls ein Nordostwind, der sehr trocken ist und Alles ausdörrt. Ein dicker Dunst, wie Rauch anzusehen, begleitet ihn, durch den die Sonne mit blaßrother Farbe hindurchschimmert. Die Trockenheit dieses Windes und seine ausdörrende Kraft haben darin ihren Grund, daß er über die Sahara wegstreicht. Man hält diesen Wind übrigens für gesund, und die Europäer freuen sich über sein Eintreten, weil sie während seiner Herrschaft von Fiebern frei sind. Auch ich empfand diese wohlthätige Wirkung, da der Harmattan mich sowohl von meinem ersten Fieber, das mich im Hause des Dr. Laidley befiel, als in Kamalia herstellte. In der That besteht zwischen der Periode, in welcher der Harmattan weht, und zwischen der Regenzeit ein schneidender Gegensatz. Während der letztern ist die Luft in der Art mit Feuchtigkeit geschwängert, daß Kleider, Schuhe, Koffer, überhaupt alle Geräthe, welche nicht unmittelbar am Feuer stehen, feucht werden und modern. Die Einwohner leben dann, wie man ohne Uebertreibung sagen kann, in einer Art von Dampfbade. Der Harmattan giebt den erschlafften Muskeln wieder Spannkraft, befördert den stockenden Umlauf des Bluts und erleichtert das Athmen. Man fühlt sich freier und heiterer. Uebrigens wirkt er auch insofern nachtheilig, als die Lippen aufspringen und bei vielen Menschen Augenentzündungen entstehen.

Ist das Gras in dieser Jahreszeit dürr geworden, so wird es von den Eingeborenen angezündet. In Ludamar und den übrigen maurischen Ländern herrscht dieser Gebrauch nicht, denn dort hat das Vieh bis zur Wiederkehr der Regenzeit keine andere Nahrung, als das trockne Gras. In Manding verschaffte mir das Anzünden des Grases Schauspiele voll schauerlicher Erhabenheit. In der Nacht waren die Berge und die Ebenen von Feuerkreisen taghell erleuchtet, und der Wiederschein verbreitete sich oben so allgemein, daß Himmel und Erde in Flammen zu stehen schienen. Am Tage erhoben sich überall Rauchsäulen, umkreist von Raubvögeln, welche in der Luft lauerten, um sich auf die Schlangen, Eidechsen und andere derartige Thiere hinab zu stürzen,

die sich vor dem Feuermeer zu retten suchten. Diesem Verbrennen des Grases folgt bald ein frisches und liebliches Grün, und das Land gewinnt durch jenen Gebrauch an Schönheit wie an Gesundheit.

Die merkwürdigsten und wichtigsten Erzeugnisse des Pflanzenreichs, den Lotus- und Butterbaum habe ich bereits früher beschrieben. Sie bleiben in allen Gegenden, die ich besucht habe, so ziemlich dieselben. Ich muß hier bemerken, daß ich in Afrika, wo doch die meisten der eßbaren Wurzeln, die wir von den westindischen Inseln her kennen, vorkommen, auf allen meinen Reisen weder das Zuckerrohr, noch den Kaffeebaum, noch den Cacaostrauch gefunden und auch trotz aller meiner Nachforschungen keine Spur, daß sie den Eingeborenen bekannt seien, entdeckt habe. Die Ananas und viele andere der köstlichen Früchte, welche der Fleiß des Menschen, die Gaben der gütigen Natur veredelnd, in den tropischen Breiten von Amerika zur höchsten Vollkommenheit gebracht hat, sind in Afrika ebenfalls gänzlich unbekannt. Orangen und Bananen habe ich dagegen an der Mündung des Gambia gesehen. Ob sie aber einheimische Pflanzen sind, oder ob europäische Kaufleute sie angesiedelt haben, ist mir mit Sicherheit nicht bekannt geworden. Ich neige jedoch zu der Ansicht, daß die Portugiesen diese Bäume mit sich herübergebracht haben.

Was das Grundeigenthum betrifft, so glaube ich zu wissen, daß alles noch mit Urwald bestandene Land in den Gegenden, wo die monarchische Regierungsform besteht, dem König gehört und in den republikanischen Reichen für Eigenthum des Staates gilt. Wenn ein Privatmann freien Standes die Mittel hat, mehr Land zu bebauen, als er besitzt, so wendet er sich an den Vorsteher des Bezirks, und dieser weist ihm eine gewisse Bodenfläche an, wobei die Bedingung gilt, daß dieses Land, wenn es nicht innerhalb einer bestimmten Zeit in Cultur genommen wird, an den König oder an den Staat zurückfällt. Wird die Bedingung erfüllt, so gehen die gelichteten Bodenstrecken an den Besitzer über und werden von ihm, so viel ich weiß, auf seine Nachkommen vererbt.

So ausgedehnt diese Gebiete sind, einen so fruchtbaren Boden sie besitzen, und wie leicht die Erlangung von Grundbesitz gemacht wird, steht die Anzahl der Bevölkerung zu diesen Vortheilen doch in keinem Verhältniß. Große Striche des schönsten Landes fand ich ganz von Einwoh-

nern entblößt, und namentlich die Grenzen der verschiedenen Reiche sind entweder dünn bevölkert oder menschenleer. Viele Gegenden werden ferner deßhalb gemieden, weil sie der Gesundheit nachtheilig sind. Zu diesen gehören die sumpfigen Ufer des Gambia, des Senegal und anderer Flüsse unfern der Mündung. Die Binnenlandschaften sind deshalb stärker bevölkert als die ungesunden Küstenstrecken. Einen andern Grund dieser Erscheinung kann ich mir nicht denken, da alle Negerstämme, die ich beobachtet habe, wenn sie sich auch in verschiedene kleine Reiche theilen, fast unter derselben Temperatur leben, sich auf dieselbe Weise nähren und ziemlich denselben Charakter haben.

Was die Mandingo insbesondere betrifft, so sind sie ein höchst gutmüthiger Menschenschlag. Sie sind heiter, neugierig, leichtgläubig, einfach und lassen sich gern schmeicheln. Der hervorstechendste Fehler, den ich an ihnen bemerkte, war die unwiderstehliche Neigung, welche alle Classen verriethen, mir mein geringes Eigenthum zu stehlen. In dieser Beziehung sind sie kaum zu rechtfertigen, da sie den Diebstahl als ein Verbrechen betrachten und sich desselben unter einander in der Regel nicht schuldig machen. Dieser Umstand mildert in meinen Augen ihre Schuld, und ehe wir sie für ein Volk erklären, das schlechter als jedes andere sei, wollen wir uns fragen, ob die untern Classen der Gesellschaft in irgend einem europäischen Lande, sich gegen einen Fremden unter denselben Umständen besser benehmen würden, als diese Neger es gegen mich thaten. Man vergesse vor allen Dingen nicht, daß die Gesetze des Landes mir keinen Schutz gewährten und daß Jedermann ungestraft mich berauben konnte. Auch das behalte man im Auge, daß unter meinen Sachen einige waren, welche den Negern eben so werth waren, wie uns Europäern Perlen und Diamanten etwa sind. Setzen wir nun den Fall, ein indischer Kaufmann habe Mittel gefunden, mit einem Kästchen voll Perlen und Diamanten auf dem Rücken, nach Europa zu gelangen, und bei den Gesetzen des Landes, in dem er verweile, finde er keinen Schutz. In diesem Falle würden wir nicht staunen, wenn ihm von seinem Schatze etwas gestohlen würde, wohl aber würden wir uns wundern, wenn der erste Dieb dem zweiten noch eine einzige Perle oder den kleinsten Diamant übrig ließe. Das ist das Urtheil, welches ich mir bei ruhiger Ueberlegung hinsichtlich der Neigung der Mandingo, mich zu bestehlen,

gebildet habe. Obgleich ich durch ihre diebischen Gewohnheiten in Verlegenheiten gekommen bin, will ich doch nicht behaupten, daß ihr sittliches Gefühl und ihr natürlicher Rechtssinn erloschen oder verdorben seien. Diese Gefühle wurden blos einen Augenblick lang durch eine Versuchung, deren Ueberwindung eine nicht gemeine Kraft erforderte, zurückgedrängt und erstickt.

Will man diese lasterhafte Neigung als tief eingewurzelt betrachten, so beachte man wenigstens ihr Gegengewicht. Ich meine die mitleidige Uneigennützigkeit, die zärtliche Theilnahme, welche diese guten Neger vom König von Sego bis zu den armen Weibern abwärts, welche mich zu verschiedenen Malen halb sterbend in ihre Hütten aufnahmen und mir Lebensmittel reichten, gegen mich und meine Leiden bewiesen. Dieses schöne Mitgefühl trat allerdings vorwiegend bei den Frauen auf. Die Männer haben mich wohl hie und da, wie der Leser sich erinnern wird, freundlich aufgenommen, bei anderen Gelegenheiten aber schlecht behandelt. Bei dem männlichen Geschlecht kam Alles auf den besonderen Charakter desjenigen an, mit welchem ich zu thun hatte. Einigen hatte der Geiz das Herz verhärtet, bei anderen litt der blinde Glaubenseifer nicht, daß sie mir Mitleid bewiesen. Die Frauen gaben mir aber nicht ein einziges Mal Beweise von Gefühllosigkeit. Auf allen meinen Reisen, und mochte ich im tiefsten Elend sein, fand ich sie gut und voll Theilnahme, so daß ich ein Recht habe, die beredten Worte meines Vorgängers, Herrn Ledyard, zu wiederholen: „Ich habe mich nie auf eine anständige und freundliche Weise an eine Frau gewendet, ohne eine freundliche und anständige Antwort zu erhalten. Hungerte oder dürstete mich, war ich durchnäßt oder krank, so zauderten wohl die Männer, aber nie die Frauen, mir die edelste Hülfe zu gewähren. Sie unterstützten mich so bereitwillig, und so gütig, daß, wenn mich dürstete, der Trunk Wasser, den sie mir darboten, eine besondere Süßigkeit enthielt, und, wenn mich hungerte, der elendeste Bissen aus ihrer Hand wie das köstlichste Gericht schmeckte.“

Es ist mit Grund vorauszusetzen, daß dieses sanfte und wohlthuende Mitgefühl, welches diese armen Leute in meinem Unglück gegen mich an den Tag legten, sich gelegentlich gegen ihre Landsleute und Nachbarn noch stärker äußern wird, und daß namentlich die Gegenstände ihrer

Liebe, welche durch Bande des Bluts mit ihnen vereinigt sind, besondere Anrechte auf ihre Theilnahme besitzen müssen. Wirklich äußert sich die Mutterliebe, die hier weder den Zwang noch die Zerstreuungen des Culturlebens kennt, bei diesen Völkern auf die rührendste Weise. Die Kinder belohnen dieses Gefühl durch die zärtlichste Zuneigung. Ich habe bereits ein Beispiel angeführt. „Schlage mich," rief mein schwarzer Diener seinem Gegner zu, „aber schimpfe meine Mutter nicht." Diese selbe Gesinnung habe ich überall gefunden und in ganz Afrika bemerkt, daß man einem Schwarzen keinen größern Schimpf zufügen kann, als wenn man von der Frau, die ihn geboren hat, mit Verachtung spricht.

Man darf sich nicht wundern, daß die kindliche Liebe der Neger weit mehr der Mutter als dem Vater gilt. Die Sitte der Vielweiberei, welche die väterliche Liebe schwächt, indem sie dieselbe auf die Kinder vertheilt, sammelt die eifersüchtige Zärtlichkeit der Mutter um einen Punkt: die Beschützung ihrer eigenen Sprößlinge. Ich habe auch mit wahrer Freude bemerkt, daß die mütterliche Sorgfalt sich nicht blos auf das Wachsen und Gedeihen des Körpers erstreckt, sondern bis zu einem gewissen Grade selbst die sittliche Entwickelung des Kindes zum Ziele nimmt. Eine der ersten Lehren, welche die Mandingo-Frauen ihrer Nachkommenschaft einschärfen, ist Achtung vor der Wahrheit. Der Leser erinnert sich wohl noch der unglücklichen Mutter, deren Sohn in Funingkedi von maurischen Viehdieben ermordet wurde. In ihrer äußersten Verzweiflung fand sie keinen andern Trost, als den, daß ihr armes Kind im Laufe seines unschuldigen Lebens niemals eine Lüge gesagt habe. Dieses Lob, das eine liebende Mutter bei einer solchen Gelegenheit aussprach, muß auf die jungen Leute, welche unter den Zuschauern standen, einen tiefen Eindruck gemacht haben. Es war zu gleicher Zeit ein ehrendes Zeugniß für den Todten und eine ermunternde Lehre für die Lebenden.

Die Negerinnen säugen ihre Kinder so lange, bis dieselben ohne Beihülfe gehen können. Daß ein Kind drei Jahre lang an der Brust liegt, ist nichts Seltenes, und während dieser Zeit wendet der Ehemann seine ganze Aufmerksamkeit seinen anderen Frauen zu. Das ist wahrscheinlich der Grund, weshalb eine Frau gewöhnlich wenige Kinder hat. Mehr als fünf oder sechs sieht man selten bei derselben Mutter. Sobald

das Kind gehen kann, gestattet man ihm eine große Freiheit. Es vor dem Fallen und vor anderen kleinen Unfällen zu hüten, damit beschäftigt sich die Mutter wenig. Die Gewohnheit lehrt das Kind in kurzer Zeit, sich selbst in Acht zu nehmen, und die Erfahrung dient ihm als Lehrmeisterin. Die Mädchen lernen, wenn sie heranwachsen, Baumwolle spinnen, Korn stampfen und andere häusliche Arbeiten verrichten. Die Knaben helfen bei den Feldarbeiten. Die Sitte der Beschneidung herrscht sowohl bei den Buschrins als bei den Kafirs, und beide Geschlechter werden ihr unterworfen, sobald sie das Alter der Mannbarkeit erreichen.*) Bei den Kafirs hat diese schmerzhafte Operation keinen religiösen Grund, sondern gilt blos für einen nützlichen und bequemen Gebrauch. Es knüpft sich aber doch an sie die abergläubische Meinung, daß sie die Ehen fruchtbarer mache. Man operirt immer mehrere junge Leute zugleich und befreit sie während der nächsten zwei Monate von allen Arbeiten. In dieser Zeit bilden die Beschnittenen eine Gesellschaft, welche Solimana genannt wird. Sie besuchen die nahen Städte und Dörfer, wo sie tanzen und singen und von den Einwohnern gut bewirthet werden. Ich bin auf meinen Reisen oft solchen Gesellschaften begegnet, die jedoch stets nur aus jungen Männern bestanden. Kamalia war der einzige Ort, wo ich auch eine weibliche Solimana sah.

Es geschieht während dieser Festlichkeiten oft, daß mehrere der jungen Mädchen sich verheirathen. Findet ein junger Mann eine Schöne nach seinem Geschmack, so ist es nicht nöthig, daß er sich zuerst an sie wende. Das Erste, was er ins Auge zu fassen hat, ist eine Verständigung mit den Eltern über die Entschädigung, welche er ihnen dafür geben muß, daß sie in Zukunft der Gesellschaft und der Dienste ihrer Tochter entbehren. Gewöhnlich wird diese Entschädigung auf den Werth von zwei Sclaven festgestellt, doch stehen Mädchen, welche für sehr hübsch gelten, höher im Preise. Ist der Werbende so reich und so verliebt,

*) Näheres über diese, in Afrika sehr verbreitete Sitte findet man in der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde", Jahrgang 1856 (VI. 101 fg.) in einem interessanten Aufsatz von A. E. Brehm: „Chartum und seine Bewohner." Brehm schloß sich mit dem Baron v. Müller der „katholischen Mission zur Bekehrung der Heiden" an, der wir für viele dankenswerthe Aufschlüsse über die Länder am weißen und blauen Nil verpflichtet sind.

daß er die geforderte Summe geben kann und will, so macht er das Mädchen mit seinen Wünschen bekannt. Ihre Einwilligung wird indessen nicht für unumgänglich nothwendig gehalten, sobald die Eltern die Werbung angenommen haben und mit dem Liebhaber einige Kolla-Nüsse, die er ihnen als Handgeld darbietet, gegessen haben. Die junge Dame muß entweder den Mann, den die Eltern für sie ausgesucht haben, annehmen oder ewig Jungfrau bleiben; einem Andern darf sie sich nicht verloben. Würden die Eltern ihre Zustimmung zu einer andern Heirath geben, so könnte der Abgewiesene ihre Tochter als seine Sclavin einfordern.

Wenn der Hochzeitstag festgesetzt worden ist, ladet man eine Anzahl geachteter Gäste ein, der Festlichkeit beizuwohnen. Man schlachtet einen Widder oder Stier und bereitet eine Menge von Speisen. Sobald die Nacht angebrochen ist, führt man die Neuvermählte an eine Hütte, wo eine Gesellschaft älterer Frauen ihr behülflich ist, das Hochzeitskleid anzulegen. Dieses besteht immer aus weißer Baumwolle und verhüllt den ganzen Körper vom Kopf bis zu den Füßen. So geschmückt setzt sich die junge Frau mitten in der Hütte auf eine Matte und empfängt die Anweisungen der Matronen, welche einen Kreis um sie bilden. Sie hört nun weise Regeln, wie sie sich in Zukunft zu benehmen hat. Diese moralische Vorlesung wird oft durch die jungen Mädchen unterbrochen, welche die Gesellschaft durch Gesänge und Tänze unterhalten, in denen mehr Ausgelassenheit als Anstand bemerkbar wird. Während die Vermählte in der Hütte bei den Frauen verweilt, beschäftigt sich ihr Mann draußen mit den männlichen und weiblichen Gästen, die vor der Thür versammelt sind. Er macht ihnen mit Kolla-Nüssen kleine Geschenke, sorgt dafür, daß Jeder seinen Antheil an den zubereiteten Speisen bekomme, und trägt dadurch zu der allgemeinen Heiterkeit bei. Wenn das Essen vorbei ist, beginnt das Tanzen und Singen und dauert die ganze Nacht hindurch fort. Erst mit Tagesanbruch trennt man sich. Gegen Mitternacht führen die Matronen die junge Frau insgeheim in die Hütte, die zu ihrer Wohnung bestimmt ist, und zugleich trennt sich der Ehemann auf ein gegebenes Zeichen von der Gesellschaft. Gegen Morgen wird das junge Paar gewöhnlich von den Frauen gestört, die sich versammeln, um das Ehebett (wie es auch bei den alten Hebräern nach den Erzählungen der Bibel gebräuchlich war) zu besichtigen und

um dasselbe zu tanzen. Diese Ceremonie gilt für unumgänglich nöthig, und wenn man sie unterließe, so würde die Ehe nicht als gültig anerkannt werden.

Schon oft habe ich erwähnt, daß die Neger, mögen sie nun Heiden oder Mohamedaner sein, die Sitte der Vielweiberei angenommen haben. Die Heiden können so viele Frauen nehmen, als sie wollen und zu ernähren im Stande sind, die Mohamedaner werden durch den Koran auf vier beschränkt. Da der Mann für jede Frau einen hohen Preis bezahlt, so behandelt er seine Weiber mehr wie gemiethete Sclavinnen, denn als Lebensgefährtinnen. Die Leitung der häuslichen Angelegenheiten wird ihnen jedoch übertragen. Jede ist der Reihe nach die Herrin des Hauses, bereitet die Speisen und überwacht das weibliche Gesinde. So große Gewalt die afrikanischen Ehemänner über ihre Frauen auch besitzen, habe ich im Allgemeinen doch keine harte Behandlung derselben bemerkt. Auch die niedrige Eifersucht, welche bei den Mauren einen sehr hervortretenden Charakterzug bildet, habe ich bei ihnen nie wahrgenommen. Sie gestatten ihren Frauen, an allen öffentlichen Belustigungen Theil zu nehmen, und mit dieser Freiheit wird selten Misbrauch getrieben. So heiter und lebhaft die afrikanischen Frauen sind, neigen sie doch nicht zu Ausschweifungen. Eine Verletzung der ehelichen Treue wird nach meinen Beobachtungen selten vorkommen.

Entsteht unter den Frauen einer Haushaltung ein Streit, wie dies unter den obwaltenden Verhältnissen häufig geschehen wird, so spricht der Mann die Entscheidung aus. In diesem Falle muß er zuweilen, um die Ruhe herzustellen, zu einer kleinen körperlichen Züchtigung seine Zuflucht nehmen. Führt eine der Frauen bei dem Vorsteher der Stadt oder des Dorfes Klage, daß ihr Mann sie ungerecht bestrafe und für ein anderes seiner Weiber eine beleidigende Vorliebe verrathe, so wird die Sache öffentlich untersucht und abgeurtheilt. Ich habe jedoch sagen hören, daß das Gericht (Palaver), das in der Regel aus verheiratheten Männern besteht, die Klagen der Frauen nicht immer sehr ernst nehme. Statt Gerechtigkeit zu finden, muß sich die Klägerin zuweilen selbst der Zanksucht und der Störung des ehelichen Friedens beschuldigen lassen. Murrt sie gegen die Entscheidung des Gerichts, so macht der magische Stab des Mumbo Jumbo der Sache bald und nachdrücklich ein Ende.

Die Kinder der Mandingo tragen nicht immer die Namen ihrer Eltern. Man benennt sie oft nach einem örtlichen oder persönlichen Umstande. So hieß mein Wirth in Kamalia Karfa oder Ersatz, weil er kurze Zeit nach dem Tode eines seiner Brüder geboren worden war. Andere Namen deuten gute oder schlimme Eigenschaften an, z. B. Modi (ein guter Mensch), Fadibba (Vater der Stadt) u. s. w. Sogar die Namen der Städte schließen eine Bedeutung in sich. Unter anderen heißt Sibidulu in wörtlicher Uebersetzung „Stadt der Ciboa-Bäume," Kenneyetu „hier Lebensmittel," Dosita „erhebe deinen Löffel." Andere Namen scheinen einen Vorwurf aussprechen zu sollen. So bedeutet Bammaku „wasche das Krokodil," Karrankalla „kein Becher um zu trinken", u. s. w.

Wenn ein Kind sieben bis acht Tage alt ist, so erhält es einen Namen. Man verbindet damit eine förmliche Ceremonie, welche damit beginnt, daß man dem Kinde den Kopf scheert. Den Gästen wird ein Gericht, Dega genannt, vorgesetzt, das man aus saurer Milch und zerstampftem Reis bereitet. Sind die Eltern reich, so fügen sie dieser Speise noch ein Schaf oder eine Ziege hinzu. Dieses Fest heißt Ding Kunli, „das Scheeren des Kopfes des Kindes."

Während meines Aufenthalts in Kamalia wohnte ich vier solchen Festen bei und beobachtete stets dieselben Gebräuche, mochte das Kind nun einem Buschrin oder einem Kafir gehören. Der Schullehrer, der bei diesen Gelegenheiten als Priester auftritt und stets ein Buschrin ist, begann damit, über das Kind ein langes Gebet zu sprechen, während dessen jeder der Anwesenden seine rechte Hand auf dem Rande einer Calebasse ruhen ließ. Er nahm das Kind darauf in seine Arme und sprach ein zweites Gebet, indem er den Segen Gottes auf das Kind und auf alle Anwesende herabrief. Nun murmelte er dem Kinde einige Worte ins Ohr, spie ihm dreimal ins Gesicht, sprach den Namen, den es fortan führen sollte, mit lauter Stimme aus und gab es der Mutter zurück. Wenn dieser Theil der Ceremonie vollendet war, theilte der Vater das Festgericht (Dega) in verschiedene Kugeln und reichte jedem Gaste eine derselben. Man fragte nun, ob es in der Stadt einen Kranken gebe. War dies der Fall, so schickte man ihm eine große Schüssel voll Dega,

Man glaubt nämlich, daß dieses Gericht, für ein solches Fest zubereitet, bedeutende Heilkräfte besitze. *)

Von den Negern hat Jedermann neben seinem eigentlichen Namen noch einen Kontong oder Beinamen, welcher die Familie oder den Stamm, zu dem er gehört, bezeichnet. Unter den Familien giebt es sehr zahlreiche und mächtige. Alle die verschiedenen Kontongs im Gedächtniß zu behalten, die es in den einzelnen Theilen des Landes giebt, würde unmöglich sein. Mehrere derselben sich zu merken, ist jedem Reisenden anzurathen, denn jeder Neger ist auf die Wichtigkeit oder das Alter seines Stammes stolz, und es schmeichelt ihm nicht wenig, wenn man ihn mit seinem Kontong anredet.

Die Neger begrüßen sich stets mit einigen Worten, wenn sie einander begegnen. Bei den Kafirs ist die gewöhnliche Formel: „Abbe häretto ening seri anawari?" (befindest Du Dich wohl?) Man wechselt auch nach den Tageszeiten mit den Begrüßungen und bietet sich früh einen Ening somo oder guten Morgen. Man antwortet auf diese Begrüßung gewöhnlich damit, daß man den Kontong des Grüßenden nennt, oder die Worte, die er gesprochen hat, wiederholt und Marrhaba (mein Freund) hinzusetzt.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung der Nachrichten von den Mandingo. — Ihre Ansichten über die Himmelskörper und die Gestalt der Erde. — Ihre Glaubensmeinungen. — Ihre Ideen von der Fortdauer nach dem Tode. — Ihre Krankheiten und Heilmittel. — Ihre Gebräuche bei Begräbnissen, ihre Belustigungen und Beschäftigungen. — Kunst und Industrie bei den Mandingo.

Eine künstliche Methode, die Zeit einzutheilen, ist bei den Mandingo und so viel ich weiß, bei allen Negern unbekannt. Sie berechnen die Jahre nach der Anzahl der Regenzeiten. Das Jahr theilen sie

*) Bald nach dieser Ceremonie punctirt man das Kind auf verschiedenen Stellen der Haut. Es wird dabei ähnlich verfahren wie auf den Südseeinseln beim Tättowiren. Mungo Park.

im Monde, und die Tage zählen sie nach Sonnen. Was den einzelnen Tag betrifft, so unterscheiden sie Morgen, Mittag und Abend. Die Unterabtheilungen der Zeit, welche wir Stunden nennen, deuten sie an, indem sie nach der Stelle am Himmel zeigen, wo die Sonne in dem Augenblicke, den sie meinen, zu stehen pflegt. Um diese genauere Eintheilung der Zeit kümmern sie sich jedoch nur dann, wenn es im einzelnen Falle nöthig ist.

Oft fragte ich einzelne Neger, was denn wohl in der Nacht aus der Sonne werde, und ob am nächsten Tage dieselbe oder eine andere Sonne uns erscheinen werde. Ich machte dann die Erfahrung, daß man meine Frage für entschieden kindisch hielt. Dieser Gegenstand schien ihnen außerhalb der Tragweite des menschlichen Verstandes zu liegen. Sie hatten über diesen Punkt nie zu grübeln, nie Vermuthungen über ihn anzustellen gewagt. Der Mond erregt ihre Aufmerksamkeit etwas mehr, weil er seine Form verändert. Zeigt sich der Neumond zum ersten Male, so nehmen sie an, daß er neu entstanden sei, und sprechen alle, die Heiden wie die Mohamedaner, ein kurzes Gebet. Ich halte dies für die einzige sichtbare Huldigung, welche die Heiden unter sich dem höchsten Wesen darbringen. Dieses Gebet wird ganz leise gesprochen, und der Betende bedeckt dabei sein Gesicht mit der Hand. Wie verschiedene Personen mich versichert haben, besteht der Inhalt des Gebets darin, daß Gott für die Güte, die er während des letzten Mondes den Menschen bewiesen hat, gedankt und für die Dauer des nächsten Mondes von ihm die Fortdauer dieser Gnade erfleht wird. Ist das Gebet zu Ende, so speit man in die Hände und reibt sich mit denselben das Gesicht. Es ist dies ungefähr dieselbe Ceremonie, welche zu Hiobs Zeiten unter den Heiden gebräuchlich war. *)

Auch die Veränderungen, die mit dem Monde, während seines Umlaufs vorgehen, werden mit großer Aufmerksamkeit beobachtet. Im letzten Viertel des Mondes eine Reise oder irgend ein wichtiges Geschäft

*) Hiob, XXXI, und fg.: Nach Luthers Uebersetzung lautet die Stelle: „Habe ich das Licht angesehen, wenn es hell leuchtete, und den Mond, wenn er vollging? Hat sich mein Herz heimlich bereden lassen, daß meine Hand meinen Mund küsse? Welches ist auch eine Missethat für die Richter, denn damit hätte ich verleugnet Gott von oben.“

vorzunehmen, würde für sehr unheilvoll gelten. Eine Verfinsterung der Sonne oder des Mondes schreibt man der Zauberei zu. Die Sterne finden wenig Beachtung. Im Allgemeinen gilt das Studium der Astronomie bei diesen Völkern für eine unnütze Beschäftigung, welche blos Personen, die sich mit Zauberkünsten beschäftigen, anziehen könne.

Von der Bildung der Erde haben die Schwarzen eben so beschränkte Ansichten. Sie halten unsern Planeten für eine Ebene von unermeßlicher Ausdehnung, deren Ende noch kein menschliches Auge gesehen habe, weil es in Wolken und finstere Nacht eingehüllt sei. Das Meer ist ihnen ein großer salziger Strom, an dessen Ufern das Land Tobaudo du (Land der Weißen) liege. In geringer Entfernung von Tobaudo du liegt ein anderes Land, in dem Menschenfresser von riesenhaftem Wuchse, Kumi genannt, wohnen. Dieses Land heißt Jong sang du (das Land, wo die Sclaven verkauft werden). Ihr Land gilt ihnen für das beste auf der Erde und sie halten sich für das glücklichste Volk. Sie beklagen daher das Schicksal der anderen Völker, welche die Vorsehung in minder fruchtbare Gefilde und unter einen rauhern Himmel verwiesen hat.

Einige Glaubensmeinungen der Neger verdienen unsere Aufmerksamkeit, wenn sie auch von Aberglauben nicht frei sind und in einer lächerlichen Leichtgläubigkeit wurzeln. Ich habe mit Schwarzen aller Classen über Religionssachen gesprochen und stehe nicht an, zu behaupten, daß der Glaube an einen Gott wie an einen künftigen Zustand, in dem der Mensch Belohnungen oder Strafen finden wird, bei ihnen allgemein herrscht. Um so auffallender ist es, daß die eingeborenen Heiden dem Allmächtigen, mit Ausnahme der Ceremonien, welche gelegentlich des Neumondes vorkommen, keine Huldigungen darbringen. Sie halten es für unnütz, zu Gott zu beten oder ihm Bitten vorzutragen. Sie nennen ihn den Schöpfer und Erhalter aller Dinge, aber sie betrachten ihn als so fern und so unendlich über uns erhaben, daß es Thorheit sei, anzunehmen, die Zudringlichkeit schwacher Sterblichen könne die Beschlüsse seiner unfehlbaren Weisheit ändern oder die unwandelbaren Gesetze derselben umstoßen. Weist man sie darauf hin, daß sie ja am Neumond beteten, so antworten sie, der Gebrauch habe das zum Gesetz ge-

macht, und sie beteten, weil ihre Väter auch gebetet hätten. So blind ist der Mensch, dem das Licht des Christenthums nicht geleuchtet hat!

Die Neger glauben, daß Gott die Angelegenheiten dieser Welt der Sorgfalt und Leitung von Geistern untergeordneter Gattung übertragen habe, und meinen durch magische Ceremonien einen großen Einfluß auf dieselben üben zu können. Ein weißes Huhn, das an die Zweige eines Baumes gebunden wird, ein Schlangenkopf, einige Handvoll Früchte sind Gaben, die von der Unwissenheit und dem Aberglauben häufig dargebracht werden, weil die Ansicht herrscht, auf diese Weise lasse sich der Zorn der Schutzgötter beschwichtigen und ihr Wohlwollen erwerben.

Nur in seltenen Fällen lassen sich die Neger in ein Gespräch über Glaubenssachen ein. Fragt man sie genauer, wie sie sich das zukünftige Leben denken, so sprechen sie sich mit großer Ehrfurcht aus, brechen aber die Unterredung sobald wie möglich mit den Worten ab: Mo o mo intaalla (darüber weiß Niemand etwas). Es sei ihnen genug, sagen sie, in den verschiedenen Lebenslagen den Vorschriften und dem Beispiele ihrer Väter zu folgen. Bietet diese Welt ihnen weder Tröstungen noch Genüsse dar, so richten sie ihre unruhigen Blicke auf das jenseitige Leben, von dem sie glauben, daß es ihren Wünschen besser entsprechen werde, über das sie sich aber weder Aeußerungen noch innere Vermuthungen erlauben.

Zu einem hohen Alter gelangen die Mandingo selten. Mit vierzig Jahren bekommen sie meistens graue Haare und werden mit Runzeln bedeckt. Ueber das funfzigste oder gar sechszigste Jahr gelangen wenige hinaus. Sie berechnen ihre Jahre, wie ich bereits gesagt habe, nach der Zahl der Regenzeiten. Da es in jedem Jahr nur eine Regenzeit giebt, so gelangen sie auf diese Weise zu einem richtigen Resultat. Sie unterscheiden jedes Jahr von dem andern durch einen besonderen Namen, der sich auf irgend ein merkwürdiges Ereigniß bezieht, das in seinem Laufe vorgekommen ist. So sagen sie z. B. das Jahr des Kriegs mit Farbanna, des Kriegs mit Kaarta, das Jahr, in dem Gadu geplündert wurde u. s. w. Ich zweifle nicht, daß man an vielen Orten, um das Jahr 1796 zu bezeichnen, sagen wird: Tobaudo tambi sang (die Regenzeit, als der Weiße hier war). Meine Erscheinung muß in ihrer von Mund zu Mund überlieferten Geschichte natürlich Epoche machen.

So selten ein langes Leben bei den Negern ist, hat es mir doch nicht scheinen wollen, als ob viele Krankheiten herrschten. Ihr thätiges Leben und ihre einfachen Speisen schützen sie vor manchen der Uebel, welche die Geißeln eines trägen und wollüstigen Lebens sind. Fieber und Durchfälle sind ihre gewöhnlichsten und gefährlichsten Leiden. Um sie zu heilen, wenden sie Saphis an. die auf verschiedene Theile des Körpers gelegt werden, und greifen noch zu vielen anderen abergläubischen Gebräuchen, von denen einige ganz gut darauf berechnet sind, dem Kranken Hoffnung auf Genesung einzuflößen und jeden Gedanken an Gefahr aus seinem Geiste zu verbannen. Uebrigens habe ich bei ihnen zuweilen auch eine wissenschaftliche Art von Behandlung bemerkt. Klagt der Kranke bei dem ersten Fieberanfall über Kälte, so bringt man ihn in ein Dampfbad, welches man dadurch herstellt, daß man Zweige von Nauclea orientalis auf glühende Kohlen wirft und den Leidenden, in ein großes baumwollenes Tuch gewickelt, oben darauf legt. Man besprengt nun die Zweige mit Wasser, das durch die Zwischenräume zu den glühenden Kohlen dringt und den Kranken in eine Wolke von Dampf hüllt. In diesem Zustande läßt man ihn so lange verharren, bis die Kohlen erloschen sind. Dieses Verfahren ruft gewöhnlich einen reichlichen Schweiß hervor und bringt dem Kranken eine merkwürdige Erleichterung.

Zur Heilung des Durchfalls bedient man sich der Rinde verschiedener Bäume, die zu Pulver zerstoßen und dem Kranken unter die Speisen gemischt wird. Diese Heilart nimmt aber gewöhnlich einen übeln Ausgang.

Die anderen Krankheiten, welche bei den Negern vorkommen, sind der Kinnbackenkrampf, die Elephantiasis und ein Aussatz der schlimmsten Gattung. Dieser letztere äußert sich anfänglich in scorbutischen Flecken, welche an verschiedenen Körpertheilen erscheinen und sich endlich an den Händen und Füßen festsetzen. An diesen Gliedern trocknet die Haut aus und springt hier und da auf. Endlich schwellen die Fingerspitzen an und beginnen zu eitern. Ihre Absonderungen sind scharf und übelriechend; die Nägel fallen ab, die Fingerknochen werden angefressen und lösen sich in den Gelenken ab. Die Krankheit schreitet auf diese Weise immer fort und erreicht häufig einen solchen Grad, daß der Kranke alle Finger und Zehen verliert. Selbst seine Arme und Beine

fallen zuweilen ab, zerstört durch diese furchtbare Krankheit, die bei den Negern den Namen Balla ju (unheilbar) führt.

An gewissen Stellen ist der Guineawurm, besonders zu Anfang der Regenzeit, sehr gewöhnlich. Die Neger schreiben diese Krankheit, die schon von verschiedenen Schriftstellern beschrieben worden ist, dem schlechten Wasser zu und behaupten, daß diejenigen, welche aus Brunnen trinken, ihr mehr unterworfen seien, als diejenigen, welche mit Flußwasser ihren Durst löschen. Derselben Ursache geben sie das Anschwellen der Halsdrüsen Schuld, und ebenso den Kropf, welcher in einigen Theilen von Bambarra eine sehr häufige Erscheinung bildet. Im Binnenlande habe ich verschiedene Fälle von Entzündung der Harnröhre wahrgenommen, aber nie die eigentliche lues venerea.

Im Allgemeinen werden die Neger bessere Chirurgen als Aerzte sein. Nach meinen Beobachtungen sind sie im Heilen von Brüchen und Verrenkungen sehr glücklich und benutzen einen einfachen Verband, der leicht abzunehmen ist. Man legt den Kranken auf eine Matte und badet das gebrochene Glied mehrmals in kaltem Wasser. Die Geschwüre öffnet man mit dem Brenneisen und legt dann je nach Befinden der Umstände dieses oder jenes Pflaster auf, bald weiche Blätter, bald Baumbutter, auch wohl Kuhmist.

In der Nähe der Küste, wo die Neger sich die europäische Lancetten verschaffen können, nehmen sie häufige Aderlässe vor. Findet eine örtliche Entzündung statt, so wenden sie eine sonderbare Art von Schröpfköpfen an. Das Verfahren besteht darin, daß in den leidenden Theil ein Einschnitt gemacht und auf diesen ein Büffelhorn mit einer Oeffnung am hintern Ende gesetzt wird. Der Wundarzt nimmt nun ein Stück Wachs in den Mund, führt die Lippen an die Oeffnung und saugt die Luft aus dem Horn, worauf er mittelst einer geschickten Bewegung der Zunge die Oeffnung mit dem Wachse verstopft. Dieses Verfahren erfüllt seinen Zweck vortrefflich und hat gewöhnlich eine reichliche Blutergießung zur Folge.

Wenn ein angesehener Mann stirbt, so vereinigen sich die Verwandten und Freunde, um ihren Schmerz durch ein lautes und klägliches Geschrei zu äußern. Man schlachtet für die Personen, welche dem Leichenbegängnisse beiwohnen wollen, eine Ziege oder einen Ochsen. Die

Ceremonie pflegt meistens am Abend des Todestages vor sich zu gehen. Bestimmte Begräbnißplätze haben die Neger nicht. Häufig wird gleich in der Hütte des Verstorbenen das Grab bereitet, oder man verscharrt die Leiche unter einem Baume. Zu diesem letztern wählt man einen solchen, unter dem der Geschiedene gern zu sitzen pflegte. Man hüllt die Leiche in weiße Baumwolle und wickelt sie in eine Matte. Die Verwandten tragen sie mit Einbruch der Nacht zur Gruft. Befindet sich die letztere außerhalb der Stadtmauer, so bedeckt man sie mit einer Masse Dorngesträuch, damit die Wölfe den Körper nicht ausscharren. Daß man einen Stein oder ein Denkmal auf das Grab gelegt hätte, habe ich nie bemerkt.

Bis jetzt habe ich die Neger hauptsächlich vom sittlichen Gesichtspunkte betrachtet und mich auf die hervorstechenden Züge ihres Charakters beschränkt. Ihre häuslichen Belustigungen, ihre Geschäfte, ihre Nahrungsmittel, ihre Kunst und noch manche andere Gegenstände, welche mit den hier genannten in Verbindung stehen, verdienen ebenfalls einige Bemerkungen.

In verschiedenen Stellen meines Tagebuchs habe ich Gelegenheit gehabt, von ihrer Musik und ihrem Tanze zu sprechen. Was den ersteren Gegenstand betrifft, so will ich hier ein Verzeichniß ihrer musikalischen Instrumente anfügen. Die wichtigsten derselben sind: der Kunting, eine Art von Guitarre mit drei Saiten; der Korro, eine große Harfe mit achtzehn Saiten; der Simbing, eine kleine Harfe mit sieben Saiten; der Balafu, ein Instrument, das aus zwanzig Stücken harten Holzes von verschiedener Länge besteht, unter denen Kürbisschalen, in Muschelform geschnitten, angebracht sind, damit der Ton stärker werde; der Tangtang, eine an ihrem unteren Ende offene Trommel, und endlich die Tabala, eine große Trommel, deren man sich gewöhnlich bedient, wenn man dem Lande ein Lärmzeichen geben will. Außer diesen Instrumenten hat man noch kleine Flöten, Bogen mit einer Saite, Elephantenzähne, von denen schon die Rede war, und Glöckchen. Bei allen Tänzen und Concerten der Neger scheint das Händeklatschen als ein nothwendiger Bestandtheil der Musik betrachtet zu werden und fehlt daher nie.

Dem Geschmack für die Musik gesellt sich als natürliche Begleiterin Vorliebe für die Dichtkunst. Zum Glück für die afrikanischen Dichter

sind sie dem Mangel und der Vernachlässigung, über die ihre europäischen Fachgenossen nur zu oft zu klagen haben, fast gar nicht ausgesetzt. Es giebt zwei Classen von Dichtern. Die zahlreichste besteht aus den Sängern, Jelli Kih genannt, deren ich schon bei mehreren Gelegenheiten gedacht habe. Man findet in jeder Stadt einen oder mehrere dieser Sänger. Sie dichten aus dem Stegreif Lieder zu Ehren ihrer Häuptlinge oder irgend anderer Personen, welche geneigt sind, eine leere Schmeichelei mit einem tüchtigen Mittagsessen zu belohnen. Eine edlere Aufgabe ihres Berufs besteht darin, die geschichtlichen Ereignisse ihres Vaterlandes zu erzählen. Sie begleiten in einem Kampfe die Krieger ins Feld, um durch die Schilderungen der Großthaten ihrer Väter einen edlen Wetteifer in ihnen zu entzünden.

Die zweite Classe der Dichter besteht aus begeisterten Mohamedanern, welche umherreisen, um fromme Hymnen zu singen und durch die Vornahme von Glaubensceremonien die Gnade Gottes auf das Land zu lenken. Beide Arten von herumziehenden Dichtern, die weltlichen wie die frommen, werden von ihren Landsleuten sehr geachtet und verehrt, mag es sich nun darum handeln, irgend ein Unglück abzuwenden oder den Erfolg eines großen Unternehmens zu sichern. Man veranstaltet Sammlungen, um sie mit reichlicher Nahrung zu versehen.

Die gewöhnliche Nahrung der Neger weicht in den verschiedenen Gebieten, welche ich besucht habe, etwas von einander ab. Gewöhnlich frühstücken die Freien mit Tagesanbruch, und zwar essen sie eine Mehlsuppe, der man ein wenig Tamarindensaft beimischt, um ihr einen säuerlichen Geschmack zu geben. Gegen Zwei Uhr Nachmittags wird in der Regel eine Art von Pudding genossen, den man mit Schihbutter bereitet. Das Hauptmahl ist das Abendessen, welches selten vor Mitternacht aufgetragen wird. Es besteht hauptsächlich aus Kouskous, den man mit irgend einer Fleischart oder auch blos mit Schihbutter vermischt. Die Kafirs wie die Mohamedaner bedienen sich beim Essen stets ausschließlich der rechten Hand.

Die heidnischen Neger trinken Bier und Meth. In dem Genuß beider Getränke gehen sie oft bis zur Ausschweifung. Diejenigen, welche sich zum Islam bekehrt haben, trinken blos Wasser. Die Eingeborenen aller Classen schnupfen und rauchen. Ihre Pfeifen bestehen aus Holz

und enden mit einem Kopfe von ziemlich sonderbarer Form. In den Gegenden des Innern ist Salz der gesuchteste Genuß. Ein Europäer würde sehr staunen, wenn er ein Kind an einem Stück Steinsalz saugen sähe, als wenn es Zucker wäre, und doch habe ich diesen Anblick oft gehabt. Nichtsdestoweniger findet die ärmste Classe in diesen Gegenden es so schwer, sich diesen kostbaren Artikel zu verschaffen, daß man, um einen reichen Mann zu bezeichnen, zu pflegen sagt: „Er würzt seine Speisen mit Salz." Ich selbst habe durch die Seltenheit dieser Waare viel gelitten. Lebt man lange von Pflanzenkost, so sehnt man sich so sehr nach Salz, daß dieses Verlangen mit Worten nicht zu beschreiben ist.

Die weißen Bewohner der Küste pflegen die Neger und vor allen die Mandingo als träge und faule Menschen zu schildern. Nach meiner Ansicht wird ihnen dieser Vorwurf mit Unrecht gemacht. Allerdings ist das Klima einer großen Thätigkeit nicht günstig. Es ist jedoch unbillig, ein Volk träg zu nennen, welches nicht von den freiwilligen Gaben der Natur, sondern von Dem lebt, was es dem Boden durch die Cultur abzwingt. Wenige Völker arbeiten angestrengter, als die Mandingo es thun, wenn die Umstände eine solche Thätigkeit erfordern. Da sie aber wenig Gelegenheit haben, aus den überflüssigen Ergebnissen ihrer Arbeit Nutzen zu ziehen, so begnügen sie sich damit, so viel Land zu bebauen, als sie zu ihrem eigenen Unterhalt brauchen.

Während der Regenzeit haben die Mandingo in ihren Feldarbeiten eine hinreichende Beschäftigung. In der trockenen Jahreszeit machen sich die Eingeborenen, die in der Nähe großer Städte wohnen, viel mit dem Fischfang zu thun. Sie fangen die Thiere theils in geflochtenen Körben, theils in kleinen baumwollenen Netzen. Um sie aufzubewahren, dörren sie die Fische an der Sonne und bestreichen sie dann mit Schihbutter, damit sie nicht wieder Feuchtigkeit an sich ziehen. Andere Neger beschäftigen sich mit der Jagd. Ihre Waffen bestehen in Bogen und Pfeilen, welche letztere man, wenn man Thiere erlegen will, nicht zu vergiften pflegt.*) Sie sind so ausgezeichnete Schützen, daß sie aus merk-

*) Von vergifteten Pfeilen macht man besonders im Kriege Gebrauch. Das Gift soll auf der Stelle tödten. Man gewinnt es von

würdig weiten Entfernungen eine Eidechse, die auf einem Baume lauert, oder irgend einen andern Gegenstand treffen. Sie schießen auch Guinea- (Perl)-Hühner, Rebhühner und Tauben, aber nie im Fluge.

Während die Männer diesen Beschäftigungen nachgehen, bereiten die Frauen mit großem Fleiß baumwollene Zeuge. Sie richten die Baumwolle so zum Spinnen vor, daß sie dieselbe in kleinen Mengen auf einen glatten Stein oder ein Stück Holz legen und durch Rollen mit einer starken eisernen Walze die Samenkörner entfernen. Dann wird sie auf der Spindel gesponnen. Fein ist der Faden nicht, aber er giebt ein dauerhaftes Gewebe. Eine mittelmäßig fleißige Frau spinnt sechs bis neun Kleider jährlich, von denen jedes, je nachdem es mehr oder weniger fein ist, einen Verkaufswerth von anderthalb bis zwei Minkalis*) besitzt.

Das Weben wird von den Männern besorgt. Ihr Webstuhl hat genau dieselben Grundzüge, wie der europäische, nur ist er so schmal und klein, daß das Gewebe selten mehr als vier Zoll Breite hat. Das Schiff hat die gewöhnliche Form, da aber der Faden grob ist, so giebt man der Kammer etwas mehr Umfang, als bei den europäischen Webstühlen.

Das Färben fällt wieder den Frauen zu, und sie verfahren auf folgende Weise, um dem Stoff eine dauerhafte blaue Farbe zu geben. Sie pflücken Indigoblätter, zerstampfen sie in einem hölzernen Mörser und lassen in einem großen irdenen Geschirr eine starke Lauge von Holzasche auf sie wirken. In diese Mischung wird das Gewebe getaucht und so lange darin gelassen, bis es die gewünschte Farbe erhalten hat. In Ludamar und Kaarta, wo der Indigo nicht häufig vorkommt, sammelt man die Blätter und läßt sie in der Sonne trocknen. Will man sich

---

dem Strauche Kuna (einer Art Echites), den man in den Wäldern sehr häufig findet. Kocht man die Blätter dieses Strauchs mit etwas Wasser, so erhält man einen dicken, schwarzen Saft, in den die Neger einen baumwollenen Faden tauchen. Diesen Faden wickeln sie so geschickt um die eiserne Pfeilspitze, daß man den Pfeil, wenn er bis zum Wiederhaken eingedrungen ist, nicht herausziehen kann, ohne die Eisenspitze mit dem vergifteten Faden in der Wunde zurückzulassen. Mungo Park.

*) Ein Minkali ist eine gewisse Menge Gold, die etwa zehn Schillingen gleich zu achten. Mungo Park.

ihrer bedienen, so zerstößt man soviel, als man bedarf, zu Pulver, und mischt dasselbe mit der eben beschriebenen Lauge. Die Farbe, welche durch diese beiden Verfahrungsarten erzeugt wird, spielt etwas ins Purpurne hinüber und steht, so viel ich darüber zu urtheilen vermag, dem schönsten indischen oder europäischen Blau nicht nach. Man zerschneidet das gefärbte Zeug in Stücke von verschiedener Größe und näht diese mit Nadeln, die im Lande selbst gefertigt werden, zu Kleidungsstücken zusammen.

Man lernt so leicht weben, färben und nähen, daß diejenigen, welche sich damit beschäftigen, in Afrika nicht für eigentliche Handwerker gelten. Es giebt kaum einen Sclaven, der nicht zu weben verstände, und so ziemlich jedes Kind näht. Die einzigen Handwerker, welche von den Negern als solche betrachtet werden und die sich Handwerker nennen, sind die Leder- und Eisenarbeiter. Die ersteren heißen Karanki, oder wie man das Wort gewöhnlich aussprechen hört, Gaungay. Sie sind fast in allen Städten verbreitet und durchreisen auch wohl das Land, um ihre Dienste anzubieten. Sie wissen das Leder sehr schnell zu gerben und zum Gebrauch fertig zu machen, indem sie die Haut in eine Mischung von Holzasche und Wasser legen, bis die Haare sich abgelöst haben, und sie dann mit den zerstoßenen Blättern des Gu-Baumes beizen. Sie bemühen sich sehr, die Haut möglichst weich und geschmeidig zu machen. reiben sie zu diesem Behufe zwischen den Händen und klopfen sie auf einem Steine. Die Ochsenhäute verarbeitet man vorzugsweise zu Sandalen und behandelt sie daher nicht mit der Sorgfalt, welche den Schaf- und Ziegenhäuten gewidmet wird. Diese letzteren dienen zu Decken für die Köcher und Saphis, ferner zu Wasser- und Degenscheiden, zu Gürteln, Taschen und verschiedenen Zierrathen. Man färbt diese Häute gewöhnlich roth oder gelb. Das Roth gewinnt man aus Hirsestengeln, die zu Pulver zerstoßen werden, das Gelb aus den Wurzeln einer Pflanze, deren Namen ich vergessen habe.

Die Eisenarbeiter sind nicht so zahlreich wie die Karankis, scheinen aber ihr Handwerk mit derselben Sorgsamkeit zu betreiben. Da die Küstenbewohner die beste Gelegenheit haben, von den Europäern wohlfeiles Eisen zu kaufen, so befassen sie sich mit der Bearbeitung desselben nicht. Im Innern dagegen schmelzen und schmieden die Eingeborenen

dieses nützliche Metall in großer Menge, und nicht blos, um sich selbst Waffen und die nöthigen Werkzeuge zu verschaffen, sondern auch, um die benachbarten Völker mit solchen Artikeln zu versehen. Während meines Aufenthalts in Kamalia habe ich einen Schmelzofen, der in der Nähe meiner Hütte stand, oft besucht. Weder der Eigenthümer noch die Arbeiter machten aus ihrem Verfahren ein Geheimniß. Sie erlaubten mir, den Ofen zu untersuchen, und ich half ihnen beim Zerschlagen des Eisensteins manchen Tag.

Dieser Ofen war ein runder, aus Thon verfertigter Thurm von ungefähr zehn Fuß Höhe und drei Fuß Durchmesser. Er war an zwei Stellen mit Lianen umwunden, damit der Thon nicht in Folge der Hitze berste und in Stücke zerfalle. Am untern Theil, in gleichem Niveau mit der umliegenden Erde, aber etwas höher als der Boden des Ofens, der noch tiefer hinabreichte, waren sieben Löcher angebracht, in deren jedes drei Thonröhren mündeten. Diese Löcher waren so verklebt, daß die Luft nur durch die Röhren in den Ofen eindringen konnte, so daß sich das Feuer durch das Oeffnen und Verschließen der letzteren regeln ließ. Man verfertigte diese Röhren, indem man ein glattes und rundes Stück Holz mit einem Gemisch von Lehm und Gras überzog. War der Lehm hart geworden, was in der Sonne nicht lange dauerte, so zog man das runde Holz heraus, und die Röhre war fertig. Der Eisenstein, den ich sah, fiel schwer ins Gewicht und hatte eine dunkelrothe Farbe mit grauen Flecken. Man zerschlug ihn zu groben Stücken, die etwa die Größe eines Hühnereies hatten. Beim Schmelzen legte man zuerst ein Bündel sehr trockenen Holzes in den Ofen und bedeckte es mit einer großen Menge Kohlen, welche gleich fertig aus dem Walde kamen. Auf diese legte man eine Schicht Eisenstein, dann wieder Kohlen, dann abermals Eisenstein, und so fort, bis der Ofen voll war. Man führte durch eine der vorhin beschriebenen Röhren Feuer ein und fachte die Flamme eine Zeit lang mit einem Blasebalg von Ziegenhaut an. Im Anfang ging es mit dem Umsichgreifen des Feuers langsam, und es vergingen immer einige Stunden, ehe die Flamme oben herausschlug. War das Feuer indessen einmal im Gange, so brannte es die ganze erste Nacht mit großer Heftigkeit weiter und wurde von den Arbeitern, welche die Aufsicht führten, von Zeit zu Zeit durch frische Holzkohlen genährt.

Am zweiten Tage brannte das Feuer nicht mehr so heftig, und man beseitigte deshalb in der Nacht mehrere Röhren, um der Luft freieren Zutritt zu verschaffen. Die Hitze wurde dadurch wieder stärker, und eine blaue Flamme stieg einige Fuß über den Ofen empor. Am dritten Tage nahm man alle Röhren heraus. Bei einigen hatte die Hitze die Enden förmlich verglast. Man ließ das geschmolzene Metall aber noch einige Tage ruhen, damit es vollständig abkühle. Als man darauf den obern Theil des Ofens niederriß, zeigte sich das Eisen als eine große unregelmäßige Masse, an der verschiedene Kohlenstücke klebten. Es gab einen hellen Klang, und zerschlug man ein Stück, so hatte der Bruch das körnige Ansehen, das man beim Stahl bemerkt. Der Eigenthümer sagte mir, daß ein Theil der Masse nicht zu benutzen sei, daß jedoch genug übrig bleibe, um ihn für seine Mühe zu entschädigen.

Dieses Eisen, das man richtiger als Stahl bezeichnen würde, liefert die verschiedensten Werkzeuge. Man glüht es noch mehrere Male in der Schmiede, wobei ein doppelter Blasebalg von sehr einfacher Einrichtung in Gebrauch ist. Derselbe besteht nämlich aus zwei Ziegenfellen, deren Röhren sich vor dem Glutheerd vereinigen und beständig einen sehr regelmäßigen Luftzug hervorbringen. Alle anderen Werkzeuge, der Ambos, der Hammer, die Zange sind sehr einfach, und doch wird, namentlich in Messern und Scheeren, eine recht gute Arbeit geliefert. Dies verdient um so mehr Anerkennung, weil das Eisen hart und brüchig ist, so daß es sehr stark durchgearbeitet werden muß, ehe es zum Gebrauche tauglich wird.

Die meisten afrikanischen Eisenschmiede verstehen auch die Kunst, Gold zu schmelzen. Bei diesem Verfahren benutzen sie ein alkalisches Salz, das sie aus einer von verbrannten Maisstengeln bereiteten Lauge gewinnen, welche sie durch Verdunstung ganz dick werden lassen. Sie ziehen das Gold auch zu Fäden und machen aus diesen verschiedene Schmucksachen, von denen einige viel Geschick und Geschmack verrathen.

Dies ist das Wichtigste, was ich über die Künste und Gewerbe des Theils von Afrika, welchen ich bereist habe, mitzutheilen weiß. Beiläufig will ich noch hinzufügen, daß die Bewohner von Bambarra und Kaarta schöne Körbe, Hüte und verschiedene andere nützliche oder zur Zierde dienende Gegenstände aus Schilf flechten und auf eine mannigfaltige Art

färben. Auch ihre Kalebassen bedecken sie mit geflochtenem Rohr, das auf dieselbe Art gefärbt wird.

Bei allen den Geschäften, die ich beschrieben habe, arbeiten der Herr und seine Sclaven gemeinschaftlich, ohne daß ein Rangunterschied stattfindet. Bezahlte Arbeiter, das heißt freie Leute, die gegen einen bestimmten Lohn thätig sind, kennt man in Afrika nicht. Diese Bemerkung führt mich auf den Zustand der Sclaven und zu den verschiedenen Ursachen, welche den Neger in diese unglückliche Lage versetzen. Man findet in allen Gegenden dieses großen Landes Sclaven, die zu einem ausgedehnten Handel sowohl mit den Atlasländern am Mittelmeer, als mit den europäischen Völkern Veranlassung geben.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Zustand der Sclaven und die Quellen der Sclaverei in Afrika.

In jeder Gesellschaft, auf welcher Stufe der Bildung sie stehen möge, wird irgend eine Unterordnung und eine gewisse Ungleichheit vorkommen. Erreichen diese Unterschiede einen solchen Grad, daß ein Theil der Einwohner über die Dienste und Personen eines andern Theils willkürlich verfügen darf, so kann man diesen Zustand der Dinge als Knechtschaft bezeichnen. In dieser Lage haben sich Millionen schwarzer Bewohner von Afrika seit den fernsten Zeiten der Geschichte befunden, und diese Unglücklichen sind um so mehr zu beklagen, als die Sclaverei die einzige Erbschaft ist, welche sie ihren Kindern hinterlassen.

Was die Zahl der Sclaven betrifft, so glaube ich, daß ihr Verhältniß zu den freien Menschen wie drei zu eins ist. Sie verlangen für ihre Dienste keine andere Bezahlung als Kleidung und Nahrung, und werden mit Sanftmuth oder Härte behandelt, je nachdem der Charakter des Herrn, dem sie gehören, ein guter oder schlechter ist. Die Gewohnheit hat indessen hinsichtlich der Behandlung der Sclaven gewisse Regeln aufgestellt, deren Verletzung für schimpflich gilt. So werden die Haussclaven, oder diejenigen, welche im Hause des Herrn geboren worden sind,

besser behandelt, als diejenigen, welche der Eigenthümer für Geld gekauft hat.

Man wird sich aus meinen früheren Mittheilungen erinnern, daß die Gewalt des Herrn über den Haussclaven die Grenzen einer mäßigen Züchtigung nicht überschreitet. Der letztere kann nicht verkauft werden, wenn nicht ein Urtheil der Häupter des Orts vorliegt, welches diesen Schritt billigt.*) Diese Beschränkungen der Gewalt des Herrn beziehen sich aber weder auf die gekauften Sclaven, noch auf diejenigen, welche Kriegsgefangene sind. Diese Unglücklichen gelten für Fremde, die auf den Schutz der Gesetze keinen Anspruch haben. Ihr Eigenthümer kann sie mit der größten Härte behandeln und sie nach Gefallen behalten oder verkaufen.

Es giebt bestimmte feste Märkte, wohin man diese Art von Sclaven führt, um sie zu veräußern. In den Augen des afrikanischen Käufers steigt der Werth eines Sclaven mit der Entfernung seines Vaterlandes. Dies hat seinen guten Grund, denn die Sclaven, welche wenige Tagereisen von dem Orte leben, wo sie geboren worden sind, pflegen zu entfliehen. Liegen dagegen mehrere Reiche zwischen ihnen und ihrem Vaterlande, so schreckt die größere Schwierigkeit der Flucht sie ab, und sie gewöhnen sich leichter an ihr Loos. Aus diesem Grunde läßt man die Armen aus einer Hand in die andere übergehen, bis sie jede Hoffnung verloren haben, jemals in ihr Vaterland zurückkehren zu können. Diejenigen, welche von den Europäern an der Küste gekauft werden, befinden sich gewöhnlich in dieser Lage. Nur die wenigsten von ihnen haben in den kleinen Kriegen in der Nähe des Meeres, von denen noch die Rede sein wird, ihre Freiheit verloren. Die große Mehrzahl kommt in langen Zügen aus dem Innern, zuweilen aus Gegenden, welche den Europäern selbst dem Namen nach unbekannt sind.

---

*) In Zeiten der Hungersnoth wird es dem Herrn gestattet, einen oder mehrere seiner Haussclaven zu verkaufen, um seiner Familie Nahrung zu verschaffen. Wird der Eigenthümer zahlungsunfähig, so geschieht es wohl, daß die Gläubiger auf seine Sclaven Beschlag legen. Kann er sie in diesem Falle nicht auslösen, so werden sie zur Deckung seiner Schulden verkauft. So viel ich mich erinnere, sind dies die einzigen Fälle, in denen der Verkauf von Haussclaven erlaubt ist, ohne daß sie ihrerseits sich eines Vergehens schuldig gemacht haben.

Mungo Park.

Diese Sclaven aus dem Binnenlande lassen sich in zwei Classen theilen. Die erste begreift die, welche von einer Sclavin geboren werden und daher stets Sclaven gewesen sind; die zweite die Freigeborenen, welche auf irgend eine Weise in Knechtschaft gerathen sind. Die erste Classe ist die bei weitem zahlreichste, denn zu ihr gehören in der Regel auch die Kriegsgefangenen, welche im Kriege oder doch bei den offnen und erklärten Feindseligkeiten, die zwischen den einzelnen Königreichen vorfallen, gemacht werden. Wie wenig beträchtlich die Zahl der Freien im Verhältniß zu jener der Sclaven ist, habe ich bereits bemerkt. Ueberdies haben die freien Männer selbst im Kriege große Vortheile voraus. Sie sind in der Regel besser bewaffnet und wohlberitten, so daß sie sich leichter retten können, wenn sie im Kampfe unterliegen. Die Sclaven dagegen, welche blos Bogen und Speer führen und meistens mit Gepäck beladen sind, fallen dem Sieger als leichte Beute anheim. Deshalb konnte Mansong König von Bambarra, in dem Kriege gegen Kaarta, von dem ich in einem frühern Kapitel gesprochen habe, in einem einzigen Tage neunhundert Gefangene machen, unter denen blos siebzig freie Männer waren. Ich weiß dies von Daman Jumma, der in Kemmu dreißig Sclaven besaß, die sämmtlich von Mansong gefangen worden waren.

Geräth ein freier Mann in Kriegsgefangenschaft, so kaufen seine Freunde ihn gewöhnlich los, oder tauschen ihn gegen zwei Sclaven aus. Fällt ein Sclave dem Feinde in die Hand, so hat er keine Hoffnung, auf diese Weise befreit zu werden. Zu allen diesen Vortheilen der Freien kommt noch der Umstand, daß die Slatis, wenn sie im Innern Sclaven kaufen, um sie den europäischen Schiffen an der Küste zuzuführen, stets solche vorziehen, welche von ihrer Kindheit an in Knechtschaft gelebt haben, weil sie wissen, daß diese an Hunger und Mühen gewöhnt sind und daher die lange und beschwerliche Reise eher ertragen, als ehemalige Freie. Kommen diese Sclaven an die Küste, und es findet sich keine Gelegenheit, sie mit Vortheil zu verkaufen, so giebt es immer Mittel, sie durch ihre Arbeit ihren Unterhalt sich selbst verdienen zu lassen. Sie sind ferner viel weniger zur Flucht geneigt, als solche, welche die Süßigkeit der Freiheit bereits gekostet haben.

Für die Sclaven der zweiten Classe giebt es folgende Entstehungsarten ihres Elends. Kriegsgefangenschaft, Hungersnoth, Zahlungsun-

fähigkeit, Verbrechen. Nach dem afrikanischen Herkommen darf ein freier Mann, wenn er in Kriegsgefangenschaft geräth, zum Sclaven gemacht werden. Der Krieg ist die Quelle, welche die meisten Sclaven liefert, und ist auch wahrscheinlich der Ursprung der Sclaverei gewesen. Es ist eine natürliche Annahme, daß ein Volk, das mehr Gefangene machte, als es Kopf gegen Kopf auszutauschen vermochte, seine menschliche Beute behielt und zur Arbeit zwang. Anfänglich mochte man diese Gefangenen blos zu ihrem eigenen Unterhalt arbeiten lassen, bis der Sieger es bequem fand, sich selbst von ihnen ernähren zu lassen. Wie dem auch sei, so viel ist gewiß, daß in Afrika die Gefangenen, die man im Kriege macht, stets die Sclaven des Siegers werden. Wenn der entkräftete oder überwundene Krieger das Mitleid seines siegreichen Feindes anfleht, so entsagt er zugleich jedem Recht auf Freiheit und erkauft sein Leben um den Preis seiner Unabhängigkeit.

In einem Lande, das in tausend kleine unabhängige und aufeinander eifersüchtige Staaten getheilt ist, wo jeder freie Mann an den Gebrauch der Waffen gewöhnt ist, und wo jeder junger Bursche, der seit seiner Kindheit Bogen und Speer gehandhabt hat, nichts sehnlicher herbeiwünscht, als eine Gelegenheit, seine Tapferkeit zu beweisen, muß häufig aus nichtigen Gründen Krieg entstehen. Ist ein Volk mächtiger als das andere, so ist ein Vorwand, Feindseligkeiten zu beginnen, leicht gefunden. So wurde der Krieg der zwischen Kadschaaga und Kasson entbrannte, durch die Weigerung, einen Sclaven auszuliefern, hervorgerufen, und Bambarra und Kaarta bekämpften sich wegen einiger Ochsen, die verloren gegangen waren. Andere Veranlassungen ähnlicher Art kommen unaufhörlich vor, und die Thorheit oder Ehrsucht der Negerkönige benutzt er, um die Brandfackel der Verwüstung in das Land zu schleudern.

Es giebt in Afrika zwei Arten von Kriegen, die man durch besondere Namen unterscheidet. Die eine Art hat mit unseren europäischen Kriegen noch am meisten Aehnlichkeit und heißt Killi. Dieses Wort bedeutet „ausrufen," und erklärt sich daraus, daß der Krieg vorher angesagt und öffentlich bekannt gemacht wird. Die Kriege dieser Art werden in Afrika gewöhnlich mit einem einzigen Feldzuge abgemacht. Ist eine Schlacht geliefert worden und hat sich der Sieg entschieden, so denkt der Ueberwundene selten daran, seine Streitkräfte wieder zu sammeln. Alle

Einwohner sind von Schreck gelähmt, und der Sieger braucht an weiter nichts zu denken, als die Gefangenen zu fesseln und seine sonstige Beute in Sicherheit zu bringen. Sind Gefangene vorhanden, die in Folge ihrer Schwäche oder ihres Alters zu anstrengender Arbeit nicht tauglich und daher schwer verkäuflich sind, so betrachtet man sie als eine unnütze Last. Ich zweifle nicht daran, daß man sie in den meisten Fällen tödten wird. Dasselbe Loos erwartet in der Regel jeden Häuptling und jeden andern Gegner, der im Kriege eine hervorragende Rolle gespielt hat. Ich muß hier einschalten, daß man nicht ohne Staunen sehen kann, wie rasch trotz dieses Vertilgungssystems eine afrikanische Stadt, die im Kriege zerstört worden ist, wieder aufgebaut wird und sich mit einer neuen Bevölkerung füllt. Der Grund liegt wahrscheinlich darin, daß die Schlachten selten mörderisch sind. Der schwächere Theil ist sich seiner Lage bewußt und sucht sein Heil in der Flucht. Wenn der Feind das verwüstete Land und die geplünderten Städte verläßt, so kehren die Einwohner, welche dem Tode und der Sclaverei entgangen sind, vorsichtig in ihre früheren Wohnungen zurück. Ist doch allen Menschen der Wunsch angeboren, den Abend ihres Lebens an dem Orte, wo ihre Wiege gestanden hat, zuzubringen! Der arme Schwarze empfindet dieses Verlangen besonders stark. Ihm ist kein Wasser so süß, als das seines eigenen Brunnens, und kein Baum spendet ihm einen so kühlen Schatten, keiner ist ihm so theuer, als der Tabba*) seines Dorfes, unter dem er so gern den Abend ruht. Wenn ein Krieg ihn zwingt, den Ort zu verlassen, wo der Frühling seines Lebens verflossen ist, so bewegt sich seine ganze Unterhaltung um das Land seiner Väter, und kaum ist der Friede hergestellt, so verläßt er die Fremde, baut seine zu Boden geworfene Hütte neu auf und ist vor Freude außer sich, wenn wieder der erste Rauch aus seinem geliebten Dorfe aufsteigt.

Die zweite Art afrikanischer Kriege heißt Tegria (Plündern, Stehlen). Diese entsteht aus den erblichen Fehden, welche die Bewohner verschiedener Länder oder Bezirke gegen einander führen. Diese Feindseligkeiten haben weder eine bestimmte Ursache, noch werden sie vorher ange-

*) Ein großer Baum mit wagerechten Zweigen (eine Art von Sterculia), unter dem gewöhnlich der Bentang aufgeschlagen wird.

Mungo Park.

sagt. Diejenigen, welche diese Zwistigkeiten nähren, erspähen jede Gelegenheit, den Gegenständen ihres Hasses durch Ueberfälle und Plünderungen zu schaden. Solche Einfälle werden sehr häufig gemacht, namentlich beim Beginn der trockenen Jahreszeit. Wenn die Erntearbeiten vorüber und Lebensmittel im Ueberfluß vorhanden sind, dann brütet man über Rachepläne. Der Häuptling sieht seine Krieger zahlreich und muthig. Sein Stolz erwacht, wenn sie bei den öffentlichen Festen ihre Speere schwingen, und seiner Macht sich bewußt, richtet er seine ganzen Gedanken auf Wiedervergeltung für irgend eine Beleidigung, die ihm oder seinen Vorfahren von einem benachbarten Staate zugefügt worden ist.

Kriege dieser Art werden gewöhnlich mit der größten Verschwiegenheit vorbereitet. Eine kleine Anzahl entschlossener Männer, an deren Spitze ein kluger und muthiger Führer steht, schleicht schweigend durch die Wälder, überfällt in der Nacht irgend ein wehrloses Dorf und entführt die Einwohner mit allen werthvollen Sachen, ehe die Nachbarn ihnen zu Hülfe eilen können.

Während meines Aufenthalts in Kamalia wurden wir eines Morgens alle durch einen solchen Kriegszug in Schreck versetzt. Der Sohn des Königs von Fulahdu erschien plötzlich mit fünfhundert Reitern südlich von Kamalia. Sein heimlicher Marsch durch die Wälder galt den Städten, welche Madigai, einem mächtigen Häuptling in Jallonkadu, gehörten und ausgeplündert wurden.

Der glückliche Erfolg dieses Einfalls ermuthigte den Statthalter von Bangaßi, einen zweiten Zug gegen einen andern Theil desselben Landes zu unternehmen. Nachdem er ungefähr zweihundert Mann gesammelt hatte, ging er in der Nacht über den Fluß Kokoro und führte eine große Anzahl von Gefangenen mit sich fort. Mehrere Einwohner, welche diesen Ueberfällen entgangen waren und in den Wäldern umherirrten oder in entlegenen Thälern und auf steilen Höhen eine Zuflucht suchten, fielen später den Mandingo in die Hände.

Solchen Handstreichen folgt in kurzer Zeit die Wiedervergeltung. Vermag der Feind zu diesem Behuf keine zahlreiche Mannschaft aufzubringen, so vereinigen sich wenigstens einige Freunde, um in das andere Land einzudringen, zu plündern und Gefangene zu machen. Man hat

schon gesehen, daß ein einziger Mann Bogen und Köcher ergriffen hat und auf Abenteuer ausgegangen ist. In diesem Falle ist das Unternehmen ohne Zweifel eine Thorheit. Bedenkt man aber, daß dem Manne, der ein solches Wagstück unternimmt, vielleicht sein Kind oder irgend ein naher Verwandter entführt worden ist, so wird man ihn mehr beklagen als tadeln. Durch die Vaterliebe und durch das Verlangen nach Rache fortgetrieben, verbirgt sich der Unglückliche in einem Gebüsch und wartet, bis er ein Kind oder eine Person ohne Waffen vorübergehen sieht. Nun wirft er sich wie ein Tiger auf seine Beute, schleppt seinen Gefangenen ins Gebüsch und führt ihn in der Nacht in seine Heimath mit sich fort, um ihn zu seinem Sclaven zu machen.

Ist ein Neger auf eine solche Weise seinen Feinden in die Hände gefallen, so bleibt er entweder als Sclave im Hause des Siegers, oder wird nach irgend einem fernen Reiche verkauft. Wenn ein Neger einen Gegner einmal besiegt hat, so wird er ihm selten eine Möglichkeit lassen, wieder zu den Waffen zu greifen. Gewöhnlich wird der Theil, für den sich das Glück erklärt hat, über seine Gefangenen in Gemäßheit des Ranges, den sie in ihrer Heimath bekleidet haben, verfügen. Doch auch den Charakter berücksichtigt er. Diejenigen seiner neuen Sclaven, welche sanfter Gemüthsart zu sein scheinen, namentlich die jungen Frauen, bleiben in seinem Dienste. Diejenigen, welche Unzufriedenheit verrathen, werden in die Ferne geschickt, die Freien und Sclaven aber, welche im Kriege eine Rolle gespielt haben, an die Slatis verkauft oder getödtet.

Der Krieg ist mithin die gewöhnlichste wie die fruchtbarste aller Ursachen der Sclaverei, und die Verwüstungen, welche er hervorruft, erzeugen häufig, wenn auch nicht immer, die zweite Quelle der Knechtschaft: die Hungersnoth, die manchen Freien zwingt, seiner Unabhängigkeit zu entsagen.

In den Augen eines Philosophen erscheint der Tod, mit dem Verlust der Freiheit verglichen, vielleicht als das geringere Uebel. Der arme Schwarze, der sich von Hunger entkräftet fühlt, denkt aber wie Esau: „Ich stehe auf dem Punkte, zu sterben, und was nützt mir da mein Erstgeburtsrecht?" Es giebt viele Beispiele von Freien, welche freiwillig ihrer Unabhängigkeit entsagten, um ihr Leben zu retten. Als in den an den Gambia angrenzenden Gebieten drei Jahre lang Theuerung herrschte,

wurden viele freie Leute auf diese Weise zu Sclaven. Der Doctor Laidley hat mich versichert, in jener Zeit seien viele Hungernde zu ihm gekommen, um ihn zu bitten, daß er sie unter seine Sclaven aufnehmen möge. Zahlreiche Familien werden zuerst in die tiefste Noth versetzt, und da der Vater mit fast unumschränkter Gewalt über seine Kinder herrscht, so ereignet es sich in allen Theilen von Afrika nicht selten, daß er einen Theil derselben verkauft, um für die übrige Familie Lebensmittel anschaffen zu können. Als ich in Dscharra war, zeigte Daman Jumma mir drei junge Leute, welche ihm vom Vater in einer Zeit der Hungersnoth verkauft worden waren. Von einem zweiten Beispiele, das ich in Wonda selbst erlebte, habe ich bereits gesprochen. Damals hörte ich, daß dieser Kinderverkauf in Fulahdu etwas ganz Gewöhnliches sei.

Die Zahlungsunfähigkeit ist die dritte Ursache der Sclaverei. Von allen Verbrechen, welche in Afrika mit Verurtheilung zur Sclaverei bestraft werden, kommt dieses, wenn man ihm den Namen eines Verbrechens geben kann, am häufigsten vor. Der schwarze Händler macht, wenn er eine Speculation ausführen will, gewöhnlich Schulden. Sein Gläubiger ist bald ein Nachbar, von dem er sich Waaren geben läßt, die er auf einem fernen Markte mit Vortheil zu verkaufen hofft, bald ein Europäer, der an der Küste Sclavenhandel treibt und von dem er Artikel mit dem Versprechen, in bestimmter Zeit Zahlung zu leisten, auf Credit entnommen hat. In beiden Fällen ist die Lage des Speculanten genau dieselbe. Ist er in seinem Geschäft glücklich, so behält er seine Freiheit, mislingt sein Unternehmen, so muß er den Gläubiger mit seiner Person und seinen Diensten bezahlen. In Afrika gilt nämlich das Gesetz, daß nicht blos das Eigenthum, sondern auch die Person eines zahlungsunfähigen Schuldners verkauft werden darf, wenn die Gläubiger auf keine andere Weise befriedigt werden können. *)

---

*) Kauft ein Neger von einem Europäer an der Küste Waaren auf Credit, so hat er, wenn die Zahlung nicht erfolgt, in Gemäßheit der bestehenden Rechtsgewohnheiten sehr ausgedehnte Rechte. Nicht blos den Schuldner kann er zum Sclaven machen, sondern auch, wenn dieser nicht aufzufinden ist, irgend Jemand von dessen Familie, ja im äußersten Fall sogar jeden beliebigen Einwohner desselben Reichs. Der verhaftete Stellvertreter des Schuldners wird festgehalten, während seine Freunde den letztern aufsuchen. Findet man diesen, so versammeln sich die Aeltesten des Orts, um ihn zu zwingen, den Verhafteten durch

Als vierte Ursache der Sclaverei nannte ich oben gewisse Verbrechen welche nach den Rechtsgewohnheiten des Landes mit dem Verlust der Freiheit bestraft werden. Die einzigen Vergehen dieser Art sind in Afrika Mord, Ehebruch und Zauberei. Ich freue mich hinzusetzen zu können daß alle drei nach meinen Wahrnehmungen selten vorkommen. Wird ein Mord verübt, so hat der nächste Verwandte des Getödteten das Recht, wenn der Thäter überführt wird, denselben entweder mit eigener Hand zu tödten, oder ihn in die Sclaverei zu verkaufen. Wird ein Ehebruch begangen, so schätzt der beleidigte Theil entweder die Beschimpfung, welche ihm wiederfahren ist, in Gold ab und läßt sich von dem Ehebrecher auf diese Art entschädigen, oder er macht denselben zum Sclaven. Unter Zauberei versteht man eine angebliche Magie, durch die das Leben oder die Gesundheit Anderer gefährdet wird. Wir nennen dieses Verbrechen Giftmischerei. Ein Fall dieser letztern Art ist mir während meines Aufenthalts in Afrika nicht bekannt geworden und ich glaube daraus schließen zu dürfen, daß selten die Nothwendigkeit entstehen wird, dieses Verbrechen zu bestrafen.

Ist ein freier Mann aus einer der angeführten Ursachen Sclave geworden, so bleibt er es gewöhnlich während seiner ganzen Lebenszeit, und auch seine Kinder verfallen der Knechtschaft, wenn sie ihm von einer Sclavin geboren worden sind. Es giebt jedoch Beispiele von Sclaven, welche mit Einwilligung ihres Herrn die Freiheit wiedererlangen, weil sie irgend einen wichtigen Dienst geleistet haben, oder weil sie an einem Kriege Theil nehmen sollen, oder weil sie sich durch zwei andere Sclaven auslösen. Die gewöhnlichste Art der Freiwerdung ist aber die Selbstbefreiung durch Flucht. Hat ein Sclave einmal den Entschluß gefaßt, zu entweichen, so erreicht er meistens sein Ziel. Mancher wartet ganze Jahre auf eine günstige Gelegenheit und verräth während dieser Zeit nicht die geringste Unzufriedenheit. Man hat allgemein die Erfahrung gemacht,

---

Erfüllung seiner Verbindlichkeit auszulösen. Ist er dazu nicht im Stande, so bemächtigt man sich seiner und schickt ihn auf der Stelle an die Küste. Sein bisheriger Stellverteter wird natürlich in Freiheit gesetzt. Findet man den Schuldner dagegen nicht, so muß der an seiner Statt Verhaftete den doppelten Betrag der Schuld bezahlen, oder man verkauft ihn in die Sclaverei. Man sagte mir jedoch, daß der Gläubiger dieses Recht nur in sehr seltenen Fällen anwende. Mungo Park.

daß Sclaven, welche in den Gebirgen geboren und an Jagden und Reisen gewöhnt sind, mehr auf Flucht sinnen und ihr Vorhaben glücklicher ausführen, als Leute aus dem flachen Lande, deren Beschäftigung in Ackerbau bestanden hat.

Das sind die Grundzüge des Sclaverei-Systems, das in Afrika herrscht. In seiner Natur und in seinem Umfange liegt der Beweis, daß es nicht neueren Ursprungs ist. Seine Entstehung reicht wahrscheinlich in die fernsten Zeiten zurück und liegt jenseit der Periode, in welcher die Mohamedaner sich einen Weg durch die Wüste nach Senegambien und den Nigerländern bahnten. In welchem Grade dieser Zustand durch den Sclavenhandel, den die europäischen Völker seit zweihundert Jahren an dieser Küste treiben, aufrecht erhalten und befestigt wird, habe ich hier nicht zu untersuchen. Fragte man mich, wie ich über den Einfluß urtheile, den das Aufhören dieses Handels auf die afrikanischen Sitten ausüben würde, so hätte ich ohne Zaudern die Antwort bereit, daß diese Maßregel in Folge der Unwissenheit, in der die hiesigen Einwohner leben, weder so wohlthätig noch so tief eingreifend wirken werde, als manche gutdenkende Männer sich gern einreden möchten.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Goldstaub und die Goldwäschen. — Sein Werth in Afrika. — Das Elfenbein. — Die Neger wissen es nicht zu schätzen. — Die Elephanten-Jagden. — Bemerkungen über die Vernachlässigung der natürlichen Vortheile des Landes und die möglichen Fortschritte.

Gold und Elfenbein, diese beiden kostbaren Waaren, von denen ich noch sprechen muß, hat man wahrscheinlich seit den ersten Jahrhunderten der Welt in Afrika gefunden. Sie werden in den ältesten Berichten über Afrika erwähnt und haben unter den Erzeugnissen dieser tropischen Gebiete stets den ersten Rang eingenommen.

Man hat die Behauptung aufgestellt, daß das Gold selten oder nie in anderen als gebirgigen und unfruchtbaren Ländern gefunden werde. Die Natur, hat man gesagt, bietet durch den hohen Werth eines ihrer Erzeugnisse einen Ersatz für die allgemeine Fruchtbarkeit, welche sie ver-

sagt. Diese Bemerkung ist jedoch nicht ganz richtig. Man findet Gold in beträchtlichen Mengen in ganz Manding, also in einem Lande, das allerdings Hügel hat, aber nicht eigentlich gebirgig und noch weniger unfruchtbar ist. Auch in Jallonkadu, besonders in der Umgegend von Buri, einer zweiten, ebenfalls unebenen, allein nichts weniger als dürren Gegend, kommt sehr viel Gold vor. Es verdient erwähnt zu werden, daß Buri, welches ungefähr vier Tagereisen südwestlich von Kamalia liegt, einen Salzmarkt hat, der häufig zu gleicher Zeit mit Seesalz, das vom Rio grande kommt, und mit Steinsalz aus der großen Sahara versorgt wird. Der Preis der beiden Salzarten ist in dieser Entfernung von den Gewinnungsorten so ziemlich derselbe. Sowohl die Mauren, welche das Steinsalz des Nordens bringen, als die Neger, welche mit dem Seesalz des Südens kommen, werden von demselben Beweggrunde nach Buri geführt. Beide wollen ihr Salz gegen Gold austauschen.

So viel ich erfahren habe, findet man in Manding das Gold nie in einer Mutter oder Ader. Es kommt sämmtlich in der Form kleiner, fast gediegener Körner vor, deren Größe von dem Umfange eines Nadelsknopfs bis zu dem einer Erbse ansteigt. Diese Körner sind in ausgedehnte Sand- und Thonlager vertheilt. In diesem Zustande nennen die Mandingo das Gold Sanu munko (Goldstaub). Nach dem, was ich über die Bildung des Bodens gehört habe, ist es wahrscheinlich, daß die meisten Goldkörner durch die stetige Einwirkung des Wassers, das in reißenden Strömen von den benachbarten Gebirgen niederstürzt, an ihren jetzigen Ort geführt worden sind. Die Art, wie man sie sammelt, ist folgende.

Gegen den Anfang des Decembers, wenn die Ernte beendet und das Wasser der Flüsse und Bergströme tief gefallen ist, setzt der Mansa oder Vorsteher einen Tag an, um das Sanuku oder Goldwaschen zu beginnen. Die Frauen müssen zu bestimmter Zeit alle Vorbereitungen beendet haben. Ein Spaten oder eine Schaufel, um den Sand auszuheben, zwei oder drei Kalebassen, um ihn zu waschen, und einige Federkiele, um den Goldstaub aufzubewahren, sind die Werkzeuge, deren man zu der Arbeit bedarf. Am Morgen des Aufbruchs tödtet man einen Ochsen, dessen Fleisch am ersten Tage zu einem Festmahl dient, betet und nimmt eine Menge abergläubischer Gebräuche vor, um den Erfolg zu sichern. Hätte man an diesem ersten Tage kein Glück, so würde das für ein böses

Vorzeichen gelten. Ich habe selbst erlebt, daß der Mansa von Kamalia und vierzehn Einwohner den schlechten Erfolg eines ersten Tages sich so zu Herzen nahmen, daß nur wenige den Muth hatten, bei der Arbeit zu bleiben, und daß diejenigen, welche die Nachgrabungen fortsetzten, eine mittelmäßige Ausbeute erhielten. Die Sache hatte nichts Ueberraschendes, denn statt neuen Sand aufzusuchen, arbeiteten sie an einer Stelle, wo sie seit mehren Jahren gewaschen und gegraben hatten, so daß nur sehr wenige größere Körner noch übrig sein konnten.

Das Waschen des Flußsandes ist unter allen Gewinnungsarten des Goldstaubes die einfachste. An den meisten Orten ist der Flußsand aber so emsig untersucht worden, daß man nur kleine Goldmengen findet, es sei denn, daß der Fluß seinen Lauf verändert habe. Während einige Personen der Gesellschaft den Sand unten im Flusse waschen, gehen andere an den Ufern bis zu den Plätzen aufwärts, wo das schneller strömende Wasser allen Sand oder Thon mit sich fortgeführt und nur kleine Kiesel zurückgelassen hat. Diese Steine zu durchsuchen, macht viel mehr Mühe, als das Sandwaschen. Ich habe Frauen gesehen, die sich bei dieser Arbeit die ganze Haut von den Fingerspitzen weggeschunden hatten. Zuweilen werden die Arbeiter entschädigt, indem sie Stücke Gold — oder, wie sie sich ausdrücken, Sanu birro (Goldsteine) — finden, welche ihnen ihre Mühe reichlich bezahlen. Eine Frau und ihre Tochter, die in Kamalia wohnten, fanden eines Tags zwei Stücke dieser Art, von denen das eine drei und das andere fünf Drachmen wog.

Die sicherste und vortheilhafteste Methode, Gold zu waschen, wird zu der Zeit, wo die trockene Jahreszeit ihren Höhepunkt erreicht hat, auf folgende Art betrieben. Man gräbt am Fuße eines Berges, von dem man weiß, daß er Gold enthält, einen tiefen Brunnen. Bei dieser Arbeit bedient man sich kleiner Schaufeln und trägt die Erde, während die Arbeiter vorrücken, in großen Kalebassen fort. Von jeder Thon- oder Sandschicht, die man durchgräbt, wäscht man eine oder zwei Kalebassen zur Probe und fährt damit so lange fort, bis man zu einer goldhaltigen Stelle gelangt oder durch Felsen oder Wasser am Weiterarbeiten gehindert wird. Im Allgemeinen kann man als Regel annehmen, daß die Arbeiter, wenn sie auf röthlichen Sand mit schwarzen Flecken stoßen, mehr oder weniger Gold finden. Haben sie eine solche Stelle erreicht, so schicken

sie den Sand in großen Kalebassen ihren Frauen, welche ihn waschen. Man muß nämlich wissen, daß die Männer sich nur mit dem Graben beschäftigen, und das Waschen stets den Frauen anheimfällt. Die letzteren sind darin geübter, da sie von ihrer Kindheit an eine ähnliche Arbeit, das Trennen der Maishülsen von dem Korn, verrichtet haben.

Da ich nie in einen solchen Brunnen hinabgestiegen bin, so kann ich nicht sagen, wie man bei dem Arbeiten unter der Erde verfährt. Die Lage, in der ich mich befand, machte mir die größte Vorsicht zur Pflicht, und namentlich durfte ich nicht zu genau nach den Reichthümern des Landes forschen, wenn ich bei den Eingeborenen nicht Argwohn erregen wollte. Das Goldwaschen habe ich aber oft gesehen und als eine höchst einfache Arbeit erkannt. Diese Arbeit wird von den Frauen oft mitten in den Ortschaften verrichtet. Die Männer, welche in den Thälern nachgesucht haben, bringen gewöhnlich Abends eine oder zwei Kalebassen voll Sand mit und übergeben sie ihren Frauen. Diese verfahren auf folgende Weise.

Sie schütten einen Theil Sand oder Thon (denn in braunem Thon kommt das Gold häufig vor) mit einer hinreichenden Wassermenge in eine Kalebasse. Die letztere wird auf eine solche Weise geschüttelt, daß das Wasser mit dem Sande sich mischt und das Ganze in eine kreisende Bewegung geräth. Zuerst schüttelt die arbeitende Frau sanft, später vermehrt sie die Geschwindigkeit der Bewegung, bis bei jedem Umschwung etwas Sand und Wasser über den Rand der Kalebasse hinausgeschleudert wird. Der Sand, der sich auf diese Weise von dem übrigen Inhalt des Gefäßes trennt, enthält die gröbsten Theile mit etwas schmutzigem Wasser vermischt. Hat sie dieses Verfahren einige Zeit fortgesetzt, so läßt die Frau den Sand zu Boden sinken und schöpft das Wasser ab. Sie nimmt einen Theil des gröbsten Sandes, der in der Kalebasse oben aufliegt, mit der Hand ab, gießt frisches Wasser auf und setzt ihre frühere Arbeit so lange fort, bis das ablaufende Wasser beinahe ganz hell ist. Nun nimmt die Goldwäscherin eine zweite Kalebasse und schüttet den Sand sanft von einem Gefäß in das andere, indem sie den dem Boden zunächst befindlichen Theil, in welchem wahrscheinlich das meiste Gold sich befindet, an seinem Orte läßt. Zu diesem Theil gießt sie ein wenig Wasser, schüttelt das Ganze und untersucht es sorgfältig. Entdeckt sie

einige Goldkörner, so prüft sie den Sand in der andern Kalebasse mit derselben Aufmerksamkeit. Man ist schon zufrieden, wenn der Inhalt beider Gefäße drei bis vier Goldkörner liefert. Einige Frauen haben durch lange Uebung die Natur des Sandes und die Handgriffe des Waschens so genau kennen gelernt, daß sie Gold finden, wo andere nicht das kleinste Stäubchen entdecken. Man bewahrt den Goldstaub in Federkielen, die man mit einem baumwollenen Stöpsel verschließt. Die Wäscherinnen lieben es sehr, so viele dieser Federkiele wie möglich in den Haaren zu tragen. Im Allgemeinen nimmt man an, daß Jemand, der mit der nöthigen Aufmerksamkeit in einem geeigneten Erdreich nachsucht, im Laufe einer einzigen trockenen Jahreszeit so viel Goldstaub sammeln kann, als dem Werthe von zwei Sclaven entspricht.

Das sind die einfachen Mittel, durch welche die Bewohner von Manding sich Gold verschaffen. Man wird durch meine Erzählung die Ueberzeugung gewonnen haben, daß das Land eine große Menge dieses kostbaren Metalls enthält, denn viele der kleineren Goldtheilchen müssen dem unbewaffneten Auge natürlich entgehen, und da die Eingeborenen den Flußsand gewöhnlich in einer großen Entfernung von den Gebirgen, in denen die Goldadern liegen, durchwühlen, so berühren sie die reichsten Fundorte gar nicht und werden häufig für ihre Mühe schlecht bezahlt. Die Flüsse können nur die kleineren Goldtheilchen auf weitere Entfernungen mit sich führen, die schwereren werden in der Nähe ihres Ursprungsortes bleiben. Folgte man den goldführenden Bächen bis zu ihrer Quelle aufwärts und untersuchte man die Gebirge, in denen sie entspringen, mit Sorgfalt, so würde man dort wahrscheinlich viel größere Stücke finden. Benutzte man Quecksilber und andere Hülfsmittel, die den Eingeborenen unbekannt sind, so könnte man selbst die kleinen Körner mit Vortheil einsammeln.

Ein Theil des gefundenen Goldes wird zu Schmucksachen für die Frauen verarbeitet. Diese Artikel sind in der Regel geschmacklos, und ihr Werth liegt in ihrem Gewicht. Sie sind plump und unbequem, namentlich pflegen die Ohrringe eine solche Schwere zu haben, daß sie das Ohrläppchen lang ziehen oder zerreißen. Um diesen Uebelstand zu vermeiden, läßt man sie auf einem Streifen rothen Leders ruhen, der vom Schädel des Kopfes bis unter beide Ohren hinabreicht. In ihren Hals-

bändern verrathen die Neger mehr Erfindungsgabe. Sie ordnen die kleinen Glaskorallen und die Goldplatten, aus denen dieser Schmuck besteht, mit viel Geschmack und Eleganz. Erscheint eine vornehme Negerin in ihrem vollen Putz, so sind die verschiedenen Goldsachen, welche sie trägt, zusammen wohl 50 bis 60 Pfund Sterling werth.

Eine kleine Menge Gold verbrauchen ferner die Slatis, um auf ihren Reisen nach der Küste und ins Innere zurück Lebensmittel zu kaufen. Eine weit größere Menge wird alljährlich von den Mauren gegen Salz und andere Waaren eingekauft und entführt. Während meines Aufenthalts in Kamalia erreichte das Gold, das die Kaufleute des Orts blos an dem Handel mit Salz verdienten, beinahe die Summe von 198 Pf. St. Da Kamalia ein kleiner Ort ist, der von den maurischen Händlern wenig besucht wird, so steht dieser Betrag jedenfalls sehr weit hinter den Goldmengen zurück, die der Handel in Kankari, Kankaba und anderen großen Städten sich zu verschaffen weiß.

Das Salz hat in diesem Theile von Afrika einen sehr hohen Werth. Ein Stein von ungefähr 2½ Fuß Länge, 14 Zoll Breite und 2 Zoll Dicke wird zuweilen mit 2 Pf. 10 Schilling (17 Thaler 20 Neugroschen) bezahlt. Der gewöhnliche Preis beträgt 1 Pf. 15 Sch. bis 2 Pf. St. Vier dieser Steine gelten für eine Eselslast, auf einen Ochsen rechnet man sechs. Der Werth der europäischen Waaren wechselt in Manding sehr, je nachdem die Küste mehr oder weniger liefert, und im Innern Ruhe herrscht oder Krieg geführt wird. Die Rückfrachten, um diesen kaufmännischen Ausdruck hier zu gebrauchen, bestehen gewöhnlich in Sclaven. Als ich in Kamalia war, bezahlte man einen ausgesuchten Sclaven mit 9 bis 12 Minkallis, und für die europäischen Waaren galten damals die folgenden Preise:

18 Flintensteine 48 Blätter Tabak Ein Messer	wurden bezahlt mit 1 Minkalli

Eine Flinte kostete 3—4 Minkallis.

Die Erzeugnisse des Landes und die verschiedenen Gegenstände, die zu den Lebensbedürnissen gehören, wurden im Austausch gegen Gold nach dem folgenden Maßstabe bezahlt:

Gewöhnliche Lebensmittel auf einen Tag kosteten einen Tilikißi.

Ein junges Huhn ebensoviel.

Ein Schaf drei Tilikisi.

Ein Ochse einen Minkalli.

Ein Pferd zehn bis siebzehn Minkallis.

Ein Tilikisi ist ein Goldgewicht, so schwer wie eine Art schwarzer Bohne, von denen sechs auf einen Minkalli gehen.

Die Neger wiegen das Gold in kleinen Wagschaalen, welche sie beständig bei sich führen. Sie machen hinsichtlich des Werths zwischen Goldstaub und verarbeitetem Golde keinen Unterschied. Tauscht man Gold gegen eine andere Waare aus, so wiegt derjenige, welcher das Metall empfängt, dasselbe mit seinem eigenen Tilikisi. Zuweilen geschieht, daß ein Betrüger diese Bohnen in Baumbutter legt, um sie schwerer zu machen, und ich habe sogar einen Kiesel gesehen, dem man die Form eines Tilikisi gegeben hatte. Diese Betrügereien kommen jedoch selten vor.

Nachdem ich nun Alles mitgetheilt habe, was ich über die Art, wie die Neger ihr Gold sammeln, und über den Werth, den sie demselben beilegen, in meinem Gedächtniß beherberge, gehe ich zu dem zweiten Artikel, von dem ich sprechen zu wollen versprochen habe, zum Elfenbein, über.

Nichts setzt die Schwarzen an der Küste mehr in Erstaunen, als der Eifer, mit dem die europäischen Kaufleute Elfenbein zu erlangen suchen. Der Gebrauch, den wir davon machen, läßt sich ihnen nur mit großer Mühe verdeutlichen. Selbst wenn man ihnen Messer mit elfenbeinernen Heften, oder Kämme und andere kleine Gegenstände zeigt, die aus diesem Stoff gefertigt werden, und sie überzeugt, daß diese Sachen einst Theile eines Elephantenzahnes waren, sind sie noch nicht zufrieden. Sie hegen den Argwohn, daß man das Elfenbein in Europa in viel wichtigere Waaren verwandle, die man vor ihnen verberge, damit der Preis der Zähne keine Steigung erfahre. „Wir können uns nicht überzeugen," sagen sie, „daß man Schiffe baue und Reisen unternehme, um sich eine Waare zu verschaffen, aus der man Messerhefte macht. Dazu wäre Holz eben so gut zu gebrauchen."

Die Elephanten sind im innern Afrika sehr zahlreich, scheinen aber zu einer andern Art zu gehören, als diejenigen, welche man in Asien findet. In seinen Abbildungen naturgeschichtlicher Gegenstände hat Blumenbach gute Zeichnungen von den Kinnladen beider Arten mitgetheilt. Auch

Cuvier hat sich in seinem encyclopädischen Magazine über die zwischen beiden bestehenden Unterschiede sehr klar ausgesprochen. Da ich den asiatischen Elephanten nicht gesehen habe, so beziehe ich mich lieber auf diese Schriftsteller, als daß ich eine eigene Meinung über den Gegenstand ausspreche. Man hat gesagt, daß der afrikanische Elephant weniger gelehrig als der asiatische sei, und nicht gezähmt werden könne. Allerdings verstehen die heutigen Neger diese Kunst nicht, wenn man aber in Erwägung zieht, daß die Karthager in ihren Heeren stets Elephanten hatten und solche Thiere zur Zeit der punischen Kriege sogar nach Italien mit führten, so wird man eher glauben, daß sie Mittel gefunden haben, ihre eigenen Elephanten zu zähmen, als zu der Annahme neigen, daß sie diese riesenhaften Thiere mit großen Kosten hätten aus Asien kommen lassen. Vielleicht hat der barbarische Gebrauch, die Elephanten um ihrer Zähne willen zu jagen, sie wilder und unbezähmbarer gemacht, als sie es in den ersten Zeiten waren.

Der größte Theil des Elfenbeins, das an den Flüssen Senegal und Gambia zum Verkauf gelangt, wird aus dem Innern dorthin geführt. Die an die Küste angrenzenden Gebiete sind zu sumpfig und werden zu sehr von Flüssen und Bächen durchschnitten, als daß ein so großes Thier, wie der Elephant, diese Gegenden durchstreifen könnte, ohne entdeckt zu werden. Sobald die Eingeborenen seine Spur bemerken, greift unverzüglich das ganze Dorf zu den Waffen Die Hoffnung, das Fleisch des Elephanten essen, aus seiner Haut Sandalen machen und seine Zähne an die Europäer verkaufen zu können, flößt Jedem Muth ein. Selten entgeht das Thier seinen Verfolgern. In den Ebenen von Bambarra und Kaarta und in den unermeßlichen Einöden der Jallonka-Wildniß sind die Elephanten dagegen sehr zahlreich, und da das Schießpulver in diesen Gegenden selten ist, so besitzen die Einwohner weniger Mittel, ihnen zu schaden.

Man findet in den Wäldern hie und da Elephantenzähne, nach denen die Reisenden sehr aufmerksam suchen. Der Elephant hat die Gewohnheit, in den hohen und trockenen Theilen des Landes, wo die Pflanzenerde leicht und wenig tief ist, seine Zähne unter die dort wachsenden Gesträuche und Büsche einzubohren. Er hebt diese Gesträuche ohne Mühe aus und nährt sich von den Wurzeln, welche gewöhnlich zarter und saft-

reicher sind, als die trockenen Zweige und selbst als die Blätter. Sind die Zähne aber vom Alter morsch geworden, so brechen sie nicht selten ab, wenn der Strauch den gewaltigen Anstrengungen des Thieres Widerstand leistet. Ich sah in Kamalia zwei Zähne, unter ihnen einen sehr großen, die in den Wäldern gefunden worden und augenscheinlich auf diese Weise abgebrochen waren. Es würde überdies schwer sein, die große Menge zerbrochenen Elfenbeins, die in die verschiedenen Faktoreien zum Verkauf gelangt, anders zu erklären, denn wenn ein Elephant auf der Jagd getödtet worden ist, so bleiben seine Zähne unversehrt, es sei denn, daß das Thier sich in einen Abgrund gestürzt und sie dadurch verletzt habe.

Zu bestimmten Zeiten des Jahres versammeln sich die Elephanten und durchziehen in großen Heerden das Land, um Wasser und Nahrung aufzusuchen. Da nun die ganze Gegend nördlich vom Niger, sobald die Sümpfe in den Wäldern ausgetrocknet sind, kein Wasser besitzt, so nähern sich die Elephanten den Ufern des Flusses. Sie bleiben dort, bis im Juni oder Juli die Regenzeit beginnt, und werden während dieser Periode von allen Einwohnern von Bambarra, welche Pulver besitzen, stark gejagt.

Einzeln gehen die Elephantenjäger selten in den Wald, gewöhnlich sind ihrer vier oder fünf. Außer mit Pulver und Blei, versieht sich jeder mit einem ledernen Sack, in dem Maismehl auf fünf bis sechs Tage mit genommen wird. Die Jagdgesellschaft dringt in die einsamsten Gegenden des Waldes ein und untersucht mit der größten Sorgfalt jedes Zeichen, das zur Entdeckung des Elephanten führen kann. Trotz der Größe des Wildes fordert dieses Suchen doch die genaueste Aufmerksamkeit. Die abgebrochenen Zweige, die umherliegende Losung des Thieres, seine Spuren werden sorgfältig beobachtet, und viele Jäger haben sich darin ein so sicheres Urtheil gebildet, daß sie, wenn sie die Fußstapfen eines Elephanten finden, mit ziemlicher Gewißheit sagen, wie viele Zeit vergangen ist, seit das Thier vorbeiging, und in welcher Entfernung man es finden wird.

Erblicken die Jäger eine Elephantenheerde, so folgen sie ihr so lange in der Ferne, bis sie sehen, daß einer sich von ihr trennt und eine Stellung annimmt die einen guten Schuß erlaubt. In diesem Falle nähern sie sich, im Grase schleichend, mit Vorsicht bis auf eine Nähe, in

der sie das Ziel nicht mehr verfehlen. Alle schießen auf ein Mal und werfen sich nach dem Schuß mit dem Gesicht nach unten auf den Boden. Der verwundete Elephant reibt sich an verschiedenen Bäumen oder betastet auch wohl die Stellen, wo er Schmerz empfindet, mit dem Rüssel, als wolle er die Kugeln herausziehen. Da er für seine Pein keine Linderung findet, so wird er wüthend und beginnt, seine Feinde suchend, im Walde umherzulaufen, bis er, müde und von Blutverlust erschöpft, den Jägern zu einer zweiten Salve Gelegenheit giebt, die ihn gewöhnlich zu Boden wirft.

Man zieht ihm nun die Haut ab und spannt sie am Boden mittelst Pflöcken aus, um sie zu trocknen. Die besten Stücke Fleisch werden in dünne Streifen ausgeschnitten und an der Sonne gedörrt, um bei Gelegenheit genossen zu werden. Die Zähne schlägt man mit einem kleinen Beile aus, das die Jäger stets bei sich tragen, um sich desselben zu diesem Behuf wie auch zum Fällen der Bäume, welche Honig enthalten, bedienen zu können. Diesen Honig brauchen sie oft sehr nothwendig, denn nehmen sie auch Lebensmittel auf fünf oder sechs Tage mit, so bleiben sie doch häufig, wenn die Jagd eine glückliche ist, ganze Monate in den Wäldern. Während dieser Zeit nähren sie sich von Elephantenfleisch und wildem Honig.

Die Jäger bringen in der Regel das Elfenbein, das sie auf ihren Jagden gewinnen, nicht selbst an die Küste, sondern verkaufen es an umherziehende Händler vom Meeresstrande, die sich jährlich mit Waffen und Schießbedarf einstellen, um diese kostbare Waare einzutauschen. Einige dieser Händler sammeln im Laufe eines halben Jahres so viel Elfenbein, daß sie vier bis fünf Esel damit beladen können. Auch aus dem Innern kommt viel Elfenbein, welches die Sclaven-Karawanen herbeiführen. Es giebt indessen einige Slatis mohamedanischen Glaubens, welche aus Gewissensbedenken weder mit Elfenbein handeln, noch das Fleisch des Elephanten essen, wenn der letztere nicht mit Lanzenstößen getödtet worden ist.

In diesem Theile von Afrika wird weniger Elfenbein gesammelt, und die Zähne sind kleiner, als in den an die Linie angrenzenden Gegenden. Wenige Zähne wiegen mehr als achtzehn bis zwanzig Pfund, und

im Durchschnitt wird ein Stáb europäischer Waaren dem Preise eines Pfundes Elfenbein entsprechen.

Nach den ausführlichen Mittheilungen dieses und der früheren Kapitel wird man das Wesen und den Umfang der Handelsbeziehungen beurtheilen können, welche heut zu Tage zwischen den Ländern, die ich besucht habe, und den europäischen Völkern bestehen. Daß diese Verbindungen bereits vor geraumer Zeit angeknüpft werden sind, kann ich als bekannt voraussetzen. Wie man sieht, bestehen die sämmtlichen zur Ausfuhr gelangenden Gegenstände in Sclaven, Gold, Elfenbein und einigen Artikeln von denen ich zu Anfang meines Werks gesprochen habe, nämlich in Honig, Wachs, Häuten, Gummi und Farbehölzern. Ich habe indessen auch noch andere Waaren als afrikanische Erzeugnisse genannt, namentlich Getreide verschiedener Art, Indigo, Tabak und Baumwolle. Von allen diesen Gegenständen, bei denen Sorgsamkeit und Arbeit erfordert werden, bauen die Neger aber nur so viel, als sie zu ihrem unmittelbaren Gebrauche nöthig haben, und unter dem gegenwärtigen Regierungssystem dieser Länder, dem jetzigen Zustande ihrer Gesetze und Sitten kann man von ihnen nicht mehr erwarten. Dennoch unterliegt es keinem Zweifel, daß alle reichen Erzeugnisse Ostindiens und der Antillen in den Theilen dieses unermeßlichen Festlandes, welche in der Nähe des Aequators liegen, heimisch gemacht und zur höchsten Vollkommenheit gebracht werden könnten. Dazu bedürfte es weiter nichts, als Beispiele, welche die Eingeborenen über ihren wahren Vortheil aufklärten, und einige Belehrung, welche sie in ihrer Betriebsamkeit leitete.

Als ich die wunderbare Fruchtbarkeit des Bodens bemerkte, als ich die unermeßlichen Heerden sah, welche ihn bedecken, dieses Vieh, welches den Menschen nährt und zugleich für ihn arbeitet, als ich so manche andere dem Ackerbau und der Urbarmachung günstige Umstände beobachtete, und als ich zugleich erwog, welche Hülfsquellen sich von selbst der Binnenschifffahrt darbieten, da konnte ich nur beklagen, daß ein Land, das von der Natur so freigebig bedacht worden ist, in einem so wilden und verwahrlosten Zustand beharrt. Nicht weniger mußte ich bedauern, daß ein Volk, dessen Charakter so menschenfreundlich und dessen Sitten so sanft sind, entweder in einen wahrhaft lächerlichen und entwürdigenden Aberglauben versunken ist, oder sich, wenn es dieser Knechtschaft entfliehen

will, zu einem widersinnigen und fanatischen Glaubenssystem bekennen muß, welches das Herz herabwürdigt, ohne den Verstand aufzuhellen. Ich könnte über diesen Punkt viele Bemerkungen machen, doch der Leser wird wahrscheinlich denken, daß es der Abschweifungen nun genug sei, und so kehre ich zu der Lage zurück, in der ich mich zu Kamalia befand.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Weitere Begebenheiten zu Kamalia. — Arabische Handschriften unter den mohamedanischen Negern. — Die Erziehung und Bekehrung der Kinder. — Karfa kehrt zurück. — Der Ankauf und die Behandlung der Sclaven. — Die Rhamadan-Fasten der Neger. — Abreise der Karawane. — Begebenheiten auf dem Wege nach Kinikaturo.

Der Schullehrer, dem Karfa mich für die Dauer seiner Abwesenheit übergeben hatte, war ein sanfter und freundlicher Mann mit liebenswürdigem Benehmen. Er hieß Fankuma. So streng er Mohameds Vorschriften befolgte, war er doch gegen diejenigen, welche anders als er dachten, durchaus nicht unduldsam. Er widmete dem Lesen viele Zeit, und der Unterricht der Jugend schien ihm nicht blos ein Geschäft, sondern auch ein Genuß zu sein.

In seiner Schule befanden sich siebzehn Knaben, größtentheils Söhne von Heiden, und zwei Mädchen, darunter Karfa's Tochter. Die Mädchen empfingen ihren Unterricht am Tage, während für die Knaben theils vor Aufgang der Sonne beim Schein eines großen Feuers, theils am Abend Schule gehalten wurde. Sie werden nämlich während der ganzen Schulzeit als Haussclaven des Lehrers betrachtet und beschäftigen sich den Tag über damit, für diesen Mais zu pflanzen, Holz zu tragen und die übrigen niedrigen Hausarbeiten zu verrichten.

Außer dem Koran und verschiedenen Erklärungen desselben besaß der Schullehrer noch einige arabische Handschriften, die er theils von umherziehenden maurischen Händlern erkauft, theils von Buschrins der benachbarten Orte entliehen und sorgfältig abgeschrieben hatte. Solche Handschriften hatte ich auf meiner Reise bereits an anderen Orten gesehen. Als ich den Inhalt derselben, so weit ich ihn oberflächlich kennen

gelernt hatte, mit dem verglich, was mir in Kamalia gezeigt wurde, und den Schullehrer über diesen Gegenstand näher befragte, machte ich die Entdeckung, daß die Neger unter andern eine Uebertragung der fünf Bücher Mosis besitzen, die von ihnen Taureta la Musa genannt wird. Sie schätzen dieselbe so hoch, daß sie für eine Abschrift nicht selten den Preis eines Sclaven besserer Art bezahlen. Auch eine Uebersetzung der Psalmen Davids (Zabora Dawidi) und des Buches Jesaia (Lingili la Isa), auf das sie einen großen Werth legen, habe ich bei ihnen gefunden. Wie ich vermuthe, sind in alle diese Bücher Sätze eingeschoben, die auf Mohamed's Lehren Bezug nehmen. Wenigstens habe ich den Namen des Propheten an vielen Stellen entdeckt. Meine Kenntniß der arabischen Sprache ist indessen so gering, daß ich nicht zu entscheiden wage, ob dieser verdächtige Umstand nicht auf eine andere Weise zu erklären ist.

Durch diese Bücher sind den Negern, die sich zum Islam bekennen, einige der merkwürdigsten Begebenheiten, von denen das alte Testament erzählt, bekannt geworden. Zu diesen gehören die Geschichte der ersten Menschen; der Tod Abels, die Sündfluth, das Leben Abrahams, Isaaks und Jakobs, die Erzählung von Joseph und seinen Brüdern, die Thaten Mosis, Davids und Salomons. Verschiedene Neger haben mir alle diese Erzählungen ziemlich geläufig in der Mandingo-Sprache mitgetheilt, und wunderte ich mich, daß die Neger mit diesen Begebenheiten bekannt seien, so staunten sie noch mehr, daß ich von denselben bereits wisse. Denn obgleich die Neger von unserer Macht und unserm Reichthum eine sehr hohe Meinung haben, so denken doch die Mohamedaner unter ihnen, wie ich leider bemerkt habe, von unserer Bekanntschaft mit Dingen des Glaubens sehr gering.

Die europäischen Kaufleute bemühen sich nicht, dieses nachtheilige Vorurtheil zu entkräften. Sie verrichten ihre Andachtsübungen auf ihren Zimmern und lassen sich selten herab, die Neger auf eine freundliche Art zu belehren. Ich konnte mich daher nicht wundern, daß diese harmlosen Leute, unter denen Mohameds Irrlehre höchstens einige schwache Strahlen von Bildung verbreitet, von dem kostbaren Licht des Christenthums gänzlich ausgeschlossen bleiben. Aber es ist doch traurig, daß man die Neger nie mit den Lehren unsers heiligen Glaubens bekannt gemacht hat, obgleich die Küste von Guinea und Senegambien seit mehr als zweihun-

dert Jahren von Europäern besucht wird. Wir sind ununterbrochen bemüht, die Schönheiten der orientalischen Literatur zu unserm Eigenthum zu machen und die geistigen Schätze des Alterthums aus dem Dunkel zu ziehen, aber während wir unsere Büchersammlungen mit den Meisterwerken der verschiedensten Länder bereichern, streuen wir den Samen der Glaubenswahrheit unter den noch in der Finsterniß lebenden Völkern der Erde mit karger Hand aus. In dieser Hinsicht haben auch die Bewohner Asiens von unserm Umgang wenig Nutzen, und selbst den armen Afrikanern, die wir als Barbaren betrachten, erscheinen wir als ein Geschlecht furchtbarer, aber unwissender Heiden.

Als ich am Gambia einigen Slatis Richardson's arabische Grammatik zeigte, war es ihnen unerklärlich, wie ein Europäer die heilige Sprache ihres Glaubens verstehen und schreiben könne. Anfänglich vermutheten sie, daß ein Sclave, der von der Küste fortgeführt worden sei, das Buch geschrieben habe. Als sie dasselbe aber genauer betrachteten, überzeugten sie sich sofort, daß kein afrikanischer Buschrin das Arabische so schön schreiben könne. Sie hätten meinen Schatz nun gern gekauft, und einer von ihnen bot mir für die Grammatik einen Esel und sechzehn Stäbe Waaren.

Es wäre leicht möglich, daß eine kurze und faßliche Einführung ins Christenthum, wie man sie in unseren Katechismen für Kinder findet, wenn man sie ins Arabische übersetzte, mit einem gewissen Glanz druckte und an der Küste überall verbreitete, die segensreichste Wirkung übte. Die Kosten könnten nicht groß sein. Die Neugier würde dem Buche Leser verschaffen, und überzeugte man sich, wie sehr es den gegenwärtigen Handschriften in Schönheit des Drucks und in Wohlfeilheit überlegen sei, so würde man ihm einen Platz unter den afrikanischen Schulbüchern anweisen. Diese Bemerkungen drängten sich mir auf, als ich bemerkte, wie sehr man in Afrika die Bildung, auf einer so niedrigen Stufe sie auch steht, begünstigt und pflegt. Daß dies wirklich geschieht, davon wird man sich in den folgenden Zeilen überzeugen.

In Kamalia waren die meisten Schüler Heiden, und die Eltern konnten mithin keine Vorliebe für den mohamedanischen Glauben hegen. Wenn sie ihre Kinder in die Schule schicken, so können sie nur die höhere Ausbildung derselben zum Zweck haben, und wäre ihnen ein schöneres

Glaubenssystem bekannt, so würden sie demselben wahrscheinlich den Vorzug geben. *) An Wetteifer und Ehrgeiz fehlt es den Kindern nicht, und der Lehrer bemüht sich auf jede Weise, diese Stimmung zu erhalten und zu steigern. Ist ein Schüler mit dem Lesen des Korans fertig und weiß er eine bestimmte Anzahl von Gebeten vorzutragen, so ordnet der Lehrer ein Fest an, bei dem der Knabe öffentlich geprüft wird, oder, wie man in England sagt, „seine Grade nimmt."

Ich habe drei Prüfungen dieser Art beigewohnt und muß gestehen,

---

*) Der Herausgeber glaubte Mungo Park's Ansichten von einer vielversprechenden Zukunft, die dem Christenthum an der afrikanischen Westküste sich öffne, unverkürzt wieder geben zu müssen. Sie bezeichnen eine der Phasen im afrikanischen Missionswesen. In der ersten Zeit nach der Entdeckung glaubte man die ganze schwarze Welt christlich machen zu können, denn gleich ganze Völkerschaften ließen sich taufen und lernten das Kreuz tadellos schlagen. Als man entdeckte, daß diese massenhaften Bekehrungen nicht den geringsten Werth hätten, begann die zweite Phase, über die Mungo Park seinen Tadel ausspricht. Man trieb Sclavenhandel, kaufte Gold, Elfenbein und Gummi und kümmerte sich um die geistigen Zustände der Neger nicht. Als Mungo Park reiste und mit durch ihn bildete sich die Meinung aus, daß der Sclavenhandel das größte Hinderniß der Ausbreitung des christlichen Glaubens sei. Es war dies eines der Motive, welche zur Aufhebung des schändlichen Verkehrs trieben. Jetzt hat der Sclavenhandel an diesem Theile der Küste, bis zu den portugiesischen Faktoreien im südlichen Senegambien aufgehört, und die Erfolge der Mission sind dennoch unbedeutend geblieben. Katholischer Seits scheint man alle Hoffnung verloren zu haben, denn am Senegal herrschte noch 1850 völlige Unthätigkeit. (S. Otto Mejer, die Propaganda, ihre Mission und ihr Recht 1852.) Protestantischer Seits sind besonders die Methodisten thätig, doch hören wir von ihnen, die seit 1835 auf der Insel Bathurst angesiedelt sind, wenig mehr, als daß sie sich „im Lande der Fulah ausdehnen und ihre Bibeln tief in das Innere von Afrika schicken." (S. Hoffmann, die evangelische Missionsgesellschaft zu Basel im Jahre 1842.) Das Klima ist nicht das einzige Hinderniß, mit dem die Missionäre zu kämpfen haben. Auch der Mohamedanismus, den Mungo Park so gering ansieht, fällt schwer gegen sie ins Gewicht. So unleugbar seine Weltstellung eine viel tiefere als die des Christenthums ist, scheint er doch gerade wegen seines niedrigen Standpunktes besser geeignet zu sein, unter den barbarischen Völkern Afrika's Propaganda zu machen. Sein Einfluß hat in Senegambien und den Nigerländern große Erschütterungen und Revolutionen hervorgerufen, Reiche gegründet und gestürzt, und das Christenthum behauptet sich mühsam an einigen entlegenen Küstenpunkten, trotz aller Ueberlegenheit seiner Bildung gemieden und gehaßt, wenn nicht verachtet. Diese traurige Antwort hat die Erfahrung auf Mungo Park's Hoffnung gegeben, daß ein ins Arabische übersetzter Kinderkatechismus eine Bresche in das Heidenthum und in den Islam legen würde.

Anm. des Herausg.

daß die klaren und verständigen Antworten, welche der Schüler auf die Fragen der versammelten Buschrins gab, mir stets Vergnügen gemacht haben. Hatten die letzteren die Kenntnisse und den Verstand des Schülers hinlänglich kennen gelernt, so wurde diesem der Koran gereicht, damit er die letzte Seite laut vorlese. Nachdem dies geschehen war, führte der Knabe das heilige Buch zur Stirn und sagte Amen, worauf alle Buschrins sich erhoben, ihm vertraulich die Hand reichten und ihn als Buschrin begrüßten.

Nachdem der Schüler diese Prüfung bestanden hat, wird der Vater von dem glücklichen Erfolge benachrichtigt. Die Erziehung seines Sohnes ist nunmehr beendet, und er hat die Pflicht, diesen bei dem Schullehrer durch einen Sclaven oder einen entsprechenden Werth in Waaren oder Goldstaub auszulösen. Dieser Loskauf erfolgt in allen Fällen, wenn der Vater Vermögen besitzt. Ist er arm, so bleibt der Sohn so lange Haussclave des Schullehrers, bis er sich durch seinen Fleiß so viel verdient hat, daß er sich selbst auszulösen vermag.

Seit Karfa's Abreise mochte etwa eine Woche vergangen sein, als in Kamalia drei Mauren mit beträchtlichen Ladungen von Salz und anderen Waaren anlangten, welche sie von einem Kaufmann aus Fezzan, der seit einiger Zeit in Kankaba verweilte, auf Credit entnommen hatten. Sie glaubten ihre Waaren innerhalb eines Monats verkaufen zu können, und hatten sich verbindlich gemacht, sobald dies geschehen sei, den Kaufmann zu bezahlen. Da sie eifrige Mohamedaner waren, so wurden ihnen zwei von Karfa's Hütten eingeräumt, und ihre Waaran verkauften sich schnell und mit großem Gewinn.

Am 24. Januar kam Karfa mit mehreren Begleitern und mit dreizehn ausgesuchten Sclaven, die sein Eigenthum geworden waren, nach Kamalia zurück. Er brachte auch ein junges Mädchen mit, das er in Kankaba geheirathet oder richtiger von den Eltern für drei Sclaven erster Güte eingehandelt hatte. Es war dies seine vierte Frau. Sie wurde von den anderen drei Frauen an der Thür des Vorhofs freundlich empfangen und in eine der besten Hütten geführt, die man zuvor sorgfältig gereinigt und weiß angestrichen hatte.*)

*) Die Neger weißen ihre Hütten mit einer Mischung von Knochenasche und Wasser, die man mit etwas Gummi versetzt. Mungo Park.

Meine Kleider befanden sich in einem solchen Zustande, daß ich mich schämte, meine Hütte zu verlassen. Karfa war aber so großmüthig, mir am Tage nach seiner Ankunft ein Oberkleid und lange Beinkleider, wie man sie im Lande allgemein trägt, zu schenken.

Die Sclaven, die Karfa gekauft hatte, waren ohne Ausnahme Kriegsgefangene. Das Heer von Bambarra hatte sie in den Reichen Wassela und Kaarta gefangen und nach Sego gebracht, wo einige derselben seit drei Jahren in Eisen geschmiedet gewesen waren. Von Sego hatte man sie mit anderen Gefangenen in zwei großen Kähnen den Niger hinaufgeführt und in Yamina, Bammaku und Kankaba zum Verkauf ausgeboten. In diesen drei Orten werden die meisten dieser Unglücklichen gegen Goldstaub eingetauscht, diejenigen aber, welche keine Käufer finden, nach Kankari weiter geschickt.

Elf von den dreizehn gestanden mir, daß sie seit ihrer Kindheit Sclaven gewesen waren. Die anderen beiden wollten sich über ihre frühere Lage nicht aussprechen. Sie stellten sämmtlich eine Menge Fragen, obgleich sie mich im Anfang mit Abscheu betrachteten und wiederholt ihren Argwohn aussprachen, daß die Weißen Menschenfresser seien. Namentlich wollten sie wissen, was aus den Sclaven werde, wenn man sie über das Salzwasser geführt habe? Meine Antwort, daß man sie zu den Feldarbeiten verwende, wollten sie nicht gelten lassen, und einer von ihnen fragte naiv, indem er den Boden mit der Hand berührte: „Habt ihr wirklich solche Erde wie diese, auf die man den Fuß setzen kann?"

Die Meinung, daß die Weißen schwarze Sclaven kaufen, um sie zu essen oder sie an Andere zu demselben Zweck zu verkaufen, ist tief eingewurzelt. Die natürliche Folge ist, daß die Sclaven bei dem Gedanken, an die Küste geführt zu werden, vor Schreck schaudern, und daß die Slatis sie stets fesseln und streng bewachen müssen, um Befreiungsversuche zu verhindern. Man fesselt sie gewöhnlich in der Art, daß man je zwei, den einen mit dem rechten, den andern mit dem linken Fuße, in dasselbe Eisen einschmiedet. Um gehen zu können, müssen sie das Eisen mit einem Strick emporheben, und auch dann ist ihre Fortbewegung eine sehr langsame. Außerdem verbindet man je zwei Paar dieser zusammengefesselten Sclaven mittelst eines starken Stricks

von geflochtenen Lederstreifen, der am Halse anschließt. Selbst das ist dem Slati noch nicht genug, und er legt in der Nacht jedem Sclaven Handschellen an oder versichert sich seiner wohl noch durch eine leichte Kette, die an einen um den Hals gehenden Ring befestigt ist.

Diejenigen, von denen man sich eines Fluchtversuchs versieht, müssen sich eine besondere Vorsichtsmaßregel gefallen lassen. Sie besteht in einem starken Stück Holz von drei Fuß Länge, in das man auf der einen Seite einen glatten Einschnitt macht. Dieser ist so groß, daß der Knöchel des Sclaven hineinpaßt und mittelst eines starken eisernen Reifs, der das Bein umschließt, darin festgeschmiedet werden kann. Alle diese Fesseln und Reifen werden aus inländischem Eisen gefertigt. In dem gegenwärtigen Falle legte der Schmied sie den Sclaven sogleich nach ihrer Ankunft von Kankaba an und nahm sie ihnen erst an dem Morgen des Aufbruchs der Karawane nach dem Gambia wieder ab.

In jeder andern Beziehung wurden die Sclaven während ihres Aufenthalts in Kamalia weder hart noch grausam behandelt. Man führte sie jeden Morgen in den Schatten einer Tamarinde, wo man sie zu Spielen und Gesängen aufforderte, damit sie sich ihrer Schwermuth nicht hingeben möchten. Denn wenn auch einige ihr trauriges Schicksal mit wahrer Seelenstärke ertrugen, so waren die meisten doch im höchsten Grade niedergeschlagen und saßen den ganzen Tag, die Augen auf den Boden geheftet, schwermüthig da. Am Abend untersuchte man ihre Fesseln, legte ihnen Handschellen an und führte sie in zwei Hütten, wo sie während der Nacht von Karfa's Haussclaven bewacht wurden.

Trotz aller dieser Vorsichtsmaßregeln gelang es einem Sclaven, sich eine Woche nach seiner Ankunft ein kleines Messer zu verschaffen, mit dem er die Ringe seiner Fesseln öffnete, den Strick von Lederriemen durchschnitt und sich auf diese Weise aller Banden entledigte. Noch mehrere würden entkommen sein, wenn der Befreite ihnen Beistand geleistet hätte. Aber sein Werk war ihm nicht so bald gelungen, als er eilig entsprang, ohne seinen Gefährten bei dem Zerbrechen ihrer Ketten behülflich zu sein.

Jetzt waren alle Slatis und Sclaven, die zu unserer Karawane gehörten, in Kamalia oder den nahen Dörfern versammelt, und ich erwartete daher, daß wir sogleich nach dem Gambia aufbrechen würden.

In der That wurde mehrmals ein Tag zur Abreise festgesetzt, allein jedes Mal erfolgte ein Aufschub. Bald waren einige Mitreisende mit der Vervollständigung ihrer Vorräthe nicht fertig, bald hatten andere bei Verwandten Besuche zu machen, oder es waren noch Schulden einzutreiben. Vor allen Dingen mußte zuvor über den Zeitpunkt des Aufbruchs berathen, mit anderen Worten, ein glückverheißender Tag ermittelt werden.

Aus einer oder der andern dieser Ursachen verschob sich unsere Abreise von Tag zu Tag, bis der Monat Februar so ziemlich abgelaufen war, worauf alle Slatis beschlossen, so lange in Kamalia zu bleiben, bis der „Fasten-Mond" vorüber sei. Ich machte bei dieser Gelegenheit wieder die Bemerkung, daß die Neger von dem Werth der Zeit keinen Begriff haben. Auch wenn ein wichtiges Geschäft zu thun ist, kommt ihnen nichts darauf an, ob sie es heute oder morgen, in einem oder in zwei Monaten erledigen. Erregt der gegenwärtige Augenblick ihnen Behagen, so sind sie um die Zukunft unbekümmert.

Alle Buschrins hielten die Rhamadan-Fasten mit pünktlicher Strenge, aber mich zwangen sie nicht zur Nachahmung ihres Beispiels, wie es die Mauren bei einer ähnlichen Gelegenheit gethan hatten. Karfa sagte mir im Gegentheil, es stehe mir frei, nach Gutdünken zu handeln. Ich fastete jedoch drei Tage freiwillig, um ihnen meine Achtung vor ihren Religionsgebräuchen zu beweisen, und dies reichte hin, mich vor dem beschimpfenden Namen Kafir zu schützen.

Während der Fastenzeit kamen alle zur Karawane gehörenden Slatis jeden Morgen in Karfa's Hause zusammen, wo der Schullehrer ihnen aus einem großen Buche in Folio religiösen Inhalts, als dessen Verfasser mir ein Araber, Namens Scheiffa genannt wurde, vorlas. Am Abend versammelten sich die Frauen mohamedanischen Glaubens in der Missura, wo sie laut beteten. Sie trugen weiße Kleider und bewahrten bei den Kniebeugungen, die ihnen ihre Religion vorschreibt, einen wohlthuenden feierlichen Anstand. Ich bin den Negern das Zeugniß schuldig, daß sie sich während des ganzen Rhamadans eben so freundlich als demüthig betrugen und gegen die wilde Unduldsamkeit, die plumpe Frömmelei der Mauren einen schlagenden Gegensatz bildeten.

Am letzten Tage der Fasten versammelten sich die Buschrins in der Missura um auf das Erscheinen des Neumonds zu warten. Da der

Himmel an diesem Abend etwas bedeckt war, so wurden sie eine Zeitlang in ihrer Erwartung getäuscht, und einige waren schon mit dem Entschluß fortgegangen, noch einen Tag zu fasten, als das heißersehnte Gestirn seine schmale Sichel plötzlich am Rande einer Wolke sichtbar werden ließ. Sogleich wurde der Mond mit Händeklatschen, Trommeln, Flintenschüssen und anderen Freudenbezeigungen bewillkommnet.

Da dieser Mond für sehr glückverheißend gilt, so gab Karfa den Befehl, daß alle zur Karawane gehörenden Personen ihre Lebensmittel einpacken und sich zur Abreise bereit halten sollten. Am 16. April beriethen alle Slatis noch einmal und setzten den 19. April zum Aufbruch von Kamalia fest.

Dieser Beschluß machte mir große Freude. Unsere Abreise war so oft aufgeschoben worden, daß ich bereits zu fürchten anfing, noch eine Regenzeit in Kamalia verleben zu müssen. Meine Lage war dort nicht die angenehmste, obgleich sich Karfa sehr gütig gegen mich benahm. Die Slatis behandelten mich unfreundlich, und die drei maurischen Händler, von denen ich gesprochen habe, hörten seit dem Tage ihrer Ankunft in Kamalia nicht auf, mich mit bösen Ränken zu verfolgen. Ich mußte mir sagen, daß mein Leben ganz von dem guten Willen eines Mannes abhänge, dem man tagtäglich Nachtheiliges von mir erzähle, und daß ich kaum erwarten könne, er werde zwischen mir und seinen eigenen Landsleuten stets unparteiisch richten.

Mit der Lebensweise der Neger hatten Zeit und Gewohnheit mich bis zu einem gewissen Grade ausgesöhnt. Füllte meine Hütte sich mit Rauch, oder fiel mein Abendessen kärglich aus, so wurde mein Gleichmuth nicht sehr gestört. Um so unerträglicher wurde mir der Zustand von Angst und Sorge, in dem ich fortwährend lebte, und meine Sehnsucht nach den mannigfachen geistigen Genüssen des europäischen Lebens stieg mit jedem Tage.

Am Morgen des 17. April trat ein Ereigniß ein, welches meine Lage wesentlich besserte. Die drei Mauren, die seit ihrer Ankunft stets Karfa's Gäste gewesen waren und sich durch ihre Frömmigkeit die Achtung aller Buschrins erworben hatten, rafften plötzlich ihr Gepäck zusammen und zogen so schnell über die Berge nach Bala, daß sie sich nicht einmal Zeit nahmen, Karfa für seine Gastfreundschaft Dank zu sagen.

Jedermann staunte über diesen plötzlichen Aufbruch. Am Abend klärte sich die Sache auf, als der Kaufmann aus Fezzan eintraf, von dem die Mauren ihre Waaren gekauft hatten. Dieser Mann erwartete seine Schuldner zu finden, denn sie hatten ihm sagen lassen, daß er kommen und Zahlung empfangen möge. Als er von Karfa erfuhr, daß sie nach Bala entflohen seien, trocknete er mit dem Zipfel seines Kleides seine überströmenden Augen und rief aus: „Diese Schirrukas (Räuber) sind Mohamedaner, aber sie sind keine Männer; sie haben mir zweihundert Minkallis gestohlen.“ Dieser Kaufmann brachte mir die Nachricht, daß eine englische Handelsflotte, die nach dem Mittelmeer bestimmt gewesen, im October 1795 von den Franzosen weggenommen worden sei.

Am 19. April, dem willkommenen Tage unserer Abreise, versammelten sich die Slatis mit ihren Sclaven, denen man die Eisen abgenommen hatte, vor der Thür von Karfa's Hütte, wo alles Gepäck vereinigt war und jedem die für ihn bestimmte Last zugetheilt wurde. Unsere Karawane bestand beim Aufbruch von Kamalia aus siebenundzwanzig zum Verkauf bestimmten Sclaven, welche Karfa und vier anderen Slatis gehörten. In Marabu kamen noch fünf und in Bala drei hinzu, so daß die Gesammtzahl der Sclaven auf fünfunddreißig stieg. Der freien Schwarzen waren vierzehn, und die meisten waren von einer oder zwei Frauen und einigen Haussclaven, der Schullehrer aber, der nach seinem Geburtsorte Woradu zurückkehrte, von acht seiner Schüler begleitet. Die ganze Karawane zählte dreiundsiebenzig Personen, unter denen achtunddreißig Freie und Haussclaven waren. Zu den Freien gehörten sechs Sänger, die uns unsere Reise leichter machen und in den fremden Orten eine freundliche Aufnahme verschaffen sollten.

Als wir Kamalia verließen, gaben uns die meisten Einwohner eine Viertelstunde weit das Geleit. Viele der Zurückbleibenden weinten, als sie ihren Verwandten und Freunden zum Abschied die Hand reichten. Als wir eine Anhöhe erreichten, von der man Kamalia überblickt, wurde allen zur Karawane gehörenden Personen die Weisung ertheilt, sich niederzusetzen und die Augen gegen Osten zu wenden. Unsere Begleiter mußten einen besonderen Platz einnehmen und nach Kamalia zurücksehen. Als dies geschehen war, stellte sich der Schullehrer mit zwei der reichsten Slatis zwischen beide Gruppen und sprach ein langes Gebet. Dann gingen

er und die beiden Slatis dreimal um die Karawane herum, zogen mit den Enden ihrer Speere Striche auf der Erde und murmelten eine Beschwörungsformel.

Nachdem diese Ceremonie vorüber war, sprangen alle Mitglieder der Karawane gleichzeitig auf und setzten sich in Gang, ohne von ihren Freunden nochmals Abschied zu nehmen. Die Sclaven hatten Jahre lang Eisen getragen und klagten bald, daß das schnelle Gehen mit einer schweren Last auf dem Kopfe ihnen Krämpfe in den Beinen errege. Wir waren noch keine halbe Stunde gegangen, als man zwei von ihnen los binden und ihnen erlauben mußte, dem Zuge langsamer zu folgen, bis wir Marabu erreichten, ein von Mauern umgebenes Dorf, wo einige Mitreisende auf uns warteten.

Wir verweilten in Marabu etwa zwei Stunden, bis unsere neuen Gefährten mit ihrem Gepäck fertig waren, und brachen dann nach Bala auf, wo wir um Vier Uhr Nachmittags ankamen. Die Einwohner dieser Stadt leben in der Jahreszeit, die nun eingetreten war, hauptsächlich von den Fischen, welche sie massenweise in den nahen Flüssen fangen. Unser Aufenthalt in Bala verlängerte sich bis zum Nachmittage des nächsten Tags (20. April). Unser nächstes Ziel war Worumbang, das Grenzdorf von Manding gegen Jallonkadu hin. Wir versahen uns hier mit vielen Lebensmitteln, denn die Wildniß lag vor uns. Am Morgen des 21. betraten wir die Wälder, die sich westlich von Worumbang ausdehnen. Unterwegs wurde Rath gehalten, ob wir durch die Wildniß weiter gehen, oder einen Umweg über Kinikaturo machen sollten. In dem letztern Falle sparten wir Lebensmittel auf einen Tag. Diese Rücksicht gab nach einer längern Berathung den Ausschlag.

Da Kinikaturo eine starke Tagereise weit entfernt war, so mußten wir uns durch ein Mahl stärken. Jeder öffnete den Beutel, der seine Vorräthe enthielt, und trug ein Paar Hände voll Mehl zu der Stelle, wo Karfa und die anderen Slatis saßen. Nachdem jeder seinen Antheil in einer Kalebasse erhalten hatte, sprach der Schullehrer ein kurzes Gebet, in dem er Allah und den Propheten anrief, uns vor Räubern und bösen Menschen zu schützen. Nach dem Gebet aß jeder und trank etwas Wasser. Unsere Weiterreise war eher ein Laufen, als ein Gehen, bis

wir an den Kokoro, einen Zufluß des Senegals kamen, wo wir etwa zehn Minuten rasteten.

Der Kokoro hat sehr hohe Ufer, und an dem Grase und Strauchwerke, das an denselben hängen geblieben war, ließ sich wahrnehmen, daß das Wasser in der Regenzeit um zwanzig Fuß gestiegen sei. Jetzt war aber der Kokoro ein kleiner Fluß, nicht größer als ein Mühlenbach, wimmelte aber von Fischen. Seinen Namen, der in wörtlicher Uebersetzung „gefährlich" heißt, führt er entweder wegen der vielen Krokodile, die er beherbergt, oder wegen der Gefahr, die man bei einem Uebergange während der Regenzeit läuft, von den reißenden Wellen weit hinabgetrieben zu werden.

Auf dem weitern Marsche, bei dem ganz die frühere Schnelligkeit beibehalten wurde, hatten wir noch zwei kleine Arme des Kokoro zu durchwaten. Gegen Sonnenuntergang sahen wir Kinikaturo vor uns. Diese beträchtliche Stadt, deren Mauern beinahe ein reines Viereck bilden, liegt mitten in einer großen und sorgfältig angebauten Ebene. Ehe wir sie betraten, mußten wir Halt machen, bis unsere zurückgebliebenen Reisegefährten sich mit uns vereinigten.

An diesem Tage wurden zwei Sclavinnen, eine Frau und ein Mädchen, die einem Slati aus Bala gehörten, so matt, daß sie der Karawane nicht zu folgen vermochten. Ihr Herr ließ sie auf eine grausame Weise auspeitschen, und sie schleppten sich bis zur dritten Mittagsstunde mühsam mit fort. Bei Beiden stellte sich nun Erbrechen ein, und man entdeckte jetzt, daß sie Lehm gegessen hatten.*) Die Schwarzen thun dies nicht selten, ob die Gewohnheit aber von einem krankhaften Verlan-

*) Das Erdeessen ist bei rohen Völkern sehr verbreitet. Alexander v. Humboldt hat am Orinoko einen ganzen Indianerstamm (die Ottomaken) gefunden, der monatelang von Erde zu leben pflegt. Auch in anderen Theilen von Südamerika, auf Java, in Neukeladonien giebt es Erdeesser. Die Neger der Guineaküste sehen in einer gelblichen Erde (Caruac) einen Leckerbissen. In Amerika, wo ihre heimathliche Erde fehlt, essen sie statt derselben einen rothgelben Tuff, der auf den Märkten heimlich verkauft wird. Allerdings soll es vorkommen, daß sie Erde essen, wenn sie in Trübsinn gefallen sind, oder ihrem Schicksal durch den Tod zu entgehen suchen. Der eßbare Thon von Java wird schwach geröstet und macht mager. Bei den Ottomaken des Orinoko bemerkt man keine nachtheilige Wirkung des Erdeessens.

Der Herausg.

gen herrührt, oder ob ihr der Vorsatz, den Tod herbeizuführen, zu Grunde liegt, kann ich nicht entscheiden. Man erlaubte ihnen, im Walde zurückzubleiben, und ließ sie von drei Leuten bewachen. Obgleich sie nach Gefallen ausruhen durften, waren sie doch, als sie nach Mitternacht in der Stadt ankamen, in einem solchen Grade entkräftet, daß der Slati die Unmöglichkeit erkannte, mit ihnen in ihrem gegenwärtigen Zustande durch die Wälder zu reisen. Er kehrte daher mit ihnen nach Bala zurück, um auf eine andere Karawane zu warten.

Da Kinikaturo die erste Stadt in Jallongkadu war, so wollte Karfa einen förmlichen Einzug halten. Jeder erhielt einen Platz angewiesen, den er nicht verlassen durfte, und wir bildeten eine Art von Procession, die sich in folgender Ordnung fortbewegte. Die sechs Sänger, die zu unserer Karawane gehörten, gingen voran. Ihnen folgten die freien Männer, und dann kamen die Sclaven, je vier durch einen Strick verbunden, und zwischen jedem dieser Doppelpaare ein Wächter mit einem Speer. Hinter ihnen gingen die Haussclaven, und die freien Weiber schlossen den Zug.

Bis auf hundert Schritt vom Thore zogen wir lautlos hin. Nun erhoben die Sänger mit lauter Stimme einen Gesang, der auf die Eitelkeit der Einwohner berechnet war, die bekannte Gastfreiheit von Kinikaturo, seine Freundlichkeit gegen die Männer von Manding in den Himmel erhob.

Unser Zug ging nach dem Bentang, wo sich sogleich alle Leute versammelten, um unsere Geschichte (Dentigi) zu hören. Zwei Sänger trugen dieselbe vor. Da wurde keiner der kleinen Umstände vergessen, die unterwegs vorgekommen waren. Merkwürdigerweise erzählten die Sänger in umgekehrter Ordnung, das heißt sie begannen mit unserer Ankunft in Kinikaturo und gingen bis auf unsere Abreise von Kamalia zurück.

Als sie ihre Geschichte beendet hatten, erhielten sie von dem Häuptling der Stadt ein kleines Geschenk. Die sämmtlichen Personen unserer Karawane, die Sclaven so gut wie die Freien, wurden von diesem oder jenem Einwohner eingeladen und für die Nacht mit Wohnung und Nahrung versehen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Reise durch die Jallonka-Wildniß. — Unglückliches Schicksal einer Sclavin. — Ankunft in Sufita. — Reise nach Manna. — Die Jallonka. — Uebergang über den Hauptarm des Senegals. — Eine sonderbare Brücke. — Ankunft in Malakotta. — Der König der Jolof.

Nach einer langen Rast, die bis zum Mittag des folgenden Tages dauerte, reisten wir nach einem Dorfe ab, das etwa zwei Meilen weiter westlich lag. Die Einwohner des Dorfs fürchteten einen Angriff der Fulah und beschäftigten sich eben mit einer Uebersiedelung auf einen hohen, an ihren Ort angrenzenden Berg, wo sie unter einer Felsenwand kleine Hütten zu erbauen anfingen. Diese Stelle war fast unzugänglich, denn rings um sie fiel der Felsen steil in die Tiefe. Blos an der östlichen Seite führte ein Fußpfad in die Höhe, der so schmal war, daß nicht zwei Menschen neben einander gehen konnten. Oben über dem Fußpfade hatten die Dorfbewohner mehrere Haufen von Felsstücken aufgeschichtet, um sie auf die Fulah herabrollen zu lassen, falls ein Angriff stattfinden solle.

Am 23. verließen wir dieses Dorf mit Tagesanbruch und betraten die Jallonka-Wildniß. Am Vormittag sahen wir zwei kleine Städte, die von den Fulah niedergebrannt worden waren. Der Brand mußte sehr stark gewesen sein, denn die Mauern einiger Hütten waren wie verglast und sahen in Ferne betrachtet aus, als ob sie mit einem rothen Firniß bedeckt wären.

Um Zehn Uhr erreichten wir den Fluß Wonda, dessen Breite die des Kokoro etwas übertrifft. Sein Wasser war gegenwärtig sehr trübe und Karfa fand die Ursache in der unzählbaren Menge von Fischen, die in demselben lebe. Mir war diese Erklärung nicht unwahrscheinlich, denn in der That wimmelte es überall im Flusse von Fischen. Mir wollte sogar scheinen, als ob das Wasser nach diesen Thieren rieche und schmecke.

Sobald wir den Fluß überschritten hatten, ließ Karfa die Karawane dicht zusammentreten und gab den Befehl, daß Niemand den ihm angewiesenen Platz verlassen dürfe. Die Wegweiser und die jungen

Leute gingen voran, die Frauen und die Sclaven in der Mitte und die Slatis hinten.

In dieser Ordnung gingen wir bis zum Untergang der Sonne mit großer Schnelligkeit weiter. Das Land war waldig, aber schön, und namentlich entzückte mich die reizende Abwechslung von Berg und Thal. Fast in jedem Augenblicke zeigten sich Hirsche, Perlhühner und Guineahühner. Als die Sonne unterging, lag ein wahrhaft romantischer Strom vor uns, der von den Schwarzen Ko Meissang genannt wird.

Da mein Hals und meine Arme den ganzen Tag der Sonne ausgesetzt gewesen waren, und die Kleider durch ihr Reiben die Entzündung noch vermehrt hatten, so waren diese Körpertheile ganz erhitzt und mit Blasen bedeckt. Ich benutzte daher mit großem Vergnügen die Gelegenheit, im Wasser des Flusses zu baden, während die Karawane am Ufer ausruhte. Dieses Bad und die Kühle des Abends gewährten mir eine große Erleichterung. Drei Viertelmeilen weiter westlich hielten wir für die Nacht an und schliefen neben großen Feuern.

Wir hatten an diesem Tage nach meiner Rechnung mehr als sieben Meilen *) gemacht und waren daher alle in hohem Grade ermüdet. Dennoch hörte man von Niemand eine Klage. Während das Abendessen zubereitet wurde, mußte ein Sclave auf Karfa's Befehl Baumzweige abbrechen, die mir zum Nachtlager dienten. Wir verzehrten unsern in Wasser gekochten Kouskous, dann wurden die Sclaven gefesselt, nnd jeder suchte sein Lager. Unsere Ruhe erlitt jedoch manche Störungen, theils durch das Brüllen der wilden Thiere, theils durch kleine braune Ameisen, die uns sehr lästig wurden.

Am 24. April erhoben sich die Buschrins vor Tagesanbruch und hielten ihr Morgengebet. Die meisten Freien tranken etwas Muning (eine Art Grütze), von dem auch die Sclaven einen Antheil erhielten, welche am wenigsten im Stande zu sein schienen, die Beschwerden des Tages zu ertragen. Eine von Karfa's Sclavinnen verrieth viel Trotz, und als man auch ihr Grütze anbot, wies sie das Getränk zurück.

Als die Sonne aufgegangen war, erfolgte der Aufbruch. Unser

*) Der Herausgeber erinnert, daß die Meilen Mungo Park's stets auf deutsche zurückgeführt werden.

Weg führte den ganzen Morgen durch eine wilde Gegend, deren steiniger Boden meine Füße arg beschädigte. Schon begann ich ernstlich zu fürchten, daß es mir nicht möglich sein werde, mit der Karawane bis zum Abend Schritt zu halten, als die Wahrnehmung, daß ein Theil meiner Gefährten noch ermatteter als ich sei, meine Besorgniße einigermaßen beschwichtigte. Namentlich begann die Sclavin, welche am Morgen die Grütze abgewiesen hatte, zurückzubleiben und über heftige Schmerzen in dem Beine zu klagen. Um ihr Erleichterung zu verschaffen, mußte ein anderer Sclave ihr Gepäck übernehmen, während sie die Weisung erhielt, an der Spitze des Zugs zu gehen.

Als wir am Mittag bei einem kleinen Bach ausruhten, entdeckten einige unserer Leute in einem hohlen Baume einen Stock wilder Bienen. Sie schickten sich an, den Honig herauszunehmen, als ein Bienenschwarm, der größte, den ich in meinem Leben gesehen habe, hervorstürzte, über die Karawane herfiel und sie nach allen Richtungen hin auseinandersprengte. Ich sah den Schwarm zuerst und konnte zeitig die Flucht ergreifen, so daß ich, wie ich glaube, der Einzige war, der von jeder Verletzung frei blieb. Als die kleinen Feinde, nachdem sie ihre Wuth gekühlt hatten, von der Verfolgung abließen, und als nun Jeder sich damit beschäftigte, die Stacheln herauszuziehen, die in seinem Körper eingedrungen waren, da entdeckte man, daß die vorhin erwähnte Sclavin, welche Nili hieß, fehle. Mehrere Sclaven, welche auf der Flucht ihr Gepäck abgeworfen hatten und dieses holen mußten, erhielten den Befehl, zugleich Nili zu suchen. Um die Bienen zu verjagen, wurde zuerst das hohe Gras angezündet. Der Wind verbreitete das Feuer mit rasender Schnelligkeit, und kaum waren die Flammen verschwunden, so liefen die Sclaven durch den Rauch und holten ihre Gepäckbündel. Sie brachten auch die arme Nili mit, die ganz entkräftet am Ufer des Baches gelegen hatte. Sie war dorthin gekrochen, weil sie sich gegen die Stiche der Bienen schützen zu können geglaubt hatte, wenn sie ihren Körper mit Wasser begieße. Man sah jedoch, wie wenig sie ihren Zweck erreicht hatte, denn sie war auf eine furchtbare Art zerstochen.

Nachdem die Slatis ihr die Stacheln so viel als möglich herausgezogen hatten, wurde sie mit Wasser begossen und mit zerstoßenen Blättern gerieben. Die Unglückliche weigerte sich aber mit Hartnäckigkeit,

die Karawane weiter zu begleiten, und erklärte, daß sie lieber auf der Stelle sterben, als noch einen Schritt machen wolle. Da Bitten und Drohungen nichts halfen, so wurde die Peitsche in Bewegung gesetzt. Einige Hiebe ertrug sie geduldig, dann sprang sie auf und ging die nächsten vier oder fünf Stunden ziemlich schnell mit uns weiter. Nur machte sie einen Versuch, ihrem Herrn zu entlaufen, war aber so schwach, daß sie im Grase niederfiel.

Sie vermochte sich nicht wieder zu erheben, selbst die Peitsche, mit der ein zweiter Versuch gemacht wurde, blieb wirkungslos. Man setzte sie auf den Esel, der einen Theil unserer Lebensmittel trug, allein sie war außer Stand, sich aufrecht zu erhalten, und da das Thier die gewöhnliche Widerspenstigkeit seines Geschlechts verrieth, so war es unmöglich, sie auf diese Art fortzuschaffen. Zurücklassen wollte man sie auch nicht, denn unsere Tagereise war ihrem Ende nahe. Die Slatis fertigten daher aus Bambusrohr eine Tragbahre, auf die man die unglückliche Nili legte und mit Streifen von Baumbast festband. Zwei Sclaven, die von Zeit zu Zeit durch andere abgelöst wurden, nahmen diese Art von Sänfte auf die Köpfe. Auf diese Weise wurde Nili getragen, bis es Abend wurde.

An einem Fluß, unter einem hohen Berge, den meine Begleiter Gankaran Kuro nannten, schlugen wir unser Lager auf und bereiteten uns unser Abendessen. Seit der vorigen Nacht hatte unsere ganze Nahrung in einer Handvoll Mehl bestanden, und wir waren den ganzen Tag in der größten Sonnenhitze gegangen. Es war unter diesen Umständen kein Wunder, daß die Sclaven, die auf dem Kopfe eine Last zu tragen hatten, meistens außerordentlich entkräftet waren. Bei einigen verrieth sich sogar ein Symptom, das bei den Negern ein untrügliches Zeichen der Verzweiflung ist: *sie schnellten mit den Fingern*. Die Slatis übersahen dieses Zeichen nicht und legten allen Sclaven Fesseln an. Diejenigen, bei denen man eine ganz besondere Niedergeschlagenheit bemerkte, wurden von den übrigen abgesondert und auch an den Händen gebunden.

Bei allen anderen Sclaven trat am andern Morgen, als die Sonne aufging, kein beunruhigendes Symptom mehr hervor. Als man aber die arme Nili aufweckte, klagte sie über Schmerzen und war an allen Gliedern so steif geworden, daß sie weder gehen noch stehen konnte. Sie

ließ sich wie eine Leiche auf den Rücken eines Esels heben. Die Slatis suchten sie in dieser Lage festzuhalten, indem sie mit langen Streifen von Baumbast ihre Hände unter dem Halse und ihre Beine unter dem Bauche des Esels befestigten.

Der Esel geberdete sich aber so widerspenstig, daß man ihn auf keine Weise dahin bringen konnte, mit seiner Last einen Schritt zu thun. Da Nili keine Anstrengungen machte, sich in ihrer Lage zu erhalten, so rissen die Baststreifen bald und sie wurde abgeworfen, wobei sie sich stark am Bein beschädigte. Somit war der letzte Versuch, sie fortzuschaffen, vereitelt, und die ganze Karawane brach in das Geschrei aus: „Kangtegi, Kangtegi (schneidet ihr den Hals ab!)“ Ich wollte bei einer solchen Scene nicht gegenwärtig sein und ging der Karawane voran.

Kaum war ich eine Viertelmeile weit gegangen, so holte mich einer von Karfa's Haussclaven ein. Er trug das Kleid des unglücklichen Mädchens auf der Spitze seines Bogens und rief mir zu: „Nili affilita (Nili ist verloren!)“ Ich fragte ihn, ob er den Henker gemacht und dafür von den Slatis das Kleid erhalten habe? Er antwortete, Karfa und der Schulmeister seien dagegen gewesen, daß man Nili tödte, und so habe man sie am Wege liegen lassen. Sie ist dort ohne Zweifel bald verschmachtet oder die Beute wilder Thiere geworden.

Obgleich die ganze Karawane den Tod der armen Nili gefordert hatte, machte ihr trauriges Ende doch den allgemeinsten und tiefsten Eindruck. Der Schullehrer fastete wegen dieses Ereignisses während des ganzen nächsten Tages. Wir Alle beobachteten lange ein trübes Stillschweigen.

Nach kurzer Zeit gingen wir über den Fluß Furkuma, der etwa dieselbe Breite wie der Wonda hat. Die Sclaven gingen jetzt ohne Befehl sehr schnell, denn jeder fürchtete, daß er dasselbe Schicksal wie die bedauernswürdige Nili haben werde. Ich konnte mit den Uebrigen kaum noch Schritt halten, obgleich ich meinen Speer und Alles, was mir im Gehen hinderlich sein konnte, weggeworfen hatte. Gegen Mittag sahen wir eine große Heerde Elephanten, an der wir vorbeigingen, ohne daß die Thiere uns beachteten. Am Abend wollten wir bei einem Bambusdickicht Halt machen, fanden aber kein Wasser, so daß wir weiter gehen mußten. Eine Meile weiter trafen wir auf einen kleinen Fluß, an

dessen Ufer wir übernachteten. Ich bin überzeugt, daß wir an diesem Tage einen Weg von sechs und einer halben Meile gemacht hatten.

Am Morgen des 26. klagten mehrere Schüler des Lehrers sehr über Schmerzen in den Beinen, und einer der Sclaven hinkte, da seine Füße stark entzündet und ganz mit Blasen bedeckt waren. Wir gingen dennoch weiter und mußten an diesem Tage einen Felsenberg, Boki-Koro genannt, übersteigen, der uns drei Stunden kostete. Dies war der schlimmste Weg, den wir noch betreten hatten, und meine Füße wurden durch Steine mehrfach verwundet. Kurze Zeit darauf kamen wir an einen ziemlich großen Fluß, welcher Boki hieß. Er floß hell und ruhig über Kieselsteine hin und war so seicht, daß wir ihn ohne alle Schwierigkeit durchwaten konnten.

Eine Viertelmeile westlich von diesem Flusse kreuzten wir eine Straße, welche in nordwestlicher Richtung nach Gadu führte. In dem weichen Sande hatten sich die Hufe von Pferden eingedrückt, und die Slatis zogen daraus den Schluß, daß hier eine Bande von Räubern vorübergezogen sei, um in Gadu irgend einen Ort zu überfallen. Damit diese Leute bei ihrer Rückkehr nicht entdecken möchten, daß wir hier gewesen seien, mußte die Karawane sich zerstreuen. Jeder schlich einzeln durch das hohe Gras und Gestrüpp, indem er sich bemühte, keine Spuren zu hinterlassen. Nachdem wir eine Hügelreihe westlich vom Fluß Boki überstiegen hatten, befanden wir uns an dem Brunnen, wo wir die Nacht zubringen wollten. Dieser Brunnen wird Cullongqui oder Quelle des weißen Sandes genannt.

Am 27. April verließen wir unser Nachtquartier in aller Frühe und reisten so schnell wie möglich, weil wir auf diese Weise noch vor der Nacht eine Stadt zu erreichen hofften. Am Morgen führte uns unser Weg durch große Dickichte von Bambusrohr. Um Zwei Uhr kamen wir an einen Fluß, der von den Schwarzen Nunkolo genannt wird und in ihrem Aberglauben eine gewisse Rolle spielt. Hier macht jede Karawane Halt, und jeder Reisende erhält eine Handvoll Mehl, das er nicht eher essen darf, als bis er etwas Wasser aus dem Flusse darauf gegossen hat.

Um Vier Uhr Nachmittags erreichten wir Susita, ein kleines Dorf der Jallonka. Es liegt in dem Bezirke Kullo, zu dem alles Land gehört, das sich am Basing oder schwarzen Flusse, einem Hauptarm des

Senegals, hinaufzieht. Es waren dies die ersten menschlichen Wohnungen, die wir sahen, seit wir das Dorf im Westen von Kinikaturo verlassen hatten, und doch hatten wir in diesen letzten fünf Tagen mehr als fünfundzwanzig Meilen zurückgelegt.

Wir mußten lange bitten, ehe man uns Hütten zum Nachtlager anwies. Lebensmittel könne man uns nicht geben, wurde uns geradezu erklärt, denn es herrsche in dieser Gegend großer Mangel. Der Häuptling des Dorfs versicherte uns, daß die Einwohner unmittelbar vor der gegenwärtigen Ernte neunundzwanzig Tage lang ohne Korn gelebt hätten. Sie behalfen sich während dieser langen Zeit mit dem gelben Mehl, das in den Hülsen einer Mimosen-Art, von den Einwohnern Sitta genannt, enthalten ist, und mit dem Samen des Bambus-Rohrs, der ähnlich wie Reis schmeckt, wenn man ihn gehörig stampft und zubereitet.

Da wir noch Lebensmittel besaßen, so ließ Karfa eine tüchtige Menge Kouskous zum Abendessen bereiten und lud viele Dorfbewohner ein, unser Mahl zu theilen. Diese Freigebigkeit wurde von ihrer Seite übel vergolten. In der Nacht bemächtigten sie sich eines der Schüler des Lehrers, der unter dem Bentang-Baume eingeschlafen war, und schleppten ihn mit sich fort. Der Knabe schlief so fest, daß er erst vor dem Dorfe erwachte. Als er zu schreien anfing, hielten ihm die Räuber den Mund zu und liefen mit ihm in den Wald. Sie hörten aber bald, daß er dem Schullehrer gehöre, dessen Wohnort blos drei Tagereisen weit entfernt vor. Wegen dieser Nähe von Freunden und Helfern des Bestohlenen durften sie nicht darauf rechnen, ihre unrechtmäßige Beute zu behalten, und gaben dem Knaben die Freiheit, nachdem sie ihn seiner Kleider beraubt hatten.

Am nächsten Morgen (28. April) früh verließen wir Susita und kamen in der zehnten Stunde in eine Stadt ohne Mauern, die den Namen Manna führt. Die Einwohner beschäftigten sich mit dem Einsammeln der Früchte der Sitta-Mimose, welche in dieser Gegend in großer Menge wächst. Die langen und dünnen Fruchtschalen dieses Baumes enthalten einige wenige Samenkörner, und diese werden von dem mehligen Stoff umschlossen, dessen ich oben erwähnte. Die Farbe des Mehls ist ein glänzendes Gelb, dem der Schwefelblüthe ähnlich, und der Geschmack ein schleimiger und süßer. Genießt man das Mehl ohne Zusatz,

so ist es zähe, aber mit Milch und Wasser gemischt, bildet es eine nicht blos nahrhafte, sondern auch wohlschmeckende Speise.

Die Einwohner von Manna reden dieselbe Sprache, welche man überall in dem großen Gebirgslande Jallonka hört. Einige Wörter kommen der Mandingo-Sprache sehr nahe, die Einwohner aber wollen von einer Aehnlichkeit der beiden Idiome nichts wissen. Sie hätten ihre eigene Sprache, sagen sie.

Gleich den Mandingo stehen auch die Jallonka unter verschiedenen kleinen Häuptlingen, welche in der Regel von einander abhängig sind. Ein gemeinschaftlicher Oberherr fehlt, und die einzelnen Häuptlinge sind sich so wenig befreundet, daß sie in Kriegszeiten jeden seinen Strauß allein ausfechten lassen. Ausnahmen von dieser Regel kommen selten vor.

Der Häuptling von Manna begleitete uns mit mehreren seiner Leute bis an die Ufer des Bafings oder schwarzen Flusses. Wir gingen über diesen Hauptarm des Senegals auf einer Brücke so sonderbarer Art, daß sie eine nähere Beschreibung verdient. Der Fluß ist an dieser Stelle tief und fließt wegen seines geringen Gefälls langsam. Er ist so schmal, daß zwei große Bäume, wenn man sie mit ihren Gipfeln verbindet, von einem Ufer zum andern reichen. Die Brücke wird nun in der Art gebildet, daß man Bäume in den Fluß hinabbiegt, doch so, daß ihre Wurzeln in dem Felsenufer haften bleiben, während ihre Zweige im Wasser schwimmen. Mehrere Bäume werden auf diese Weise behandelt und mit dünnem Bambusrohr bedeckt, so daß eine Art schwimmender Brücke entsteht. An jedem Endpunkte, oder da, wo die Bäume auf dem Felsen aufliegen, entsteht eine abschüssige Auffahrt. Diese Brücke wird in jedem Jahre während der Regenzeit von den geschwollenen Fluthen weggerissen, aber die Einwohner von Manna stellen stets wieder einen neuen Uebergang her, weil die Reisenden ihnen einen Zoll entrichten müssen.

Am Nachmittag kamen wir bei mehreren Dörfern vorbei, konnten uns aber in keinem ein Nachtlager verschaffen. In der Abenddämmerung wurden wir benachrichtigt, daß zweihundert Jallonka sich bei einer Stadt Melo versammelt hätten, um unsere Karawane zu plündern. Wir wählten daher einen andern Weg, auf dem wir in aller Stille bis Mitternacht fortgingen. Um diese Zeit näherten wir uns einer Stadt, Koba

genannt. Ehe wir sie betraten, rief Karfa die Namen aller zur Karawane gehörenden Personen auf, wobei die Entdeckung gemacht wurde, daß ein Freier und drei Sclaven fehlten. Wir vermutheten sogleich alle, daß die Sclaven den Freien ermordet und die Flucht ergriffen hätten. Man verabredete nun, daß sechs Männer bis zum nächsten Dorfe zurückgehen, die Leiche des Ermordeten aufsuchen und sich nach den Entflohenen erkundigen sollten. So lange die sechs Männer abwesend waren, verbarg sich die Karawane in ein Baumwolle-Feld, in dessen Mitte eine große Sitta-Mimose stand, und Niemand durfte laut sprechen. Gegen Morgen kehrten die Suchenden zurück, ohne von dem angeblich ermordeten Freien und von den drei Sclaven Nachricht geben zu können.

Keiner von uns hatte in den letzten vierundzwanzig Stunden etwas genossen. Es wurde daher beschlossen, nach Koba hineinzugehen, wo wir vielleicht Lebensmittel erhielten. Noch vor Tagesanbruch waren wir in der Stadt, wo Karfa für drei Fäden Glaskorallen eine ansehnliche Menge Erdnüsse erhielt, die wir uns rösteten und zum Frühstück verzehrten. Man räumte uns nun einige Hütten ein, in denen wir den Tag über blieben.

Um Elf Uhr hatten wir die Freude und Ueberraschung, daß der Freie und die Sclaven, welche in der letzten Nacht vermißt waren, in der Stadt ankamen. Wie es schien, hatte einer der Sclaven sich am Fuß beschädigt, und die anderen waren bei ihm zurückgeblieben. Da die Nacht sehr dunkel war, so verloren sie die Karawane sehr bald aus dem Gesicht. Der Freie sah sich nicht so bald allein, als er die Gefahr seiner Lage erkannte und sich anschickte, den Sclaven Fesseln anzulegen. Die Sclaven wollten zuerst Widerstand leisten, als er aber drohte, daß er sie einen nach dem andern mit dem Speer niederstoßen werde, fügten sie sich. Er verbrachte die Nacht mit ihnen im Gebüsch, entfesselte sie darauf und schlug den Weg nach der Stadt ein, wo er zu erfahren hoffte, in welcher Richtung die Karawane weitergegangen sei.

An diesem Tage hörten wir die Nachricht bestätigen, daß Jallonka unserer Karawane auflauerten. Wir waren gezwungen, bis zum Nachmittag des 30. zu verweilen, denn es verging einige Zeit, bis Karfa so viele Leute miethen konnte, als er für nöthig hielt, um uns gegen die Räuber zu schützen.

Am Nachmittag des 30. verließen wir Koba und gingen bis zu dem kleinen Dorfe Tinkingtang. Am folgenden Tage überstiegen wir einen hohen Gebirgsrücken, der das Gebiet des schwarzen Flusses im Westen begrenzt. Das Land war rauh und steinig und veränderte seinen Charakter auf der ganzen Strecke nicht, die wir bis zum Untergang der Sonne durchwanderten. Der Ort, in dem wir übernachteten, war Lingicotta, ein kleines Dorf im Lande Woradu. Hier nahmen wir die letzte Handvoll Mehl aus unsern Vorrathssäcken. Auf diesem Wege, wie auf dem Marsche vom schwarzen Flusse nach Koba, hatte keiner von uns einen Bissen genossen.

Am 2. Mai verließen wir Lingicotta, kamen jedoch nicht weit, da die Sclaven so ermüdet waren, daß wir schon in einem Dorfe, das nicht ganz zwei Meilen westlich lag, übernachten mußten. Nur der Verwendung des Schullehrers hatten wir es zu verdanken, daß wir einige Lebensmittel erhielten. Von diesem Dorfe schickte der fromme Mann einen Boten nach seinem Geburtsorte Malacotta, um seine Freunde zu benachrichtigen, daß er glücklich im Vaterlande angekommen sei, und sie zu bitten, daß sie so viele Lebensmittel in Bereitschaft halten möchten, als zur Beköstigung der Karawane auf zwei oder drei Tage erforderlich seien.

Am 3. Mai brachen wir nach Malacotta auf und kamen gegen Mittag in einem Dorfe an, das an einem bedeutenden, gegen Westen strömenden Flusse liegt. Wir beschlossen hier die Rückkehr des Boten abzuwarten, den der Schullehrer nach seinem Geburtsorte geschickt hatte.

Da die Einwohner mir die einstimmige Versicherung gaben, daß es hier keine Krokodile gebe, so gestattete ich mir den Genuß eines Bades. Ich machte die Bemerkung, daß die hiesigen Neger nicht schwimmen können, denn als ich im Begriff war, in den Strom zu gehen, liefen sie in großer Anzahl herbei und warnten mich, es gebe in dem Flusse tiefe Stellen, wo das Wasser mir über dem Kopfe zusammenschlagen werde.

Um zwei Uhr kehrte der Bote aus Malacotta zurück, und mit ihm kam der älteste Bruder des Schullehrers, der voll Ungeduld, seinen geliebten Verwandten zu sehen, sich gleich mit auf den Weg gemacht hatte. Die Zusammenkunft der beiden Brüder, die sich seit neun Jahren nicht gesehen hatten, war eine wahrhaft rührende. Sie umarmten

sich und konnten lange Zeit vor innerer Bewegung nicht sprechen. Als der Schullehrer endlich etwas zu sich gekommen war, nahm er seinen Bruder bei der Hand und sagte, indem er ihn zu Karfa führte: „Dies ist der Mann, der in Manding mein Vater gewesen ist. Ich hätte ihn Dir schon früher gezeigt, wenn mein Herz nicht zu voll gewesen wäre."

Am Abend trafen wir in Malacotta ein, wo die freundlichste Aufnahme unserer wartete. Dieser Ort unterscheidet sich von anderen Negerstädten dadurch, daß er keine Mauern hat. Fast alle Hütten bestehen aus gespaltenem Rohr, das man korbartig zusammenflicht und mit Lehm bekleidet. Wir verweilten hier drei Tage und wurden vom Schullehrer täglich mit einem Ochsen bewirthet. Auch die übrigen Einwohner, die mir den Eindruck thätiger und gewerbfleißiger Leute machten, ließen sich unsere gute Verpflegung angelegen sein.

In Malacotta wird eine vortreffliche Seife bereitet. Man kocht Erdnüsse in Wasser und schüttet Lauge hinzu, die aus Holzasche gewonnen wird. Auch das Eisen verarbeiten die Neger mit bestem Erfolg. Sie führen es nach Bondu und tauschen dafür Salz ein.

Vor kurzer Zeit waren Handelsleute aus Malacotta von einer solchen Reise zurückgekehrt. Sie erzählten uns von einem Kriege, den der Almami oder König Abdelkader von Futa-Toro gegen Damel, König der Jolofs, geführt hatte. Die Ereignisse dieses Kampfes wurden bald der Lieblingsvorwurf der Sänger und gaben zu allen Unterhaltungen, die in den zwischen dem Gambia und dem Senegal liegenden Staaten geführt wurden, den Stoff her. Da diese Ereignisse eigenthümlicher Natur sind, so will ich sie mit kurzen Worten erzählen.

Meine Leser werden sich erinnern, daß der König von Futa-Toro ein eifriger Mohamedaner, den Bewohnern des Reiches Kasson mit Krieg gedroht hatte, wenn sie seinen Glauben nicht annähmen.*) Eine ähnliche Botschaft erhielt auch Damel. Der Gesandte Abdelkaders erschien bei dieser Gelegenheit mit zwei der vornehmsten Buschrins, welche jeder eine lange Stange trugen, an deren Spitze ein Messer befestigt war. Als er beim König Zutritt erhalten und die Aufforderung seines Gebieters

*) S. 52.

mitgetheilt hatte, befahl er den beiden Buschrins, mit ihren Stangen vorzutreten.

Die beiden Messer wurden vor Damel auf den Boden gelegt, und der Gesandte fuhr in seiner Rede mit folgenden Worten fort: „Dieses Messer hier ist bestimmt, die Herablassung meines Herrn zu beweisen, denn mit ihm wird Abdelkader eigenhändig Damel das Haupt scheeren, wenn Damel zu Allah und dem Propheten betet. Mit diesem zweiten Messer wird Abdelkader Damels Hals abschneiden, wenn Damel bei seinem Unglauben beharrt. Nun wähle, König der Jolof!"

Damel antwortete dem Gesandten mit kalter Ruhe, daß er gar nicht wählen wolle. „Ich will ebensowenig," sagte er, „daß man mir den Kopf scheert, als daß man mir den Hals abschneidet." Mit dieser Antwort wurde der Gesandte entlassen, doch behandelte man ihn höflich und Niemand erlaubte sich gegen ihn eine Beleidigung.

Abdelkader nahm seine Maßregeln, um die Drohung auszuführen, und fiel mit einem zahlreichen Heere in Damels Land ein. In dem Maße, als er vorrückte, verließen die Einwohner der Dörfer und Städte ihre Wohnungen, nahmen ihre bewegliche Habe mit, vernichteten alle Lebensmittel und verschütteten die Brunnen. Abdelkader glaubte nicht, daß man aller Orten so handeln werde, und drang von Platz zu Platz, bis drei Tagemärsche zwischen ihm und der Grenze lagen. Widerstand wurde ihm während seines Vorrückens nicht geleistet, aber sein Heer hatte so stark durch den Wassermangel gelitten, daß bereits viele Krieger umgekommen waren.

Endlich erreichte man Wälder, wo es an vielen Orten Wasser gab. Zu einem dieser Plätze führte Abdelkader sein Heer und ließ seine Leute ihren Durst löschen. Alle tranken mit Gier und lagerten sich dann ohne Ordnung in die Büsche, wo sie sich, ihre feigen Feinde verachtend und von der Ermattung überwältigt, sorglos dem Schlaf überließen. In dieser Lage wurden sie von Damel angegriffen und erlitten die vollständigste Niederlage. Viele wurden noch im Schlaf von den Pferden der Jolof zertreten, andere auf der Flucht erschlagen und die meisten der übrigen zu Gefangenen gemacht.

Unter den letzteren befand sich Abdelkader selbst. Dieser ehrgeizige oder vielmehr fanatische Fürst, der blos einen Monat früher seinem

Gegner mit Tod oder Entehrung gedroht hatte, wurde nun selbst als ohnmächtiger Gefangener vor Damel geführt. Mit Recht suchen die afrikanischen Sänger nach den Ausdrücken der höchsten Bewunderung, wenn sie schildern wollen, wie sich Damel bei dieser Gelegenheit benahm. In der That ist seine Handlungsweise für einen Fürsten der Schwarzen so außerordentlich, daß der Leser meiner Erzählung vielleicht keinen Glauben schenken wird.

Als der gefangene König in Ketten vor ihn geführt und zu seinen Füßen niedergeworfen wurde, trat ihm der edelmüthige Damel nicht auf den Nacken, durchbohrte ihm nicht den Rücken mit dem Speer, wie sonst bei den afrikanischen Fürsten Sitte ist, sondern redete ihn mit folgenden Worten an:

„Abdelkader, ich habe eine Frage an Dich, und die sollst Du mir beantworten. Wenn das Kriegsglück so entschieden hätte, daß ich in Deine Lage und Du in die meinige gekommen wärest, wie würdest Du mich dann behandelt haben?"

„Ich hätte Dir meinen Speer ins Herz gestoßen," antwortete Abdelkader unerschrocken, „und ich weiß, daß mich dasselbe Schicksal erwartet."

„Du irrst," rief Damel aus. „Zwar klebt das Blut Deiner Krieger, die ich in der Schlacht getödtet habe, an meinem Speer, und ich könnte ihn noch dunkler färben, wenn ich ihn in Dein Blut tauchte. Würde Dein Tod aber die Mauern meiner Städte wieder aufrichten, oder die Tausende, die todt im Walde liegen, wieder zum Leben erwecken? Ich werde Dich daher nicht kalten Bluts tödten, sondern Dich so lange als meinen Sclaven zurückbehalten, bis ich sehe, daß Deine Anwesenheit in Deinem eigenen Lande der Ruhe Deiner Nachbarn nicht mehr gefährlich sein wird. Dann werde ich überlegen, wie ich gegen Dich zu verfahren habe."

Abdelkader blieb also in der Gefangenschaft und mußte drei Monate lang mit den Sclaven arbeiten. Während dieser Zeit bestürmten die Einwohner von Futa-Toro den König Damel fortwährend mit Bitten, daß er ihnen ihren Herrscher zurückgeben möge, und nach jenen drei Monaten entließ Damel seinen Gefangenen wirklich. So außer-

ordentlich dieses Benehmen ist, kann ich doch an der Wahrheit der Erzählung nicht zweifeln. Sie wurde mir an den verschiedensten Orten erzählt, in Malacotta von den Negern, später am Gambia von Engländern und in Goree von Franzosen. Endlich wurde sie mir von neun Sclaven bestätigt, welche mit Abdelkader an dem Wasserplatze in den Wäldern zu Gefangenen gemacht worden waren und sich auf dem Schiffe befanden, das mich nach Westindien führte.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Reise nach Konkadu und Uebergang über den Fluß Faleme. — Ankunft in Tambaconda. — Ereignisse auf der Reise. — Eine Frau mit zwei Männern. — Geographische Begrenzung des Butterbaums. — Ankunft an den Ufern des Gambia. — Reise nach Medina und Jindey. — Mungo Park begiebt sich mit Karfa nach Pisania. — Vorgänge vor seiner Abreise von Afrika. — Reise auf einem amerikanischen Schiffe über Westindien nach England.

Am 7. Mai verließen wir Malacotta, gingen durch den Bala oder Honigfluß, der ein Arm des Senegals ist, und erreichten am Abend die von Mauern umgebene Stadt Bintingala, in der wir zwei Tage verweilten. Von dort wanderten wir am folgenden Tage nach Dindiku, einer kleinen Stadt, über der sich eine der hohen Gebirgsketten erhebt, denen dieses Gebiet den Namen Konkadu oder Bergland zu verdanken hat. In diesen Bergen findet man viel Gold. Man zeigte mir einige Proben, die man vor kurzem gesammelt hatte. Die Goldkörner haben die gewöhnliche Größe, waren aber flacher als die in Manding vorkommenden. Sie sind in weißen Quarz eingesprengt, den man mit dem Hammer in Stücke schlägt.

In dieser Stadt sah ich einen Neger, dessen Haut und Haare eine mattweiße Farbe hatten. Er gehörte zu der Gattung, welche man in Westindien als Albinos oder weiße Neger bezeichnet. Die Haut hat eine Leichenfarbe und macht einen häßlichen Eindruck. Die Neger sehen in dieser Farbe die Folgen einer Krankheit, und ich glaube, daß sie Recht haben.

Am 11. Mai brachen wir, so wie die Sonne sich erhob, von Dindiku auf und erreichten nach einer sehr beschwerlichen Tagereise Satadu, die Hauptstadt der Landschaft gleiches Namens. Die Stadt war früher sehr groß, wurde aber von vielen ihrer Einwohner verlassen, weil die Fulah der Nachbarschaft viele räuberische Einfälle machten. Diese gefährlichen Nachbarn schlichen häufig durch die Wälder heran und trieben ihre Frechheit so weit, aus den Kornfeldern und selbst von den Brunnen in der unmittelbaren Nähe der Stadt Menschen wegzustehlen.

Am 12. Nachmittags setzten wir über den Faleme, den ich schon einmal auf meiner Reise ins Innere in Bondu überschritten hatte. In dieser Jahreszeit kann man den Fluß ohne Gefahr durchwaten, da er nicht tiefer als zwei Fuß ist. Sein Wasser ist sehr hell und fließt rasch über Sand und Kiesel dahin. Unser Nachtlager nahmen wir in einem kleinem Dorfe, Medina genannt, dem alleinigen Eigenthum eines Mandingo-Kaufmanns, der in einem langen Verkehr mit europäischen Kaufleuten einige unserer Gewohnheiten angenommen hat. Er ließ die Speisen in zinnernen Schüsseln auftragen, und sogar bei seiner Wohnung hatte er die Bauart der englischen Häuser am Gambia zum Muster genommen.

Am Morgen des 13. Mai schickten wir uns eben zur Abreise an, als wir einen Zug Sclaven, welche mehreren Kaufleuten vom Serawoulli-Stamm gehörten, durch den Fluß gehen sahen. Wir verabredeten mit den Eigenthümern, bis Beniserile gemeinschaftliche Sache zu machen. Diese Hauptstadt von Dentila ist von dem Dorfe des Mandingo-Kaufmanns so weit entfernt, daß man sie kaum in einem Tage erreichen kann.

Wegen der starken Tagereise, die wir vor uns hatten, nahmen wir den schnellsten Schritt an. Am Mittag warf ein Sclave der Serawoulli mitten im Walde seine Last vom Kopfe. Er wurde dafür grausam mit der Peitsche gezüchtigt und mußte die Bürde wieder aufnehmen, aber er war noch keine halbe Stunde weit gegangen, als er sie abermals fortwarf. Er empfing dieselbe Züchtigung wie früher und ging nun unter großen Schmerzen mit uns bis zu einem Wasserplatze, wo wir um Zwei Uhr Halt machten, um uns von der außerordentlichen Hitze des Tages etwas zu erholen. Der arme Sclave war nun so entkräftet, daß er ohne Regung auf dem Boden lag und durch seinen Herrn vom Strick losgelöst

werden mußte. Ein Serawoulli erbot sich, bei ihm zu bleiben und ihn, wenn er sich erholt haben würde, in der Kühle der Nacht in die Stadt zu führen. Wir setzten inzwischen unsere Reise fort und kamen am Abend nach einer sehr ermüdenden Tagesreise in Beniserile an.

Die Stadt war der Geburtsort eines unserer Slatis, der sie seit drei Jahren nicht gesehen hatte. Dieser Mann bot mir Gastfreundschaft an und führte mich in sein Haus, vor dessen Thür seine Freunde versammelt waren. Sie empfingen ihn mit vielen Freudenbezeigungen, schüttelten ihm die Hände, umarmten ihn, sangen und tanzten. Sobald er vor der Schwelle auf einer Matte Platz genommen hatte, erschien ein junges Mädchen, seine Braut, mit einer Kalebasse, in der sich Wasser befand, kniete vor ihm nieder und bat ihn, daß er sich die Hände waschen möge. Als er dies gethan hatte, trank das Mädchen mit Freudenthränen im Auge das Wasser aus. Diese Handlung gilt für den überzeugendsten Beweis von Liebe und Treue, den eine Braut ihrem künftigen Manne geben kann.

Noch an demselben Abend, in der achten Stunde, kam der Serawoulli, der am Wasserplatze zurückgeblieben war, um für den ermüdeten Sclaven Sorge zu tragen, allein in der Stadt an und berichtete, daß sein Pflegling gestorben sei. Man war jedoch allgemein der Meinung, daß er ihn entweder ermordet oder sterbend am Wege zurückgelassen habe. Die Serawoulli stehen in dem Rufe, daß sie ihre Sclaven weit grausamer als die Mandingo behandeln.

Wir blieben in Beniserile zwei Tage, um Baumbutter, inländisches Eisen und andere Waaren, die am Gambia mit Vortheil verkauft werden können, einzutauschen. Da die Nachricht eintraf, daß der Preis der Sclaven am Gambia eben ein sehr niedriger sei, so beschloß der Slati, der mich in sein Haus eingeladen hatte und dem drei Sclaven unserer Karawane gehörten, hier zu bleiben und eine günstigere Zeit abzuwarten. Inzwischen wollte er sich mit seiner jungen Braut verheirathen.

Am 16. Mai brachen wir von Beniserile auf und gingen bis zum Mittag durch dichte Wälder. Die Stadt Julifunda sahen wir nur von fern, denn wir wollten nicht dort, sondern in einer andern großen Stadt, Kirwani genannt, übernachten. Wir kamen dort um Vier Uhr Nachmittags an. Diese Stadt liegt in einem Thale, in dem man eine halbe

Stunde im Umkreise alles Holz ausgerodet hat. Die Einwohner scheinen sehr thätig und gewerbfleißig zu sein. Sie haben die Umgegend vortrefflich angebaut und in der Landwirthschaft eine für Afrika hohe Stufe erreicht. Sie sammeln nämlich während der trockenen Jahreszeit den Viehdünger und schichten ihn in großen Haufen auf, um das Land vor der Einsaat damit zu befruchten. In keinem andern Gebiet von Afrika habe ich eine ähnliche Sorgsamkeit wahrgenommen.

Unfern der Stadt liegen mehrere Schmelzöfen, in denen die Einwohner ein sehr gutes Eisen gewinnen. Sie formen das Metall mit Hämmern zu kleinen Stangen von etwa einem Fuß Länge und zwei Zoll Breite. Eine solche Stange liefert das Eisen zu zwei Spaten, wie sie bei den Mandingo üblich sind.

Am nächsten Morgen nach unserer Ankunft besuchte uns ein Slati des Orts und theilte Karfa mit, daß er unter Sclaven, die er kürzlich erhandelt, einen Eingeborenen des Gebiets der Fulah entdeckt habe, den er, weil das Vaterland desselben so nahe sei, nicht zur Feldarbeit benutzen könne, da er fürchten müsse, daß der Sclave entlaufen werde. Der Slati wünschte daher seinen Sclaven gegen einen aus unserer Karawane zu vertauschen. Als er Karfa unschlüssig sah, legte er noch etwas Baumwollenzeug und Baumbutter zu, worauf der Handel geschlossen wurde.

Der Slati schickte nun einen Knaben zu dem Fulahsclaven und ließ diesem befehlen, einige Erdnüsse herbeizubringen. Der arme Mensch trat nach wenigen Augenblicken in den Hof, in dem wir saßen. Er war ganz heiter, da er keinen Argwohn hegte, daß er vertauscht worden sei, bis sein Herr das Thor schließen ließ und ihm den Befehl gab, sich auf die Erde zu setzen. Nun ahnte er, was ihm bevorstehe, und das Thor war kaum geschlossen, als er seine Erdnüsse auf den Boden warf und über die Umzäunung sprang. Die Slatis begannen sogleich die Verfolgung, holten ihn ein und brachten ihn zurück, worauf er in Fesseln gelegt wurde. Im Anfange war er sehr niedergeschlagen, aber nach wenigen Tagen verschwand seine Traurigkeit, und er wurde nun so heiter, wie irgend einer seiner Schicksalsgenossen.

Hinter Kirwani beginnt die Tenda-Wildniß, welche zwei Tagereisen breit ist. Sie besteht aus dichten Wäldern, und der Boden fällt in ihr gegen Südwesten hin ab. Gleich nach unserer Abreise von Kirwani

betraten wir dieses Gebiet. In der zehnten Morgenstunde (20. Mai) begegneten wir einer Reisegesellschaft von sechsundzwanzig Personen, die mit sieben beladenen Eseln vom Gambia zurückkehrten. Die meisten Männer dieses Zugs waren mit Feuergewehren bewaffnet, hatten breite Scharlachgürtel über die Schultern geworfen und trugen europäische Hüte auf den Köpfen.

Auch von ihnen hörten wir, daß an der Küste wenig Nachfrage nach Sclaven wäre, da seit Monaten kein Schiff sich gezeigt hätte. Auf diese Nachricht hin trennten sich die Serawoulli, die uns vom Faleme an begleitet hatten, von der Karawane. Sie besäßen nicht die Mittel, sagten sie, ihre Sclaven am Gambia so lange zu ernähren, bis ein Sclavenschiff ankomme, und möchten doch nicht mit Verlust verkaufen. Sie entfernten sich in nördlicher Richtung und wollten nach Kadschaaga gehen.

Wir verfolgten unsern Weg durch die Wildniß, die sich an diesem Tage in der einförmigsten Gestalt zeigte. Das ganze Gebiet, das wir durchzogen, war nämlich ein weites Dickicht von Bambusrohr. Bei Sonnenuntergang fanden wir zu unserer größten Freude einen Teich, dessen Wasser nicht eingetrocknet war. In der Nähe stand ein hoher Tabba-Baum, nach dem dieser Platz Tabba-gi genannt wird, und wir ruhten hier einige Stunden lang.

Man findet in dieser Jahreszeit in den Wäldern wenig Wasser, und da die Tage unerträglich heiß sind, so reist man am besten bei Nacht. Auch Karfa entschied sich für diese Methode. Demnach wurden den Sclaven um Elf Uhr die Fesseln abgenommen und der Karawane der Befehl ertheilt, dicht beisammen zu bleiben. Die Sclaven sollten auf diese Weise am Fortlaufen verhindert und die wilden Thiere ferngehalten werden.

Wir gingen bis Sonnenaufgang mit der möglichsten Schnelligkeit. Plötzlich zeigte sich, daß während der Dunkelheit eine Frau von der Karawane abhanden gekommen sei. Man rief ihren Namen, bis die Wälder ringsum wiederhallten, allein es erfolgte keine Antwort, und wir schlossen nun, daß sie sich entweder verirrt habe, oder unbemerkt von einem Löwen fortgetragen worden sei. Nach längerer Berathung wurde beschlossen, daß vier Leute bis zu einem kleinen Bach zurückgehen sollten, bei dem einige Mitglieder der Gesellschaft, als wir in der Nacht hindurch gingen, längere

Zeit verweilt hatten, um sich zu erquicken. Die Karawane sollte ihre Rückkehr erwarten. Eine Stunde verfloß und die vier Leute kehrten mit der Frau zurück, die sie am Bache im tiefsten Schlafe gefunden hatten.

Wir traten hierauf unsere Wanderung wieder an und kamen in der elften Stunde zu einer von vier Mauern eingefriedigten Stadt, Tambaconda genannt, wo man uns freundlich empfing. Hier verweilten wir vier Tage, um einem Palaver beizuwohnen, der sich mit dem folgenden eigenthümlichen Rechtsfalle beschäftige.

Madi Lemina, einer der Slatis, die sich bei unserer Karawane befanden, hatte in dieser Stadt früher eine Frau geheirathet und war durch sie Vater von zwei Kindern geworden. Er begab sich dann nach Manding, wo er acht Jahre blieb, ohne daß er während dieser Zeit daran dachte oder Gelegenheit fand, seiner verlassenen Frau von sich Nachricht zu geben. Diese hatte drei Jahre gewartet und nach dieser Zeit, da sie den Tod ihres Mannes für gewiß hielt, einen andern Neger geheirathet. Aus dieser zweiten Ehe waren wiederum zwei Kinder vorhanden. Jetzt forderte Lemina seine Frau zurück. Der zweite Ehemann weigerte sich, sie abzutreten, indem er behauptete, nach den afrikanischen Gesetzen stehe es einer Frau frei, wieder zu heirathen, wenn er drei Jahre lang abwesend sei und keine Nachricht gegeben habe, daß er noch lebe.

Nachdem der Palaver oder die Versammlung der Aeltesten den Fall reiflich erwogen hatte, wurde die Entscheidung der Frau überlassen. Sie sollte wählen und nach ihrem Gefallen entweder ihren jetzigen Mann behalten oder zu dem ersten zurückkehren dürfen. Das Urtheil war der schwarzen Dame ohne Frage günstig, aber es wurde ihr schwer, einen Entschluß zu fassen, und sie bat sich Zeit zum Ueberlegen aus. Ich glaubte jedoch zu bemerken, daß die erste Liebe den Sieg davon tragen werde. Lemina zählte allerdings einige Jahre mehr als sein Nebenbuhler, war aber bedeutend reicher. Welches Gewicht dieser Umstand zu seinen Gunsten in die Wagschale der Neigung der Frau geworfen haben mag, wage ich nicht zu entscheiden.

Als wir am Morgen des 26. Tambaconda verließen, bemerkte Karfa gegen mich, daß der Schih- oder Butterbaum westlich von dieser Stadt nicht mehr vorkomme. Ich hatte in Manding Blätter und Blüthen dieses Baumes gesammelt, sie hatten aber auf der Reise sehr gelitten

ten, und ich pflückte mir daher hier neue Proben. Nach dem Ansehn der Frucht gehört der Butterbaum in das Geschlecht der Sapotae, und hat mit dem Madhuca-Baum, von dem Lieutenant Hamilton in den Asiatic Researches Vol. I. uns eine Beschreibung entworfen hat, eine gewisse Aehnlichkeit.

In der ersten Mittagsstunde sahen wir das Dorf Sibi Killin, um das sich eine Mauer zieht. Die Einwohner stehen in dem Rufe, ungastliche und diebische Gewohnheiten zu haben, weshalb wir draußen vor dem Thore blieben. Wir gestatteten uns unter einem Baume eine kurze Ruhe und gingen dann weiter, bis wir gegen Abend einen kleinen Bach erreichten, der zu dem Gebiet des Gambia gehört und an dem wir übernachteten.

Am nächsten Tage führte uns unser Weg durch ein wildes und bewaldetes Land, das sich überall zu Bergen erhebt und von Affen und anderen wilden Thieren wimmelt. In den Bächen der Thäler sahen wir eine Menge von Fischen. An diesem Tage hatten wir wieder einen ermüdenden Marsch, und die Sonne war schon herabgesunken, als wir das Dorf Kumbu betraten, in dessen Nähe die Ruinen einer großen Stadt liegen, welche vor Zeiten im Kriege zerstört worden ist.

Die Einwohner von Kumbu stehen gleich denen von Sibi Killin in einem so schlechten Rufe, daß Reisende selten in ihrem Orte Quartier nehmen. Auch wir übernachteten im Felde, wo wir zu unserem Schutz Hütten von Baumzweigen errichteten, da die Wolken sehr nach Regen aussahen.

Am 28. Mai legten wir nicht ganz zwei Meilen zurück. Wir gingen gegen Westen und übernachteten in einer Stadt der Fulah, von der wir am nächsten Tage eine gut angebaute Gegend erreichten, durch die ein bedeutender Zufluß des Gambia fließt, der von den Eingeborenen Neola Koba genannt wird.

Hier liegen mehrere Städte so nahe bei einander, daß der Blick sie alle zugleich umfaßt. Sie heißen sämmtlich Tenda und werden durch Beinamen unterschieden. In einer derselben, Koba-Tenda genannt, nahmen wir unser Nachtquartier, und verweilten auch noch den nächsten Tag, weil die Lebensmittel, die wir zu unserer Reise durch die Simbani-Wälder brauchten, nicht sogleich herbeizuschaffen waren.

Am 30. gingen wir bis Dschallacotta. Diese beträchtliche Stadt leidet sehr durch Fulah-Räuber, welche von Bondu aus durch die Wälder schleichen und Alles fortschleppen, dessen sie habhaft werden können. Einige Tage vor unserer Ankunft hatten diese Fulah zwanzig Stück Hornvieh gestohlen und machten während unserer Anwesenheit einen zweiten Raubversuch, wurden aber zurückgeschlagen und verloren einen Gefangenen.

Einer der Sclaven unserer Karawane, der in den letzten drei Tagen nur mit der größten Schwierigkeit fortzubringen gewesen war, konnte nicht weiter gehen. Sein Herr, einer der sechs Sänger, tauschte ihn daher gegen ein Mädchen aus, das einem Einwohner der Stadt gehörte. Die junge Sclavin kannte ihr Schicksal nicht, bis am Morgen die Gepäckbündel geschnürt wurden und Alles zur Abreise bereit stand. Sie kam mit mehreren Freundinnen herbei, um die Abreise der Karawane an zusehen. Plötzlich nahm ihr Herr sie bei der Hand und führte sie dem Sänger zu. Ihr bisher heiteres Gesicht nahm den Ausdruck des tiefsten Schmerzes an. Der Schreck, den sie verrieth, als man ihr das Gepäck auf den Kopf legte und an ihrem Halse den Strick befestigte, und die Wehmuth, mit der sie ihren Gespielinnen Lebewohl sagte, zerrissen mir das Herz.

Die Straße bog bald in eine große Ebene ein, in der viele Ciboa-Bäume wachsen, die zu den Palmen gehören. Der Neriko, ein Zufluß des Gambia, strömt durch diese Ebene. In dieser Jahreszeit war er wie ein Bach anzusehen, aber in der Regenzeit werden seine Gewässer dem Reisenden gefährlich. Als wir diesen Fluß überschritten hatten, stimmten die Sänger mit überlauten Stimmen ein Lied ganz eigener Art an. Der Inhalt sprach ihre Freude aus, daß sie die westlichen Gebiete, oder nach ihrer Ausdrucksweise „das Land der untergehenden Sonne" ungefährdet erreicht hätten.

Diese Gegend ist sehr eben, und der Boden besteht aus einem Gemisch von Lehm und Sand. Als am Nachmittag ein starker Regen fiel, nahmen wir zu dem gewöhnlichen Sonnenschirme der Neger unsere Zuflucht, d. h. zu einem großen Blatte der Ciboa-Palme. Hält man ein solches Blatt über den Kopf, so schützt es den ganzen Körper vor dem Regen.

An diesem Tage übernachteten wir unter einem großen Tabba-Baume, unfern der Ruinen eines Dorfes. Am folgenden Morgen wateten wir durch einen Strom, dem die Neger den Namen Nuliko gaben, und in der zweiten Nachmittagsstunde sah ich mich zu meiner Freude wieder an den Ufern des Gambia. An dieser Stelle fließt der Strom sanft und ist so tief, daß er mit Schiffen befahren werden könnte, aber er wird, wie man mir sagte, weiter unten wieder so seicht, daß die Karawanen häufig zu Fuß hindurchgehen.

An dieser Stelle grenzt das südliche Ufer des Flusses an eine große Ebene mit Lehmboden, Tumbi-Burila genannt, die von den Negern sehr gefürchtet wird. Die Ebene bildet eine Art von Moor, das eine Breite von mehr als einer Tagereise hat, und in dem schon oft Reisende ihr Leben verloren haben. Am Nachmittage begegneten wir einem Mann und zwei Weibern, welche Bündel von Baumwollenzeug auf den Köpfen trugen. Sie erzählten daß sie nach Dentila gingen, um Eisen zu kaufen, weil sie am Gambia, wo diese Waare selten sei, sich dieselbe nicht verschaffen könnten.

Kurz vor dem Einbrechen der Dunkelheit überschritten wir die Grenze des Königreichs Woulli, in dessen erstem Dorfe, Sisu Kunda genannt, wir übernachteten. Unweit des Dorfes stehen viele Nitta-Mimosen, von denen unsere Sclaven im Vorbeigehen große Fruchtbüschel pflückten. Die Einwohner waren aber so abergläubisch, daß sie keine der Früchte in ihr Dorf bringen lassen wollten. Es sei ihnen verkündet worden, sagten sie, daß ihren Ort ein Unglück treffen werde, sowie sie den Maisbau vernachlässigten und von den Früchten des Nitta-Baumes lebten.

Von Sisu Kunda führte uns unser Weg am 2. Juni durch viele Dörfer. In keinem derselben erhielt unsere Karawane die Erlaubniß, auszuruhen, obgleich die Leute uns die Ermüdung ansehen mußten. Zum Glück erreichten wir Barraconda, wo wir einen Tag verweilen wollten, schon in der vierten Nachmittagsstunde.

Am Morgen des 4. setzten wir unsere Reise fort und waren nach wenigen Stunden in Medina, der Hauptstadt von Woulli. Der Leser erinnert sich wohl noch der freundlichen Aufnahme, die ich hier beim König fand, als ich zu Anfang Decembers 1795 meine Reise nach dem Osten antrat. Ich erkundigte mich sogleich nach dem Wohlsein des guten

18*

alten Mannes und erfuhr zu meinem Kummer, daß er gefährlich erkrankt sei. Da Karfa der Karawane keinen Aufenthalt gestatten wollte, so konnte ich dem König nicht persönlich danken. Ich ließ ihm aber durch den Beamten, der den Zoll von uns erhob, sagen, daß seine Gebete für meine glückliche Rückkehr erhört worden wären.

Wir reisten noch bis Sonnenuntergang weiter und übernachteten in einem kleinen Dorfe, das etwas westlich von Kubakunda liegt. Am folgenden Morgen sah ich Jindey wieder, wo ich vor achtzehn Monaten von meinem Freunde Dr. Laidley Abschied genommen hatte. Während dieser ganzen langen Zeit hatte ich nicht ein Mal das Gesicht eines Christen gesehen, nicht ein Mal die entzückenden Laute meiner Muttersprache gehört. Von Pisania, wo ich meine Reise begonnen, trennte mich blos eine geringe Entfernung.

Mein Freund Karfa erhielt hier die Nachricht, daß er keine Aussicht habe seine Sclaven am Gambia so bald verkaufen zu können. Ich stellte ihm vor, daß es seinem Vortheil wahrscheinlich angemessen sein werde, sie solange in Jindey zu lassen bis er einen guten Markt für sie finde. Er pflichtete meiner Ansicht bei und miethete von dem Vorsteher der Stadt mehrere Hütten für sie, ebenso ein Stück Land, auf dem sie Korn wie andere Früchte bauen und so die Mittel zu ihrem Lebensunterhalt gewinnen konnten. Was ihn selbst betraf, so erklärte er, daß er mich vor meiner Abreise aus Afrika nicht verlassen werde.

Am Morgen des 9. reiste ich ab, von Karfa und einem Fulah, der zu unserer Karawane gehört hatte, begleitet. Obgleich ich jetzt dem Ende meiner langen und mühevollen Reise nahe war und sicher darauf rechnen konnte, am nächsten Tage mit theuren Freunden und Landsleuten vereinigt zu sein, so empfand ich doch die innigste Rührung, als ich von meinen unglücklichen Reisegefährten Abschied nahm, von denen ich wußte, daß sie in einem fernen Lande zu ewiger Gefangenschaft und Sclaverei verurtheilt seien. Während einer qualvollen Wanderung von mehr als hundertundfünfundzwanzig Meilen, auf der wir den sengenden Strahlen der tropischen Sonne ausgesetzt gewesen waren, hatten diese armen Sclaven, obgleich sie weit mehr litten als ich, mir stets das höchste Mitgefühl geschenkt. Oft hatten sie mir Wasser gebracht, ohne daß ich sie darum bat, oft Baumzweige und Laub gesammelt, um mir in der Wildniß ein

Lager zu bereiten. Wir trennten uns gegenseitig mit wahrer Betrübniß und unter Segenswünschen. Alles, was ich ihnen geben konnte, bestand in Wünschen und Gebeten für ihr Wohl, und ich fand einigen Trost darin, mir sagen zu können, daß sie wüßten, wie gern ich ihnen mehr geben würde, wenn ich mehr zu geben hätte.

Ich war so ungeduldig, Pisania zu erreichen, daß ich mir und meinen Begleitern unterwegs keine Rast gestattete. Wir gingen so schnell, daß wir am Abend Tendacunda erreichten, wo wir in dem Hause einer alten schwarzen Frau sehr gastfreie Aufnahme fanden. Sie hieß Señora Camilla, hatte viele Jahre in der englischen Faktorei gewohnt und verstand und redete unsere Sprache. Sie hatte mich kennen gelernt, ehe ich den Gambia verließ, um meine Reise ins Innere anzutreten, allein mein Gesicht und mein Anzug hatten jetzt so wenig Europäisches, daß ich ihr nicht zürnen konnte, als sie mich für einen Mauren hielt. Als ich ihr mein Vaterland und meinen Namen nannte, betrachtete sie mich mit sprachlosem Erstaunen und ließ mich einen Augenblick glauben, daß sie meine Behauptung für eine Erfindung halten werde.

Sie erzählte mir, von den Kaufleuten am Gambia erwarte keiner mich wieder zu sehen; schon vor langer Zeit habe man Nachrichten erhalten, daß ich gleich dem Major Houghton von den Mauren des Reiches Ludamar ermordet worden sei. Ich fragte nach meinen beiden Dienern, Johnson und Demba, und erfuhr zu meinem größten Bedauern, daß keiner von beiden zurückgekommen sei. Karfa, welcher der ersten Unterhaltung in englischer Sprache beiwohnte, hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Alles was er sah erregte seine Bewunderung. Die Stühle, das andere Hausgeräth, namentlich aber die Betten mit Mückennetzen waren ihm neu, und er legte mir tausend Fragen vor, wozu man diese Dinge benutze und ob sie auch nothwendig wären. Es wurde mir nicht wenig schwer, ihm auf einige seiner Fragen befriedigende Antworten zu geben.

Am Morgen des 10. erschien Herr Robert Ainsley, der von meinem Aufenthalt in Tendacunda gehört hatte und bot mir zuvorkommend sein Pferd an. Er theilte mir mit, daß Dr. Laidley seine sämmtlichen Sachen nach Kaye, einem Orte weiter am Flusse abwärts, geschafft habe, und eben jetzt mit seinem Schiffe nach Dumasansa gesegelt sei, um Reis

einzukaufen; man erwarte ihn jedoch in einem oder zwei Tagen zurück. Er bat mich, bis zur Rückkehr des Doctors bei ihm in Pisania zu wohnen. Ich nahm diese Einladung an und befand mich um Zehn Uhr Abends in der Gesellschaft meines Freundes Karfa am Ausgangspunkte meiner Reise.

Bei Pisania lag Herrn Ainsley's Schooner vor Anker. Wenn Karfa etwas anstaunte, so war es dieses Schiff. Ich mußte ihm den Nutzen der Masten, der Segel, des Tauwerks erklären, und er fand es unbegreiflich, wie die Gewalt des Windes im Stande sein könne, einen so großen Körper fortzubewegen. Die Art, wie man die Wände des Schiffs zusammengefügt und die Fugen so ausgestopft hatte, daß kein Wasser hindurchzudringen vermochte, erschien ihm räthselhaft, und ich bemerkte, daß der Schooner mit seinen Tauen und Ankern der Gegenstand der tiefen Betrachtungen sei, in die Karfa den größten Theil des Tages über versunken war.

In der Mittagsstunde kehrte Dr. Laidley von Dumasansa zurück und hieß mich, den er wie einen von den Todten Auferstandenen betrachtete, mit warmer Herzlichkeit willkommen. Da die Sachen, die ich bei ihm zurückgelassen hatte, weder verkauft noch nach England geschickt worden waren, so legte ich ohne Zeitverlust wieder englische Kleider an und beraubte mein Kinn seines ehrwürdigen Schmucks. Meinen englischen Anzug betrachtete Karfa mit wahrhaftem Entzücken, daß ich aber meinen Bart abgeschoren hatte, konnte er nicht lebhaft genug bedauern. „Du hast Dich aus einem Manne in einen Knaben verwandelt," sagte er.

Die Schulden, die ich seit meiner Abreise vom Gambia gemacht hatte, bezahlte Dr. Laidley bereitwillig, und ich deckte ihn durch einen Wechsel, den ich an die afrikanische Gesellschaft ausstellte. Man wird sich erinnern, daß ich Karfa den Werth eines Sclaven erster Güte versprochen hatte, wenn er mich an den Gambia führe. Ehe wir Kamalia verließen, hatte ich ihm eine Anweisung an Dr. Laidley gegeben, da ich nicht wollte, daß er, dem ich so viele Wohlthaten verdankte, verliere, falls ich unterwegs sterben sollte. Der gute Karfa hatte aber so theilnehmend für mich gesorgt, daß ich ihn noch immer unzureichend zu belohnen glaubte, als ich ihm sagte, daß er das Doppelte erhalten solle. Auch diese Schuld übernahm Dr. Laidley und gab Karfa die Versicherung, daß er

auf der Stelle Waaren zu dem genannten Betrage erhalten solle, sobald er danach schicke.

Karfa gerieth über dieses unerwartete Zeichen meiner Dankbarkeit außer sich, und sein Entzücken erreichte den höchsten Grad, als er hörte, daß ich auch dem guten alten Schulmeister Frankuma zu Malakotta ein hübsches Geschenk schicken wolle. Er versprach, die Waaren zu überbringen, und Dr. Laidley versprach ihm, daß er ihm helfen werde, seine Sclaven vortheilhaft zu verkaufen, sobald ein Sclavenschiff ankomme.

Diese Beweise von Güte und Aufmerksamkeit, welche Dr. Laidley ihm gab, fielen bei Karfa auf einen fruchtbaren Boden. Oft wiederholte er gegen mich: „Diese Reise ist für mich wahrhaft glücklich gewesen!“ So oft er den vollkommneren Zustand unserer Waaren und unsere entschiedene Ueberlegenheit in allen Künsten und Handwerken wahrnahm, wurde er nachdenklich und rief wohl mit einem tiefen Seufzer aus: „Fato fing, inta feng (schwarze Leute sind nichts!)“

Zu anderen Zeiten pflegte er in vollem Ernst die Frage an mich zu stellen, was mich, der ich kein Kaufmann sei, bewogen haben könne, in einem so erbärmlichen Lande wie Afrika umherzureisen? Er wollte damit sagen, nach Allem, was ich in meinem Vaterlande kennen gelernt haben müsse, könne in Afrika nichts sein, was meine Aufmerksamkeit errege. Ich theile diese kleinen Charakterzüge des würdigen Mannes nicht blos um seiner selbst willen, sondern auch darum mit, weil nach meiner Ansicht in ihnen der Beweis liegt, daß seine Seele über seinen Stand erhaben war. Diejenigen meiner Leser, welche gern bei den Verschiedenheiten der menschlichen Natur verweilen und sie auf allen den Stufen zu betrachten lieben, welche zwischen der Rohheit und der Verfeinerung liegen, werden die Mittheilungen, die ich über den armen Afrikaner gebe, nicht unwillkommen heißen.

Monatelang vor meiner Rückkehr aus dem innern Afrika war kein europäisches Schiff in den Gambia eingelaufen. Da die Regenzeit begonnen hatte, so beredete ich Karfa, zu seinen Leuten nach Jindey zurückzukehren. Am 14. sagten wir uns bewegt Lebewohl, doch versprach ich ihm, da ich nicht darauf rechnen durfte, Afrika noch in diesem Jahre verlassen zu können, daß ich ihn vor meiner Abreise noch einmal besuchen werde.

Ich würde mein Versprechen erfüllt haben, wenn ein Zufall, den ich einen glücklichen nennen muß, es mir nicht unmöglich gemacht hätte. Meine Erzählung eilt nun zum Schlusse, denn am 15. lief ein amerikanisches Schiff, die Charlestown unter Capitain Karl Harris, in den Gambia ein. Dieses Schiff kam in der gewöhnlichen Absicht, welche die Weißen hieherführt: es wollte Sclaven einnehmen. Auf dem Rückwege sollte es Gorée besuchen, um seine Ladung vollständig zu machen, und dann nach Südcarolina segeln.

Da die europäischen Kaufleute am Gambia in dieser Zeit einen sehr großen Vorrath an Sclaven hatten, so konnte der Capitain sich bald mit ihnen verständigen. Sie übernahmen seine ganze Ladung, welche hauptsächlich in Rum und Tabak bestand, und verpflichteten sich, den Werth binnen zwei Tagen mit Sclaven zu bezahlen. Ich erhielt dadurch Gelegenheit, in mein Vaterland zurückkehren zu können, und durfte sie nicht vorübergehen lassen. Ich machte mir daher sogleich einen Platz auf der Charlestown aus. Nachdem ich von Dr. Laidley, dessen Güte ich so viel zu verdanken hatte, und von meinen anderen Freunden am Gambia Abschied genommen hatte, schiffte im mich am 27. Juni in Kaye ein.

Unsere Fahrt auf dem Flusse abwärts bot viele Langeweile und Beschwerden dar, und das Wetter war so feucht, heiß und ungesund, daß wir vor unserer Ankunft in Gorée den Wundarzt, vier Matrosen und drei Sclaven am Fieber verloren. In Gorée fanden wir es so schwierig, uns Lebensmittel zu verschaffen, daß wir bis zu den ersten Tagen des Octobers verweilen mußten.

Wir hatten am Gambia und in Gorée hundertunddreißig Sclaven an Bord genommen. Fünfundzwanzig derselben waren in Afrika freie Leute gewesen und die meisten von ihnen verstanden etwas Arabisch, da sie sich zum Islam bekannten. Neun waren in dem Glaubenskriege zwischen Abdelkader und Damel, von dem ich im vorigen Kapitel gesprochen habe, in Gefangenschaft gerathen. Zwei der Anderen hatten mich auf meiner Reise durch Bondu gesehen und Vielen war ich vom Hörensagen bekannt. Ich schloß daraus, daß im Innern viel von mir gesprochen worden sein müßte. Daß ich mit ihnen in ihrer Muttersprache reden konnte, war für sie ein großer Trost. Um ihnen diesen recht oft gewähren

zu können, willigte ich ein, für den Rest der Reise an die Stelle des verstorbenen Wundarztes zu treten.

Die armen Menschen bedurften des Trostes, den ich ihnen zu geben vermochte, in der That in hohem Grade. Allerdings könnte ich nicht sagen, daß der Capitain oder die Matrosen besonders grausam gewesen wären. Aber die Art, wie man auf den amerikanischen Schiffen die Neger in Gewahrsam hält, um Befreiungsversuche zu verhindern, fügt diesen unglücklichen Geschöpfen außerordentliche Leiden zu. Die Schiffsmannschaft ist nämlich so wenig zahlreich, daß man die Sclaven in einem engen Raume eingesperrt halten muß. Auf englischen Schiffen braucht man sie nicht so streng und hart zu behandeln, da man mehr Matrosen hat. Unter unseren Negern rief der Mangel an Luft und Bewegung eine allgemeine Krankheit hervor. Außer den drei Schwarzen, die am Gambia, und den sechs oder acht, die in Gorée starben, verloren wir noch elf auf dem Meere, und von den Ueberlebenden wurden viele sehr entkräftet und geriethen in den traurigsten Zustand.

Jene Krankheit herrschte bereits, als das Schiff drei Wochen nach unserm Auslaufen von Gorée in einem solchen Grade leck wurde, daß die Pumpen in unaufhörlicher Bewegung sein mußten. Der Capitain sah sich daher gezwungen, mehreren der stärksten Neger die Fesseln abzunehmen und sie an die Pumpen zu stellen. Das Elend nahm dadurch in einem nicht zu beschreibenden Grade zu. Indessen folgte die Erlösung schneller, als wir hofften. Denn da allen Anstrengungen, das Schiff über Wasser zu halten, zum Trotz das Leck immer größer wurde, so bestanden die Matrosen darauf, daß wir nach Westindien segelten, weil wir nur auf diese Weise dem Untergange entfliehen konnten.

Der Capitain weigerte sich anfangs, aber zuletzt mußte er doch die Segel nach Antigua richten. Wir sahen die Insel fünfunddreißig Tage nach unserer Abfahrt von Gorée. Noch im Angesicht des Hafens drohte uns Verderben, denn indem wir uns dem nordwestlichen Ufer der Insel näherten, liefen wir an die Diamant-Klippe an und erreichten nur mit Mühe und Noth den Hafen St. John. Das Schiff hatte so stark gelitten, daß es für seeuntüchtig erklärt wurde. Wie ich nachher gehört habe, sind die Sclaven auf Antigua für Rechnung der Eigenthümer verkauft worden.

Ich blieb auf der Insel zehn Tage. Als das Paketboot Chesterfield, das von den Inseln unter dem Winde nach England segelte, St. John anlief, um das Felleisen von Antigua aufzunehmen, ging ich als Passagier an Bord. Am 24. November stachen wir in See und am 22. December liefen wir nach einer kurzen und stürmischen Fahrt in Falmouth ein, von wo ich mich auf der Stelle nach London begab. Meine Abwesenheit von England hatte zwei Jahre und sieben Monate gedauert.

Mungo Parks zweite Reise.

Im Jahre 1805.

Erstes Kapitel.

Mungo Park in England. — Begeisterung für ihn und seine Zwecke. — Plan einer zweiten Reise. — Abfahrt und Ankunft in Gorée. — Seine Begleiter. — Die Regenzeit ist nahe. — Aufbruch von Kaye ins Innere. — Der Silla. — To-Kuro oder der Stein des Reisenden. — Goldgruben. — Mungo Park weicht von seinem früheren Wege ab.

Es war der Weihnachtstag des Jahres 1797, in dessen Morgendämmerung Mungo Park in London ankam. Der erste Bekannte, den er sah, war sein Schwager Dickson, dem er im Garten des britischen Museums zufällig begegnete. Es waren zwei Jahre vergangen, seit man zuletzt von ihm gehört hatte, und man hielt ihn allgemein für todt. Selbst seine Freunde hatten die Hoffnung, ihn je wiederzusehen, aufgegeben. Um so mehr überraschte und erfreute sein Wiedererscheinen. Die Nachricht, daß er nach glänzenden Entdeckungen unerwartet zurückgekehrt sei, erweckte eine größere Begeisterung, als sie vielleicht jemals früher bei einer ähnlichen Gelegenheit laut geworden war. Die Ungeduld, von dieser Reise an den Niger zu hören, war so groß, daß Mungo Park durch Bryan Edwards einen vorläufigen Bericht veröffentlichen ließ. Seine eigene Erzählung wurde zu Anfang des Jahres 1799 veröffentlicht und befestigte Mungo Park in der Achtung seiner Landsleute noch mehr. Noch heutigen Tags gehört diese Reisebeschreibung, deren Reiz nicht blos in den Abenteuern, von denen sie erzählt, sondern auch in dem schlichten und lebhaften Styl liegt, zu den Lieblingsbüchern des englischen Volks. Die geographischen Erläuterungen, mit denen Major Rennell sie begleitete, können freilich blos noch dazu dienen, die Summe des damaligen Wissens über die Nigerländer zu bekunden.*)

*) Ein sonderbarer Beweis von dem Interesse, das Mungo Park in Deutschland erregt hat, ist die Existenz eines Buches: Mungo Parks

So bedeutend die Entdeckungen Mungo Parks waren, regten sie doch die Neugier mehr auf, als daß sie ihr Befriedigung gewährten. Seine bestimmte Erklärung, daß er den Niger gegen Osten habe strömen sehen, warf über den räthselhaften Fluß einen neuen Schleier. Kam doch selbst Rennell durch Mungo Park's Mittheilungen zu dem Schlusse, „es lasse sich kaum bezweifeln, daß der Dscholiba oder Niger sein Ende in Seen finde, und diese Seen schienen in Ghaña (vierzig Tagereisen von Timbuktu) und in Wangara (acht Tagereisen von Ghana) zu liegen," während Mungo Park selbst zu der Vermuthung neigte, daß der Niger und der Congo identisch seien. Was der kühne Reisende ferner von den blühenden und volkreichen Gegenden, die er gesehen, und von den noch reicheren Staaten, von denen er gehört habe, erzählte, übertraf so sehr alle Erwartungen, daß das Verlangen rege wurde, mit den Nigerländern Handelsverbindungen anzuknüpfen.

---

neueste und letzte Reise ins Innere von Afrika, Hamburg 1807. Das Buch, das eine reine Buchhändlerspekulation ist, läßt unsern Reisenden „im Hafen von Zilli im Lande der Fulahs abgesetzt werden" und von da auf unbekannten Wegen nach Nordafrika gehen. Von Aegypten, Nubien, Darfur, Habesch wird unter Mungo Parks Firma erzählt, was der Verfasser des Machwerks in Bruce, Browne und Poncet gelesen hat. Wo diese Gewährsmänner ihn verlassen, hilft er sich mit genialen Sprüngen. „Bis jetzt," sagt er — aber er legt die verrätherischen Worte Mungo Park in den Mund — „bis jetzt war ich größtentheils in Gegenden, wo vor mir Reisende gewesen waren, aber diese verließen mich nun mit ihren Fingerzeigen, und ich stand allein in der ungeheuren Wüste". Diese köstliche Bemerkung macht Mungo Park in „Magadoxo, beinahe unter der Linie, 113 Meilen von Melinde, eine ziemlich große und schöne Stadt, wo im sechzehnten Jahrhundert viele Schiffe aus Kambaja und Aden landeten," und „rückt dann seinem fürchterlichen Plane näher, das Innere des Landes kennen zu lernen." Das Glück begünstigt ihn wunderbar, schon nach einem vierzehntägigen Marsche gegen Norden ist er seinem Ziele nahe. „Nach der Polhöhe, die ich nahm," läßt das Buch ihn sagen, „war ich in einer Gegend, die mich vermuthen ließ, wenn ich diesen Weg verfolge, könne ich das große Land, welches die größte Breite von Afrika einnimmt, und in Ermangelung eines andern unter dem allgemeinen Namen Senegambien bekannt ist, erreichen. Nach ungefähr zehn Tagereisen fand ich diese Vermuthung bestätigt." Mungo Park ist also in Senegambien, geht nach dem Flusse, der in Ermangelung eines andern unter dem allgemeinen Namen Senegal bekannt ist, wendet sich nach der Goldküste, dringt in das Innere und verschwindet in einer schrecklichen Wüste mit Flugsand. Zwei Tage später finden seine Begleiter seine Leiche in einem Felsenthale. Solche Erzählungen darf man unserer Lesewelt denn doch nicht mehr bieten.

Daß eine Privatgesellschaft die Mittel nicht aufzubringen vermöge, die zur Fortsetzung der Entdeckungen in Westafrika nöthig waren, lag auf der Hand. Auf dem Throne saß aber ein Monarch, für den Reisen, die zur Erweiterung des Gebiets der Wissenschaften unternommen wurden, von seinem Regierungsantritt an ein Lieblingsziel waren. Georg III., der Gönner des berühmten Cook, ließ sich leicht bestimmen, auch Entdeckungsreisen in dieser Richtung zu fördern. Im October des Jahres 1801 wurde Mungo Park von der Regierung aufgefordert, eine Reise in größerem Maßstabe zu unternehmen. Da er inzwischen eine Tochter des Wundarztes Anderson, seines ehemaligen Lehrherrn, geheirathet und in der Stadt Peebles seinen Beruf mit einem gewissen Erfolg auszuüben begonnen hatte, so nahm man an, daß er, mit seinem theuer erkauften Ruhm zufrieden, seine abenteuerliche und gefährliche Laufbahn nicht wieder anfangen werde. Allein man irrte sich; Mungo Park hielt sich nicht berechtigt, auf seinen Lorbern zu ruhen. Er hatte nicht einmal eine zuverlässige Karte seiner Entdeckungen zeichnen können, und wie unsicher waren die Ortsbestimmungen, die Rennell nach seinen Angaben gemacht hatte, auf welche künstliche Berechnungen stützten sie sich!

Mungo Park hatte seit seiner Rückkehr viel mit Maxwell verkehrt, einem Schiffsführer, der mit der westafrikanischen Küste durch mehrere Besuche auf Handelsreisen bekannt geworden war. Maxwell war es, der ihn überredete, daß der Congo, welchen die Europäer nach seiner Entdeckung durch die Portugiesen so gut wie aus dem Gesicht verloren hatten, der Canal sei, in dem der Niger, nachdem er die ausgedehntesten Gebiete des innern Afrika's befruchtet habe, seine Gewässer dem Atlantischen Ocean zuführe. Die wissenschaftliche Welt war sehr geneigt, dieser Ansicht beizutreten, und der ganze Plan der Entdeckungsreise wurde mit besonderer Rücksicht auf den Congo entworfen.

Die politischen Ereignisse durchkreuzten die Vorbereitungen zur Ausführung. England erklärte an Frankreich den Krieg, und nicht blos die Kräfte der Regierung, sondern auch die öffentliche Meinung wurden von dem fernen Niger abgelenkt. Erst im Jahre 1804 forderte Lord Camden als Minister der Colonien Mungo Park auf, Vorschläge zu machen, bei deren Ausführung er sicher sei, von der Regierung auf jede Weise unterstützt zu werden.

Welchen Gefahren, Mühen und Entbehrungen der einzelne Europäer in Afrika, so wie er das unmittelbarste Handelsgebiet der englischen Faktoreien überschreite, ausgesetzt sei, wußte Mungo Park aus eigener Erfahrung. Er schlug daher vor, daß man ihm eine kleine Abtheilung bewaffneter und an Kriegszucht gewöhnter Männer mitgebe. Mit wenigen Soldaten könne man so ziemlich jede beliebige Anzahl von Eingeborenen zurückwerfen. Er wolle mit seiner Mannschaft unmittelbar nach Sego gehen, dort zwei Kähne von je 40 Fuß Länge bauen und bis zur Mündung des Congo hinabfahren. Die Regierung nahm diese Vorschläge an und schickte den Befehl nach Gorée, ihn mit Soldaten, Vorräthen und was er sonst brauche, freigebig zu versorgen. Die Soldaten sollte die afrikanische Legion liefern, die auf der Insel Gorée ihre Standquartiere hatte und in Afrika einigermaßen eingewöhnt war.

Am 30. Januar 1805 segelte Mungo Park in dem Transportschiffe Crescent von Portsmouth ab. Sein Schwager Anderson, der Maler Scott, einige Schiffszimmerleute und andere Arbeiter begleiteten ihn. Am 8. März warf der Crescent in der Bucht von Praya auf San-Jago, einer der Inseln des grünen Vorgebirges, Anker. Gorée erreichte er am 27. desselben Monats. Martyn, Lieutenant der afrikanischen Legion, und fünfunddreißig Soldaten schloßen sich freiwillig an. Mungo Park hätte gern eine Anzahl Neger mitgenommen, aber alle seine Bemühungen, sich Eingeborene zu verschaffen, blieben ohne Erfolg. Er versorgte sich noch mit einigen der vortrefflichen Esel der capverdischen Inseln, von denen er bei dem Uebersteigen der Gebirgsketten die besten Dienste erwarten konnte.

Kaye war der Ausgangspunkt der zweiten Reise. Mungo Park machte dort die Bekanntschaft eines Mandingo-Priesters Namens Isaaco, der schon oft zu Handelszwecken Reisen ins Innere gemacht hatte und sich als Führer und Dolmetscher anwerben ließ. Unter allen den Vorbereitungen in Gorée und Kaye war ein Monat verflossen und die Regenzeit konnte nicht lange mehr ausbleiben. Der unternehmende Schotte wußte, wie angreifend und gefährlich das Reisen für Europäer in dieser Zeit ist. Die gewöhnlichste Vorsicht rieth ihm, unter diesen Umständen an der Küste zu bleiben, allein seine Ungeduld machte ihm den bloßen Gedanken unerträglich, im Beginn seines großen Unternehmens einen monatelangen

Aufschub eintreten zu lassen. Er nährte die Hoffnung, daß es nicht zu schwierig sein werde, vor der Mitte des Juni, wo die Regen gewöhnlich sich einstellen, den Niger zu erreichen. Einmal auf dem Flusse, hatte er nach seiner Ansicht nichts mehr zu fürchten.

Am 27. April setzte sich die Karawane von Kaye in Marsch. An diesem ersten Tage war die Hitze erdrückend, und mehrere Esel, die an das Tragen von Lasten nicht gewöhnt waren, blieben etwa eine halbe Meile östlich von Kaye in einem Sumpfe stecken. Dieser Unfall trennte die Karawane, die sich übrigens am Abend wieder vereinigte und die Nacht ganz erträglich unter einem Baume zubrachte. Am folgenden Tage erreichte man bei Sonnenuntergang Pisania. Hier mußte ein sechstägiger Halt gemacht werden, um das zurückgebliebene Gepäck herankommen zu lassen.

Mungo Park benutzte diese Ruhezeit, um noch mehr Lastthiere zu kaufen und eine Marschordnung zu entwerfen. Scott und einer der Diener Isaaco's sollten an der Spitze, Martyn in der Mitte und Mungo Park am Ende des Zuges gehen. Die Soldaten wurden in sechs Abtheilungen geschieden und jeder derselben eine bestimmte Anzahl von Eseln zugewiesen. Die Esel jeder Abtheilung wurden wieder vertheilt, so daß jeder Soldat wußte, welches Lastthier für ihn bestimmt sei. Um Viehdiebstähle zu verhüten, erhielt jeder Esel ein auffallendes Zeichen, das von den Eingeborenen nicht verwischt werden konnte. Es zeigte sich indessen sehr bald, daß man noch nicht genug Lastthiere habe. Man ließ daher in Pisania fünfhundert Pfund Reis zurück, aber trotz dieser Erleichterung, legten sich die noch immer überbürdeten Esel jeden Augenblick nieder, oder suchten sich ihrer Last durch Wälzen auf der Erde zu entledigen. So hatte man beim Aufbruch große Mühe, nur bis Sami zu kommen, obgleich die Entfernung nicht mehr als zwei Meilen beträgt. Noch mehr Schwierigkeiten zeigten sich am folgenden Tage auf der Reise nach Jindey. Man mußte dort einen ganzen Tag rasten, um auf einen Theil des Gepäcks zu warten, der sonst in den Wäldern liegen geblieben wäre.

Man färbt in Jindey die baumwollenen Gewebe mit Indigoblättern blau und befolgt so ziemlich dasselbe Verfahren, welches in England bei dem Färben gebräuchlich ist. Hier trat der erste der Orkane ein,

denen man in Senegambien so häufig ausgesetzt ist. Ehe man Jindey verließ, mußte man eine Anzahl Esel mit Treibern zum Transport des Gepäcks miethen. Der Fluß Walli wurde in der Nähe von Kutacunda überschritten. Die Esel schwammen, die Soldaten und Neger gingen zu Fuß hindurch, indem sie ihre Sachen auf dem Kopfe trugen. In Tabajan, einem verlassenen Dorfe, wurde ein zweitägiger Halt gemacht. Es handelte sich wieder um den Ankauf von Eseln. Mungo Park verschaffte sich deren fünf und ließ für einen Theil der Waarenballen Decken von Fellen zum Schutz gegen den Regen anfertigen. Hier wurden zwei Soldaten von der Ruhr befallen — die ersten Kranken. In Tabajan schickte Mungo Park die Treiber mit den gemietheten Eseln zurück, da sie einen Lohn forderten, der mit ihren Leistungen in keinem Verhältniß stand. Von nun an machten die Soldaten die Treiber.

Im folgenden Nachtquartier erschien der Sohn des Königs von Woulli, den Mungo Park bei seiner erster Reise gesehen hatte, um ihm mitzutheilen, daß die Slatis und viele Serawoullis sein Vordringen mit ungünstigen Augen betrachteten. Als Medina, die Hauptstadt des Landes, erreicht worden war, wies der König die ihm dargebotenen Geschenke als zu unbedeutend zurück. Von einer so zahlreichen Gesellschaft wurde mehr erwartet, und Mungo Park mußte Waaren zulegen. Dies war nicht die einzige Erfahrung, die er von den Nachtheilen machte, mit Gefolge unter den Negern zu erscheinen. Von dem Schutze der kleinen Könige und der Dorfvorsteher war er allerdings unabhängig. Aber die Eingeborenen, die ihn als reichen Mann kommen sahen, glaubten ihm keinen Anspruch auf ihre Gastfreundschaft zugestehen zu brauchen und benutzten jede Gelegenheit, sich durch Diebstahl oder auf dem Handelswege in den Besitz seiner Waaren zu setzen. In Medina mußte er Alles bezahlen, sogar das Wasser. Im nächsten Nachtlager hatten die Weiber fast alles Wasser aus den Brunnen geschöpft und wiesen die Soldaten mit ihren Eimern fort, damit man von ihnen kaufen müsse. Martyn half sich durch eine List. Einer der Soldaten ließ wie zufällig seinen Eimer in den größten Brunnen fallen. Seine Gefährten ließen ihn an einem Seile in die Tiefe hinab, und einmal unten füllte er alle Gefäße der Gesellschaft. Die Weiber sahen sich also um die Bernstein- und Glasperlen betrogen, gegen die sie ihr Wasser hatten austauschen wollen.

Jenseits Medina aß ein Soldat Sittafrüchte und wurde dabei von einem Neger gesehen. Sogleich eilte der Vorsteher in vollem Zorn herbei und suchte dem Manne die Früchte aus der Hand zu reißen. Als ihm dies nicht gelang, zog er sein Messer aus der Scheide und befahl der ganzen Karawane, die Esel zu beladen und sogleich das Dorf zu verlassen. Als diese Aufforderung nicht beachtet wurde, beruhigte er sich endlich. Nachdem man ihm gesagt hatte, daß der Soldat von keinem Verbot, Sittafrüchte zu essen, gewußt habe, und daß in Zukunft kein ähnlicher Verstoß vorkommen solle, antwortete er, die Sache würde von geringer Bedeutung sein, wenn sie nicht in Gegenwart der Frauen vorgekommen wäre. Da in Zeiten von Theuerung und Hungersnoth, fügte er hinzu, die Frucht der Sitta-Mimose die einzige Hülfsquelle sei, welche noch bleibe, so werfe man auf die Bäume einen Tung, um die Weiber und Kinder vom Naschen abzuhalten. Tung läßt sich durch Zauber übersetzen.

Vor diesem Orte opferte Isaaco, der in den Wäldern einen Angriff der Einwohner des Reiches Bondu fürchtete, einen schwarzen Widder, den er vorher durch lange Gebete geweiht hatte. Die Karawane wanderte durch ein bewaldetes Land und betrat weiterhin eine Ebene, die durch Hunderte von Thieren aus dem Geschlecht der Antilopen belebt wurde. Sie waren braun mit weißem Maule und hatten die Größe eines Ochsen. Von den Eingeborenen werden sie Daqui genannt. Diese Ebene wird vom Gambia begrenzt, der hier eine Breite von dreihundert Fuß hat. Die Fluth reicht bis zu diesem Orte, erreicht aber nur noch eine Höhe von vier Zoll. Die afrikanischen Flußriesen sind hier sehr häufig; Mungo Park zählte auf einen einzigen Blick längs der Ufer dreizehn Krokodile und drei Flußpferde. Die letzteren Thiere fressen blos des Nachts, und am Tage sieht man sie selten. Sie gehen auf dem Grunde der Flüsse fort und zeigen höchstens den Kopf.

Von einem Berge, den die Reisenden erstiegen, überblickten sie nach Westen hin ein weites Gebiet. Sie konnten den Gambia bis auf eine bedeutende Ferne verfolgen; er strömte zwischen zwei Reihen von Bäumen mit dunkelgrünen Blättern. Mungo Park nannte diesen schönen Punkt den Berg der Fernsicht. Eine andere Höhe, nördlich vom Wege, bietet eine eben so prachtvolle Aussicht gegen Süden dar. Der Gambia strömt in ostsüdöstlicher Richtung, und auf seinem südlichen Ufer bildet das Land

eine vollkommene Ebene. Er fließt rasch in einem breiten Bette und ergießt sich nach einem langen Laufe etwa unter dem dreizehnten Breitengrade in das Atlantische Meer.

Als man in Faraba die Esel von ihrer Last befreite, hatte ein Soldat einen Schlaganfall und starb beinahe auf der Stelle — der erste Todte. — Es schwärmten viele Bienen umher, so daß man Feuer anzünden mußte, um sie zu vertreiben. Isaaco's Neger gruben einen Brunnen und stießen nach kurzer Arbeit auf so viel Wasser, daß sie kochen und ihre Thiere tränken konnten. Mit Tagesanbruch setzte sich die Karawane wieder in Marsch und gelangte an einen Fluß, dessen Bett fast trocken war. Die einzelnen zurückgebliebenen Wasserlachen enthielten Massen von Fischen, die von den Negern mit der Hand gefangen wurden. Einige Neger fanden einen Theil eines Daqui, den ein Löwe zerrissen hatte, und brieten oder räucherten vielmehr das Fleisch. Sie bauten zu diesem Zwecke ein Gerüst, unter dem sie von grünem Holz ein Feuer unterhielten. Auf diese Art zubereitet, hält sich das Fleisch weit länger als bei jedem andern Verfahren.

Am Nachmittage des 16. Mai durchschritten die Reisenden eine offene und gänzlich flache Ebene und kamen erschöpft am Ufer des Neriko an. Sie fanden dort in der Nähe von Gebüsch die Losung von Löwen und Cibis. Die letzteren Thiere legen dieselbe nur an gewissen Stellen ab und bedecken sie, indem sie gleich den Katzen Erde darüber scharren. Fast der ganze folgende Tag verging damit, daß man das Gepäck und die Esel auf das andere Ufer schaffte. Während dieser Rast hatten die Soldaten Zeit, ihre Wäsche im Flusse zu reinigen. Der Neriko ist an dieser Stelle nicht mehr als sechzig Fuß breit.

Nach dem Uebergange über den Neriko wurde in Dschallacotta Halt gemacht, wo Mungo Park Mais kaufte und für eine Verstärkung der Lastthiere sorgte. Am 20. übernachtete er in Tambiko, dessen Einwohner so wenig Vieh haben, daß er sich keinen Ochsen verschaffen konnte. Eine halbe Stunde von Tambiko liegt eine ziemlich große Stadt, Namens Badi, wo der Vorsteher den Titel Faranba hat. Die Ankunft der Karawane war ihm angemeldet worden, und er schickte ihr seinen Sohn entgegen, um ein Geschenk zu fordern. Fünfundzwanzig Krieger, alle mit

Flinten bewaffnet, und eine große Menschenmenge begleiteten den Boten. Die Waaren, die ihm angeboten wurden, wies der Faranba verächtlich zurück, worauf Mungo Park drohte, daß er nach Dschallacotta zurückkehren und einen andern Weg einschlagen werde. Zugleich erhielten die Soldaten die Weisung, auf jedes Ereigniß bereit zu sein.

Als die Karawane am folgenden Morgen Vorbereitungen zur Rückkehr traf, bemächtigten sich einige von Faranba's Leuten des Pferdes von Isaaco und führten es fort. Isaaco war so unvorsichtig, nach Badi zu gehen und sein Eigenthum zurückzufordern. Er wurde ergriffen, seiner Doppelflinte und seines Säbels beraubt, an einen Baum gebunden und mit Peitschenhieben mishandelt. Seinen Sohn, der ihn begleitete, ließ der Faranba in Fesseln legen und forderte zugleich in Tambiko das Pferd eines Greises, welcher die Karawane bis Dentila begleiten wollte. Dieser Versuch verfehlte aber sein Ziel, denn die Einwohner verjagten die Boten.

Während dieser Zeit saßen Isaaco's Frau und sein Sohn unter einem Baum und jammerten. Auch die Neger der Karawane verriethen die größte Niedergeschlagenheit und schienen bereits an dem glücklichen Ausgange der Reise zu verzweifeln. Mungo Park selbst gelangte nach reiflichem Nachdenken zu dem Entschlusse am nächsten Tage die Krieger des Faranba anzugreifen. Er verdoppelte in Folge dessen die Schildwachen, ließ alle Soldaten unter den Waffen bleiben und benachrichtigte den Vorsteher zu Dschallacotta von der Lage der Dinge. Indessen wurde Isaaco am nächsten Morgen in aller Frühe in Freiheit gesetzt und zurückgeschickt. Bald darauf erschienen Leute des Faranba und schlugen eine freundschaftliche Verständigung vor. Mungo Park antwortete, nach der Behandlung, die sein Führer erfahren habe, dürften sie nicht erwarten, daß er ihren Vorschlag, allein nach Badi zu gehen, annehme; komme er, so lasse er sich von dreißig seiner Leute begleiten. Das schien den Negern nicht genehm zu sein. Zuletzt einigte man sich dahin, daß Isaaco's Pferd und die Lebensmittel, deren Mungo Park bedurfte, halbwegs zwischen beiden Orten gestellt werden sollten, um dort gegen Waaren ausgetauscht zu werden. Schließlich bezahlte Mungo Park beinahe nur den dritten Theil von dem, was eine Negerkarawane zu entrichten gehabt haben würde. Trotz dieser Verständigung wurden Isaaco's Doppelflinte und Säbel nicht zurückgegeben.

Nach der Abreise von Tambiko verbrachte die Karawane die erste Nacht in Dscheningalla in der Nähe von Buffra. Hier eilte ein Neger herbei, bei dem Mungo Park früher übernachtet hatte, um ihm eine Kalebasse mit Milch zu überreichen. Ein Fluß, auf den man folgenden Tags stieß, war ebenfalls bis auf einige Wasserlachen ausgetrocknet, und auch hier wimmelten diese tieferen Stellen des Betts von Fischen. Nach einem Marsche von sieben Meilen nahm ein kleines Fulah-Dorf die Ermüdeten auf. Am 24. Mai wurde in Mansafarra Halt gemacht. Dieser Ort besteht eigentlich aus drei aneinander stoßenden Dörfern, in deren Nähe sich ein großer Teich befindet. Hier wurde ein Ochse und Getreide gekauft. Ein Sturm, der sich von Südosten ankündigte, und starke Blitze nöthigten die Reisenden, ihr Gepäck mit Gras zu bedecken. In der Nacht zerrissen wilde Thiere einen der besten Esel hundert Schritte von der Stelle, wo Mungo Park und Anderson schliefen. Am 23. wurde die Samakarra-Wildniß betreten und ein Fluß überschritten, der in den Gambia fällt.

In der Tageszeit, in welcher die Hitze abzunehmen beginnt, erstiegen die Reisenden die erste Gebirgskette, zu der ihr Weg sie führte. Einer der Berge erhielt wegen der weiten Aussicht, die man von seinem Gipfel hat, den Namen des Panorama-Bergs. Hinter der Gebirgskette lag ein romantisches Thal, das eine Fülle von Wasser enthielt. Alle Lachen strotzten von Fischen, aber einen derselben zu fangen gelang nicht. Eines der dortigen kleinen Dörfer gilt für den besten Platz, Elephanten zu schießen. In der That zeigten sich neben dem Wasser Spuren von Fußstapfen und die frischen Losungen einer großen Anzahl dieser Thiere. Am 26. Mai begegnete die Karawane einer andern, welche an den Gambia ging, um einen Mann loszukaufen, der wegen Schulden verhaftet worden war. Nach dem Gewohnheitsrecht dieser Länder hat ein solcher Schuldner eine Zahlungsfrist von einigen Monaten, nach deren Ablauf er als Sclave verkauft wird.

Am Bienenbache, wo Halt gemacht wurde, geriethen einige Leute Isaaco's auf den unglücklichen Einfall, Honig zu suchen. Sie fanden Stöcke, aber sogleich fiel ein unermeßlicher Bienenschwarm über Menschen und Thiere her. Zum Glück waren die meisten Esel nicht gekuppelt und konnten das Freie suchen, die Menschen und die Pferde wurden je-

doch empfindlich verletzt. Alles floh, und das zum Kochen angezündete Feuer griff um sich, steckte das Bambusrohr in Brand und hätte auf ein Haar das gesammte Gepäck vernichtet. Eine Stunde lang hatte es den Anschein, als ob dieser Angriff der Bienen der ganzen Reise ein Ende machen werde. Man vermißte mehrere Esel, Isaaco verlor sein Pferd, und die meisten Personen hatten Stiche im Gesicht und an den Händen.

Am 27. Mai legte man bis Sibikillin eine Meile zurück. Ein großes steiniges Becken versieht die Stadt mit Wasser. Es beherbergte eine Menge von Fischen, allein die Einwohner, welche nie ein Netz werfen, wollten auch den Reisenden das Fischen nicht erlauben, weil das Wasser dadurch trübe werde. Beim Hinabsteigen in ein Thal sah Mungo Park am nächsten Tage die ersten Schibbäume, deren Früchte übrigens noch nicht reif waren.

Badu, der nächste Haltpunkt, ist eine kleine, aus ungefähr dreihundert Hütten bestehende Stadt. Etwas weiter im Norden liegt eine Stadt desselben Namens. Die Statthalter beider Orte lassen sich von den Karawanen einen bedeutenden Zoll bezahlen. Wird ihnen die Zahlung verweigert, so vereinigen sie sich und plündern. Mungo Park machte ihnen bedeutende Geschenke. Am 29. erreichte die Karawane Tambacunda, das weiter östlich liegt, und hatte eine schöne Aussicht auf den Gambia, der in einiger Entfernung strömt. Er heißt an dieser Stelle Ba Nima, oder der Fluß, der immer ein Fluß ist, d. h. der nie austrocknet.

Jenseits Tambacunda's beginnen wieder ausgedehnte Wälder, in denen die Reisenden eine Wasserlache mit einem schmutzigen, grünlichen Wasser fanden Die Noth zwang sie, davon zu trinken. Am folgenden Tage gelangten sie zu einem runden Quarzblocke, den die Eingeborenen Ta-Kuro oder den Stein des Reisenden nennen. Jeder Vorübergehende lüftet ihn und rollt ihn einmal im Kreise herum. Er ist dadurch ganz glatt geworden, und in dem Felsen, auf dem er liegt, hat sich eine förmliche Rinne gebildet.

Im Dorfe Mambari ließ man die größte Hitze vorübergehen und durchschritt am Abend eine Meile weiter östlich das ausgetrocknete Bett eines Bergstroms. Da kein Wasser gefunden wurde, so gab es kein Abendessen. Am 1. Juli erreichte man Dschulifunda, eine Stadt mit

ungefähr zweitausend Einwohnern. Am Abend ließ Mungo Park dem Statthalter, der den Titel Mansa Kussan führt und für einen der habsüchtigsten Männer des ganzen Gebiets bis zum Niger galt, durch Isaaco Bernstein und rothes Tuch zum Geschenk machen. Am andern Morgen überschickte er eine neue Menge derselben Waaren und außerdem noch Korallen. Der Statthalter schien höchst zufrieden zu sein, denn er sandte einen Ochsen und ließ sagen, daß er für die Reisenden bete und Alles thun werde, was in seiner Macht stehe, ihrem Unternehmen einen glücklichen Ausgang zu sichern. Trotz dieser schönen Worte suchte er bei der Abreise Mungo Parks noch mehr Waaren zu erpressen und drohte, daß er ihn anhalten oder in den Wäldern überfallen werde. Die Festigkeit unsers Reisenden, der Gewalt mit Gewalt zurückweisen zu wollen erklärte, machte diesen Belästigungen ein Ende.

Am 4. Juni durchschritt man in der Nähe eines Dorfes einen prachtvollen Wald von Sitta-Mimosen, und machte in der ersten Nachmittagsstunde unter einem Baume Rast. Es war der Geburtstag Georgs III. und Mungo Park kaufte daher einen Ochsen und eine Kuh, deren Fleisch er unter seine Begleiter vertheilte, damit der Tag so festlich begangen werde, als die Umstände es gestatteten. Die zwei folgenden Tage wurden dazu verwendet, Reis zu kaufen, denn man hatte erfahren, daß es weiter im Osten an diesem Artikel fehle. Hier erhielt man noch ein Pfund des besten Reises für ein Halsband von Glasperlen, das etwa zwei Pence werth war. In der Nacht des 6. erhob sich ein Sturm, von Blitz und Regen begleitet, der fast bis zum Morgen anhielt. Einer der Zimmerleute, der von einem früheren Unwohlsein ziemlich hergestellt war, wurde kränker, als er es je gewesen war.

Dentila ist wegen seines Eisens berühmt. Um es in Fluß zu bringen, bedient man sich der Asche der Kino-Rinde. Die Karawane reiste am nächsten Morgen ab, und ließ zwei Soldaten zur Pflege des Zimmermanns zurück. Sie gelangte bald an den Samako, der sich in den Faleme ergießt und seinen Namen der ungeheuren Menge Elephanten verdankt, die in der Regenzeit seine Gewässer besuchen. Die Esel kamen nur langsam vorwärts, und man schrieb ihre Schwäche dem grünen Futter zu, das sie gefressen hatten. Zwei hatte man bereits zurücklassen müssen, und die anderen waren sämmtlich höchst ermattet. Schon seit

einiger Zeit hatte die Karawane den gebahnten Weg verlassen, da die Eingeborenen dieses Landestheils miteinander Krieg führten, und jetzt bog sie etwas nach Süden ab, um der Plünderung zu entgehen. Sie reiste in der Nacht, und damit sich Niemand in der Dunkelheit verirrte, wurden von Zeit zu Zeit Flintenschüsse abgefeuert.

In Madina stieß der Zimmermann wieder zu den Reisenden, allein in einem solchen Zustande, daß er fast sterbend zurückgelassen wurde. Der Soldat, welcher bei ihm blieb, kam nächsten Tags mit der Botschaft nach, daß der Kranke verschieden sei. Bei Madina fließt der Faleme, der eine Menge von Fischen beherbergt. Die Reisenden sahen einige, welche wohl sechszig Pfund wiegen mochten. Das nächste Ziel war Satadu, eine halbe Stunde östlich vom Faleme. In der Nacht tobte ein furchtbarer Orkan mit Donner und Blitz.

Satadu ist von einer Mauer umgeben und enthält etwa dreihundert Hütten. Mungo Park nahm hier einen Führer, der bis Schrondo mitgehen sollte. Während der Nacht wurden mehreren Soldaten ihre Kochgeschirre gestohlen. Auf dem Wege nach Schrondo mußte man vier Esel in den Wäldern zurücklassen. Die Soldaten, die schon unwohl gewesen waren, erkrankten noch mehr. In einer Nacht erreichte der Orkan eine solche Gewalt, daß man sich gezwungen sah, an einem Orte Halt zu machen, wo der Boden einige Zoll hoch überschwemmt war.

Mungo Park bemerkt an dieser Stelle seines Tagebuchs, daß der erste Orkan, der ausbrach, auf seine Gefährten den tiefsten Eindruck machte. Mehreren sah man Reue an, sich an das Unternehmen angeschlossen zu haben. „Ich hatte mir geschmeichelt," setzt er hinzu, „den Niger mit einem geringen Verlust zu erreichen. Als aber die Regenzeit begann, da zitterte ich bei dem Gedanken, daß wir erst die Hälfte des Wegs zurückgelegt hätten." Einige Soldaten litten an häufigem Erbrechen, andere wurden schläfrig und glichen Betrunkenen. Während eines Sturms überkam auch Mungo Park eine Neigung zum Schlafen, der er in Kürze erlag, so große Anstrengungen er auch machte, um sich munter zu erhalten. Die Soldaten streckten sich achtlos auf durchnäßte Waarenballen hin. Zwölf unter ihnen waren außer Stande, sofort aufzubrechen, und dadurch entstand eine abermalige Zögerung.

Mungo Park benutzte dieselbe, um die Goldgruben der Umgegend

zu besuchen. Gegen ein Geschenk erhielt er vom Vorsteher Erlaubniß dazu. Von einer Frau begleitet, begab er sich auf eine Wiese von fünf bis sechs Acker Umfang, wo er mehrere brunnenähnliche Löcher sah, deren Tiefe zehn bis zwölf Fuß betrug. Jede war von Erde umgeben und mit Regenwasser gefüllt. Zwischen den Gruben erhoben sich Kieshaufen, und auf jedem lag ein weißer oder rother Stein, mit dem der Eigenthümer seinen Besitz bezeichnete. Mungo Park bemerkte einige Kiesel etwa von der Größe der Taubeneier. Die übrigen Bruchstücke von Steinarten bestanden in weißem und röthlichem Quarz, eisenhaltigem Stein und einem gelben Stein, der so weich und zerreiblich war, daß er zwischen den Fingern zerbröckelte. Auch Sand und gelbe Erde kamen in den Gruben in bedeutenden Mengen vor.

Die Frau, welche die Führerin machte, sammelte etwa ein halbes Pfund Kies, schüttete ihn in eine kleine Kalebasse und goß aus einem andern Gefäß so viel Wasser zu, daß der Kies etwa einen Zoll hoch bedeckt war. Als der Inhalt sich genug mit Wasser getränkt hatte, warf sie die größten Kiesel hinaus, wobei sie jedoch sorgfältig darauf achtete, daß nicht etwa ein Goldtheilchen verloren gehe. Sie schüttelte nun den Rest mit solcher Geschwindigkeit, daß ein Theil des Inhalts über die Ränder der Kalebasse hinausflog, während sie mit der linken Hand bei jeder Umschwingung in der Mitte des Gefäßes Sand herausholte und fortwarf. Nachdem auf diese Weise die Kies- und Sandmenge bedeutend vermindert worden war, goß sie neues Wasser in die Kalebasse und gab der letztern eine schiefe Stellung, so daß die erdigen Theile nahe an den Rand traten. Sie ließ das Gefäß noch immer rasche Schwingungen machen, und Mungo Park sah nun eine gewisse Menge eines schwarzen Stoffes, den sie als den Niederschlag von Gold bezeichnete. Bald holte sie ein gelbes Stück hervor und sagte: „Da ist Gold!" Dann kam ein Stück zum Vorschein, welches ungefähr einen Gran wog. Die Dauer der Arbeit betrug von dem Augenblicke, als die Frau Wasser in die Kalebasse schüttete, bis zu dem, wo sie das Gold hervorholte, nicht mehr als zwei Minuten. Sie wiederholte ihr Verfahren mit zwei Pfund Kies, welche dreizehn Goldstückchen ergaben, unter denen freilich auch sehr kleine waren. In beiden Fällen war die Menge des Sanmira oder des angeblichen Goldniederschlags mindestens vierzigmal beträchtlicher, als die

des Goldes. Die Frau versicherte ihren Begleiter, man finde häufig Stücken Gold, so groß wie ein Fuß. Auch hier dient die Till-Kissi-Bohne, die auf einem hohen Baume wächst, als Goldgewicht. Man tauscht dieses Metall gegen Halsbänder und scharlachrothe Stoffe aus.

Am 12. Juni brachen die Reisenden in früher Stunde auf und zogen langsam am Fuße der Gebirge von Konkodu hin. Diese Berge bestehen aus Felsen, deren Höhe zwischen achtzig und dreihundert Fuß wechselt. Um Mittag erreichte man Dindiku, wo so plötzlich ein Orkan eintrat, daß man das Gepäck in die Hütten der Eingeborenen tragen mußte. Es war dies seit dem Aufbruch von Gambia das erste Mal, daß die Karawane die Häuser einer Stadt benutzte.

Die Goldgruben dieses Bezirks werden auf die oben beschriebene Art ausgebeutet. Das Gebirge, das an Dindiku angrenzt, wird bis zum Gipfel hinauf bestellt. An anderen Orten waren die Eingeborenen noch mit dem Umgraben des Bodens beschäftigt, und hier stand das Korn bereits einen halben Fuß hoch. Die Dörfer liegen in romantischen Gebirgsschluchten, wo man das ganze Jahr hindurch Waldesgrün und Wasser findet. Da sie mehr Vieh besitzen, als sie für sich selbst brauchen, so tauschen sie ihren Ueberfluß gegen kleine Luxusgegenstände aus. Der Lieutenant Martyn hatte hier einen Fieberanfall, und die Karawane kam mit der Fortsetzung ihrer Reise in Verlegenheit, da die Reservepferde und Esel bereits sämmtlich zur Fortschaffung der Kranken dienten. Der Esel, der das Teleskop und einige andere Sachen trug, wurde vermißt, und Anderson wollte schon mit einigen Leuten zurückgehen, um ihn zu suchen, als der Vorsteher das Thier in dem Augenblicke, als sie den Ort verlassen wollten, zurückführte.

Da die Lastthiere sich so bedeutend vermindert hatten, so ging Mungo Park zu Fuß weiter, ließ sein Pferd beladen und führte es am Zügel. Auf dem Wege nach Fankia blieben drei kranke Soldaten zurück; ihre Schwäche war so groß, daß sie sich unter jedem Baume, bei dem man vorbeikam, niederlegen wollten. In Fankia verließ Mungo Park den Weg, welchem er auf seiner ersten Reise gefolgt war, gänzlich und nahm ihn erst nach seiner Ankunft am Niger wieder auf. Da er wußte, daß es in der Nähe ein sehr rauhes und schwer zu ersteigendes Gebirge gebe, so rastete er im Orte einen Tag, damit seine Leute sich erholen könn-

ten. Er hatte selbst das Fieber und fühlte sich in der Nacht sehr unwohl. Er kaufte für die Kranken eine Menge Geflügel und für die Esel Mais. Am folgenden Morgen zeigte sich bei mehreren Leuten der Karawane im Augenblick des Aufbruchs ein Anflug von Irrereden.

Eine halbe Stunde von Fankia entfernt erheben sich die Gebirge von Tambaura, die von den Eingeborenen Tumbigena genannt werden. Man mußte einen Abhang ersteigen, der höher als dreihundert Fuß war, und die Esel erreichten nur mit der größten Mühe den Gipfel. Da ihre Zahl die der Treiber bedeutend überstieg, so entstand eine furchtbare Unordnung. „Die beladenen Esel," sagt Mungo Park, „stürzten bei jedem Schritte nieder, die kranken Soldaten konnten nicht allein gehen, und die Neger bestahlen uns von allen Seiten." Man überwand indessen alle Hindernisse, und kam, nachdem man noch eine halbe Meile weiter zurückgelegt hatte, in dem reizenden Dorfe Tumbin an, wo sich bei der Durchsicht des Gepäcks zeigte, daß die Eingeborenen sieben Pistolen, zwei Anzüge, einen Sack und noch mehreres Andere gestohlen hatten.

Am 16. Juli erhielt Mungo Park einen Besuch des Schullehrers, den er auf der ersten Reise in Kamalia kennen gelernt hatte. Der alte Mann war die ganze Nacht gegangen, um seinen Freund und Reisegefährten zu sehen. Nachdem er die Karawane eine Strecke weit begleitet hatte, kehrte er um. Mungo Park schenkte ihm einige Armbänder von Bernstein und eine arabische Uebersetzung des Neuen Testaments.

Folgenden Tags wurde Fedschemma erreicht. Mungo Park entrichtete dem Vorsteher einen Zoll, der in 149 Stäben*) Halsbändern von Glasperlen bestand und schenkte ihm außerdem eine Flinte, ein Paar Pistolen, hundert Flintensteine, einen Säbel und einen Anzug. Der Vorsteher verlangte noch vier Flaschen Pulver vom Esel, und diese mußte ihm Mungo Park schon aus dem Grunde abschlagen, weil sein Schießbedarf dadurch zu sehr vermindert worden wäre. Zuletzt nahm der habsüchtige Neger Vernunft an. Die Zahl der Kranken nahm mit jedem Augenblicke zu, und als man im Begriff war, den Ort zu verlassen, fühlte auch Mungo Park ein solches Unwohlsein, daß er den Einkauf von

*) Man wird sich aus dem zweiten Kapitel der ersten Reise erinnern, daß der Werth aller Waaren in Senegambien nach Stäben — ursprünglich nach Eisenstäben — berechnet wird.

Mais, Milch und Geflügel nicht zu überwachen vermochte. Noch leistete ein Abguß von Chinarinde, den er alle Tage einen jeden seiner Gefährten trinken ließ, gute Dienste. In Fedschemma mußte übrigens ein Soldat, Namens Rowe, zurückbleiben.

Eine halbe Stunde weiter mußte ein Fluß an einer Stelle überschritten werden, wo er sich, in seinem Laufe von Felsen unterbrochen, in mehrere Wasserfälle theilt. Die Reisenden mußten ihr Gepäck auf dem Kopfe hindurchtragen. Noch weit mehr Mühe machte ein kleiner schlammiger Fluß, der eine halbe Stunde weiter östlich in einem engen Bette floß und sehr tief war. Am Abend wurde in Dugikotta angehalten.

Am folgenden Tage erklärte Wilhelm Robert, einer der Zimmerleute, daß er außer Stande sei, weiterzugehen, und bezeugte schriftlich, daß er freiwillig zurückgeblieben sei. Das schlechte Wetter hielt die Reisenden bis zur zehnten Morgenstunde zurück. Sie folgten fast den ganzen Tag den hohen Ufern eines Flusses und freuten sich der Aussicht auf den Kulalia, einen hohen, isolirten und fast unzugänglichen Felsen. Die Eingeborenen behaupten, daß es auf dem Gipfel einen See gebe, und erzählen, daß sie die Umgebung des Felsens oft durchsuchen, um die großen Schildkröten zu sammeln, die über den Rand des Sees hinausgerathen und sich im Fallen tödten.

Auf diesem Wege stahl man den Reisenden einen Esel und etwa achtzig Pfund Flintenkugeln. Im Dorfe Gimbra bemerkten sie, daß Alles ein feindliches Ansehn annahm und viele Einwohner ihre Bogen in Stand setzten. Der Grund dieser Bewegung war wie gewöhnlich das Gelüst, zu plündern. Die Einwohner hatten sagen hören, die Fremden seien so krank und schwach, daß sie ihre unermeßlichen Reichthümer nicht zu vertheidigen vermöchten, und wollten ihnen den Weg versperren, wenn die unverschämten Forderungen des Vorstehers nicht erfüllt würden. Sie gingen soweit, die Esel der Karawane zurückzutreiben, und einer griff dem Pferde eines Soldaten in die Zügel, ließ aber schnell los, als der Reiter seine Pistole spannte. Mungo Park ließ alle seine Leute laden, die Soldaten steckten die Bayonnete auf, und die Eingeborenen traten zurück. Die Esel wurden nun schnell in das Bett eines Flusses getrieben, den man zu überschreiten hatte. Der Vorsteher wollte die Kara-

wane indessen noch immer nicht durchziehen lassen und beantwortete alle Vorstellungen Mungo Parks damit, daß er auf etwa dreißig Männer zeigte, die mit Bogen bewaffnet waren. Mungo Park fragte ihn lachend, ob er wirklich glaube, mit solchen Leuten siegen zu können, und forderte ihn auf, eine Probe zu machen; nehme er nur einen einzigen Waarenballen in Beschlag, so werde der Kampf sogleich beginnen. Auf eine Probe mochte es der Vorsteher doch nicht ankommen lassen und begnügte sich mit etwas Bernstein, den er zum Geschenk erhielt.

Bei dem nächsten Haltpunkte Sullo fiel das Pferd des Lieutenants Martyn vor Mattigkeit. Auf der Stelle warfen sich die Eingeborenen auf das Thier, zerlegten es wie einen Ochsen und kämpften beinahe um die einzelnen Stücke. So groß ist der Werth, den sie auf Pferdefleisch legen.

Am folgenden Tage reiste die Karawane durch eine Gegend von wunderbarer Schönheit, deren Reiz besonders in Felsen von den mannigfaltigsten Formen lag. Einige dieser Felsen glichen den Thürmen alter Schlösser, andere sahen wie Pyramiden aus. Einer namentlich hatte so täuschend die Gestalt eines Klosters, daß die Reisenden sich lange nicht überzeugen konnten, diese Nischen, Fenster und Treppenruinen, welche sie sahen, seien blos ein Naturspiel.

Zweites Kapitel.

Der Basing. — Mungo Park erblickt den Niger. — Karfa. — Unterhandlungen mit Mansing, König von Bambarra. — Mungo Park wählt Sansading als Punkt seiner Einschiffung.

In Sekoba war der Vorsteher mit den Geschenken, die man ihm machte, so zufrieden, daß er sich erbot, die Reisenden bis zum Basing zu begleiten und sie gegen die Betrügereien der Schiffer zu beschützen. Mungo Park blieb einen Tag in diesem Orte, um seinen Kranken Ruhe zu gönnen und sie mit Hühnern und Milch zu pflegen. Zwei Meilen östlich von Sekoba liegt das Dorf Kronkromo, wo die Zelte am Ufer des Basings aufgeschlagen wurden. Der Tag neigte bereits zum Ende, als

die Reisenden nach langen Unterhandlungen Boote erhielten. Neben jedem Fahrzeuge schwammen zwei Esel und wurden an den Ohren über dem Wasser gehalten. Bei diesem Uebergange über den Basing ertrank ein Mann in Folge des Umschlagens eines Kahns. Man ertappte einen der Führer aus Sekoba, als er einen Ballen, welcher die Arzneimittel enthielt, forttragen wollte. Man durfte sich über diesen Versuch nicht wundern, denn die Einwohner von Sekoba sind berüchtigte Diebe.

In Kronkromo sah Mungo Park einen Goldschmied arbeiten. Isaaco wollte sich aus einem Stückchen Gold, das er besaß, einen Ring anfertigen lassen, und der Goldschmied begann damit, daß er aus gewöhnlichem Thon einen Schmelztiegel knetete, in den er das Gold ohne ein Lösungsmittel und ohne irgend eine andere Beimischung legte. Unten und oben schichtete er nun Kohlen auf und fachte das Feuer mit einem Blasebalge an, wodurch sich eine solche Gluth entwickelte, daß das Gold bald in Fluß gerieth. Der Goldschmied höhlte nun im Sand eine enge Röhre aus, goß das Gold hinein und bildete so ein Stäbchen. Als dieses kalt geworden war, glühte er es abermals und gab ihm mit zwei kleinen Zangen die Gestalt eines Korkziehers, worauf er die beiden Enden verband. Ein Ring rohester Form war fertig.

In der Nacht wurde der Schlummer der Reisenden häufig durch Flußpferde unterbrochen, welche ganz nahe am Ufer schnoben und einen pfeifenden Ton ausstießen. Am folgenden Tage kamen sie an einem Felsen vorbei, den die Eingeborenen Sankuri nennen. Er erhebt sich mitten in der Ebene wie ein riesenhaftes Schloß und ist blos auf einer Seite zugänglich. Nicht weit davon sah man ein Felsstück, welches genau die Form der schottischen Cairns hatte. Weiterhin mußte man Wälder durchschreiten, in denen es keinen gebahnten Weg gab, und den Zurückbleibenden durch Schüsse Zeichen geben, damit sich Niemand verirre. In dieser Wildniß starb einer der Kranken, Namens Walter, und Mungo Park und zwei Soldaten gruben ihm mit Säbeln und Bayonneten ein Grab.

Fast der ganze nächste Tag verging damit, daß man einige Soldaten suchte, welche zurückgeblieben waren. Einen derselben hatten die Eingeborenen entführt. Einen zweiten Namens Bloore hoffte Mungo Park noch auffinden zu können. Er nahm drei Freiwillige mit sich und ver-

sah sich mit einem Vorrath Heu, von dem beständig eine Handvoll brennend erhalten wurde. Diese Maßregel hatte den doppelten Zweck, dem Verirrten ein Zeichen zu geben, und die Löwen, welche in dieser Gegend sehr zahlreich sind, fern zu halten. Als Mungo Park zu dem Baum kam, unter dem Bloore zuletzt geruht hatte, folgte er dessen Fußstapfen auf einem engen Pfade, bis sie plötzlich aufhörten. Er zündete eine Menge Heu an und rief, doch Niemand antwortete. Unter dem Baume, zu dem er zurückkehrte, waren weder Spuren eines wilden Thieres noch Blut zu sehen. Von der Nutzlosigkeit seiner Bemühungen überzeugt, kehrte er mit seinen Begleitern zur Karawane zurück.

Eine Antilope, die man tödtete, lieferte ein reichliches Abendessen. In dem Thale, wo man lagerte, gab es eine Menge Affen, die von den Gipfeln der Felsen neugierig herabblickten. Anderson und Scott wurden vom Fieber befallen, und zwei Soldaten hatten bald nachher dasselbe Schicksal. Zu Mungo Parks großem Bedauern gerieth ein alter Soldat, Mac Millan, in einen solchen Zustand von Raserei, daß er in dem Dorfe Sandschiekotta zurückgelassen werden mußte.

In Koina, wo ein wüthender Sturm die Reisenden zwang, ihr Feuer auszulöschen, hörten sie die ganze Nacht in ihrer Nähe brüllen. Diese Töne gingen von einigen jungen Löwen aus, welche der Karawane ganz nahe kamen. Obgleich die Wachen mehrmals feuerten, wurden die Thiere doch nicht eingeschüchtert, und zwei von ihnen drängten sich so dicht an die Esel heran, die bei den Zelten angebunden waren, daß ein Soldat mit dem Säbel nach ihnen schlagen konnte.

In dem Haltplatze Kombandi erfuhr Mungo Park, daß Mac Millan gestorben sei. Ein Matrose, Wilhelm Squirrel, konnte sich nicht mehr auf dem Pferde halten und wurde mit einer geladenen Pistole und einigen Patronen im Hut in den Wäldern zurückgelassen. Fonilla, wo die Karawane am nächsten Tage anhielt, ist ein von Mauern umgebenes kleines Dorf am Ufer des Wonda. Während Isaaco sich viele Mühe gab, die Lastthiere über den Fluß zu schaffen und die Fährleute in Ordnung zu halten, faßte ihn ein Krokodil am Beine und zog ihn in das Wasser. Mit seltener Geistesgegenwart klammerte er sich an den Kopf des Thieres an, bohrte ihm seine Finger in die Augen und zwang es dadurch, ihn loszulassen, worauf er, nach einem Messer rufend, das Ufer zu

gewinnen suchte. Das Krokodil erneuerte seinen Angriff und tauchte dieses Mal mit ihm unter, aber Isaaco gebrauchte wieder seine Finger und befreite sich aufs neue von seinem furchtbaren Gegner. Der letztere erschien oben auf dem Wasser, wo er eine Zeit lang mit dem Schwanze um sich schlug, doch sich bald erholte und den Fluß hinabschwamm. Isaaco war leider so schwer verwundet, daß man einige Tage für sein Leben fürchtete.

In dieser Zeit war Mungo Park so schwach, daß er in Ohnmacht fiel, wenn er längere Zeit gestanden hatte. Der Matrose, der im Walde zurückgeblieben war, kam beinahe nackt zurück; die Eingeborenen hatten ihn in der Nacht ausgeplündert; sein Gesundheitszustand war viel besser geworden. Zwei Tage später erkrankten alle Mitglieder der Gesellschaft mit Ausnahme eines einzigen, und Mungo Park ließ jeden Chinarinde, in Milch gekocht, trinken. Bei einigen Kranken, nicht bei allen, hatte dieses Getränk gute Wirkungen.

Maniakorro ist eine ummauerte und auch sonst noch befestigte Stadt. Der Ba Li strömt mit großer Schnelligkeit bei ihr vorüber und bildet mehrere Wasserfälle. Der dortige Vorsteher, der den Titel Mansa Numma führt, nahm das bedeutende Geschenk Mungo Parks nicht eher an, als bis man noch eine mit Silber ausgelegte Flinte hinzufügte. Alle Einwohner dieser Stadt sind vom ersten bis zum letzten ausgemachte Schurken. Nirgends waren unsere Reisenden mehr Unverschämtheiten und Unredlichkeiten ausgesetzt, als an diesem Orte. Selbst nach ihrer Abreise mußten sie noch auf ihrer Hut sein, da mehrere Einwohner sie einige Tage lang begleiteten. Unter diesen Dieben waren zwei Mitglieder der königlichen Familie. Man behandelte diese erlauchten Spitzbuben so schonend wie möglich, bis sie unerträglich wurden. Eines Tages verwickelte der eine Mungo Park in ein Gespräch, während der zweite mit einer Vogelflinte davonlief. Während dieser verfolgt wurde, bemächtigte sich der erste eines Ueberrocks. Mungo Park gab nun Befehl, auf jeden Dieb zu feuern, und kaum waren ein Paar Schüsse gefallen, so versteckten sich die lästigen Begleiter zwischen den Felsen, an deren Ecken man sie noch bisweilen lauern sah.

Die Ermattung der Reisenden machte den Uebergang über den Ba Wulima, einen Zufluß des Senegals, für sie zu einer schwierigen Aufgabe. Ein Floß, das sie zu bauen anfingen, brachten sie nicht fertig und mußten Neger zum Hinüberschaffen des Gepäcks miethen. Auf dem jenseitigen Ufer erklärten Scott und Anderson, nicht weiter gehen zu können. Da Mungo Parks Pferd Gepäck trug und er selbst, wie gewöhnlich, einen Esel vor sich hertreibend zu Fuß ging, so konnte er seinen Gefährten keine Hülfe leisten. Von Mahina aus ließ er sie aber nachholen. Die Eingeborenen verhehlten ihre Freude über den hinfälligen Zustand der Fremden keinen Augenblick. Sie nannten dieselben Dummula fong. Mit diesen Worten bezeichnet man eine Sache, welche Jedermann preisgegeben ist. In Mahina wurden auch fünf Esel gestohlen, aber drei am nächsten Tage zurückgestellt, weil die Diebe den Zorn ihres Königs fürchteten.

Bangassi, wohin man vom Ba Wulima zog, ist auf dieselbe Weise wie Maniakorro befestigt, aber viermal beträchtlicher. Der König Seri Numma machte den Reisenden mit einem schönen Ochsen und zwei großen Kalebassen voll süßer Milch ein willkommenes Geschenk. Mungo Park wurde zu ihm beschieden und hatte eine lange Unterredung mit ihm. Er sagte dem König, er sei nicht nach Afrika gekommen, um Geld zu holen, sondern um Geld auszugeben; er wünsche sein Reich freundschaftlich zu durchreisen, um sich nach Bambarra zu begeben, und bitte ihn, die Geschenke anzunehmen, die er als Zeichen seiner Achtung mitgebracht habe. Isaaco breitete nun diese Geschenke aus, welche in einer Flinte, einem Säbel, Pistolen, Kugeln, Flintensteinen, Halsbändern, Spiegeln und anderen Sachen mehr bestanden. Der König nahm diese Gegenstände mit der Gleichgültigkeit an, welche die Neger stets zur Schau tragen, wenn man ihnen etwas zeigt, was sie noch nicht gesehen haben. Er ertheilte Mungo Park die Erlaubniß, durch seine Staaten zu reisen, und versprach ihm, daß sein Sohn ihn bis Sego begleiten solle.

Während ihres Aufenthalts in Bangassi tranken die Reisenden möglichst viel Milch, um ihre Kräfte herzustellen, doch zeigte sich der Erfolg, den sie wünschten, in geringem Grade. Einer, dessen Zustand

ein verzweifelter war, ließ sich in geringer Entfernung von den Zelten unter einem Baum niederlegen. Als er einschlief, wäre er fast von Panthern zerrissen worden, die ihm bereits an den Füßen schnoberten. Er erwachte plötzlich, und der Schreck gab ihm eine solche Kraft, daß er schneller zu den Zelten lief, als die Schildwache ihm zu Hülfe kommen konnte. Am nächsten Morgen warfen sich drei Soldaten unter einen Baum und weigerten sich, weiter mitzugehen. Mungo Park war so unwohl wie die übrigen, aber seine Energie hielt seinen wankenden Körper aufrecht. Seine geistige Kraft erwachte, so oft seine Gedanken sich auf sein großes Ziel richteten. So schrieb er in sein Tagebuch: „Auf einer Höhe angekommen, von der ich einige weit entfernte Berge sah, überredete ich mich, daß der Niger ihren südlichen Fuß bespüle. Sogleich vergaß ich mein Fieber und dachte auf dem ganzen Wege blos daran, wie ich die blauen Gipfel dieser Berge ersteigen könne."

In der folgenden Nacht wurde die Ruhe der Reisenden von einem Löwen unterbrochen, der den Zelten so nahe kam, daß die Schildwache auf ihn feuerte. Mehrere kranke Soldaten blieben zurück und wurden mit Mitteln versehen, an den Niger nachzureisen. Als man eine Meile von Nummosulo entfernt war, machte man die Entdeckung, daß die sämmtlichen Esel von San Jago gefallen waren oder hatten zurückgelassen werden müssen. Es war dies der beste Beweis, daß man sich nicht mit einer genügenden Anzahl von Lastthieren versehen habe. In Battanding, wo man am 1. August ankam, konnten kaum die Zelte aufgeschlagen werden, weil ein heftiger Sturmregen losbrach, die Feuer auslöschte und die Reisenden zwang, ohne Abendessen zu Bett zu gehen. In Kuliori ging es nicht besser. Der Regen strömte die ganze Nacht herab und hinderte nicht blos, die Feuer zu unterhalten, sondern war auch Ursache, daß die Panther wenige Schritte vor einem Busche, unter dem ein Neger schlief, einen Esel zerrissen.

Von Bangassi an sah man überall Dörfer und Städte, welche in Trümmern lagen. Die Einwohner von Kuliori litten so durch Hungersnoth, daß sie das Fleisch von Panthern begierig verschlangen. Von einem verschwundenen Soldaten glaubte man, daß die wilden Thiere ihn getödtet hätten. Man hörte sie die ganze Nacht heulen.

Da der Reis abnahm, so mußte man um so mehr eilen, die Grenze von Bambarra, von der man noch vier Meilen entfernt war, zu erreichen. Andersons Zustand verschlimmerte sich, und die Esel mußten von Negern beladen werden, da keiner von den Weißen mehr so viel Kraft besaß, eine Last zu heben. Für Mungo Park war es keine geringe Aufgabe, seinen Schwager Anderson zu führen, ihn bald in den Schatten eines Baumes zu geleiten, bald wieder auf's Pferd zu heben. In einem Augenblicke, wo er sehr beschäftigt war hörte er ein Gebell, wie das eines starken Hundes. Wie erschrak er, als er drei Löwen erblickte, welche brüllend gerade auf ihn zugingen. Er wollte die gewaltigen Thiere nicht zu nahe kommen lassen, da seine Flinte versagen konnte, und schoß aus ziemlicher Entfernung. Obgleich er gefehlt zu haben glaubte, blieben doch alle drei Löwen stehen. Sie sahen sich an, blickten auch nach Mungo Park hin, machten Kehrt und entfernten sich mit langsamen Schritten. Einen Augenblick später hörte Mungo Park wieder einen von ihnen brüllen. Er fürchtete, daß die drei Löwen ihm beständig folgen würden, nahm Andersons Pfeife und pfiff so stark wie möglich, worauf seine unangenehmen Begleiter nichts mehr von sich hören ließen.

Gegen Abend verirrten sich die Reisenden in einem tiefen Thale, wo es so viele Abgründe gab, daß man in der Dunkelheit keinen Schritt zu thun wagte. In Kumkuma blieben sie zwei Tage, um den Ausgang von Andersons Fieber abzuwarten. Am dritten Tage erreichten sie das vier Meilen entfernt liegende Dumbilla; hier sah Mungo Park seinen alten Freund Karfa Taura, der ihn auf seiner ersten Reise an den Gambia zurückgeleitet hatte. Die Freude dieses Wiedersehens wurde dadurch getrübt, daß Scott in Kumkuma krank zurückgeblieben war.

Der Karawane voraneilend, sah Mungo Park von dem Gipfel einer Gebirgskette abermals den Niger, wie er seine Wellen majestätisch durch die Ebene fortwälzte. So entzückend dieser Anblick für ihn war, schrieb er doch in sein Tagebuch: „Als ich mir sagte, daß wir auf unserer Reise drei Viertel unserer Soldaten verloren hätten und zu allem Unglück keine Zimmerleute mehr besäßen, die uns Boote, auf denen wir zu neuen Entdeckungen eilen könnten, bauten, da umwölkte sich mir die Zukunft.“ Dennoch wünschte er sich Glück, daß er eine nicht unbedeutende Anzahl Europäer mit einem ungeheuren Gepäck 125 Meilen weit ins Innere

geführt habe, ohne daß von Seiten der Eingeborenen ernstliche Hindernisse vorgekommen seien. Er schloß daraus, daß eine Karawane, welche die Reise in der trockenen Jahreszeit mache, höchstens von funfzig Menschen vier verlieren werde.

Bei der Ankunft in Bammaku zeigte es sich, daß von den fünfunddreißig Soldaten und vier Zimmerleuten, die bei der Karawane gewesen waren, blos sechs Soldaten und ein Zimmermann die Ufer des Nigers erreicht hatten. Ein Ochse, den der Vorsteher zum Geschenk machte und den man bei einem der Zelte anband, wurde von den Panthern zerrissen. Diese Thiere waren hier wilder als die Reisenden sie noch gesehen hatten. Der Niger hatte an dieser Stelle eine Breite von einer halben Meile und bildete verschiedene Stromschnellen. Um diese zu vermeiden, hielten sich die Ruderer dicht am Ufer, aber trotz dieser Vorsicht brachte der reißende Lauf des Flusses die Reisenden in Gefahr. Auf einer Insel standen ein großer Elephant und drei Flußpferde, dicht nebeneinander. Die Eingeborenen fürchteten, daß die letzteren den Schiffen nachfolgen und sie umstürzen würden. Am folgenden Tage kam Martyn mit den zurückgebliebenen Soldaten nach. Zwei fehlten noch, und auch diese stellten sich nach achtundvierzig Stunden ein.

Der Vorsteher von Marrabu war in dem Grade abergläubisch, daß er sich während des ganzen Aufenthalts der Europäer in seiner Hütte eingeschlossen hielt, weil er fürchtete, daß seine Angelegenheiten schlecht gehen würden, wenn ein Weißer ihn ansehe. Dennoch schickte er ihnen einen kleinen Ochsen, aber Isaaco duldete nicht, daß derselbe geschlachtet werde, weil er schwarz wie Ebenholz war.

Am 25. August belohnte Mungo Park seinen schwarzen Führer für dessen Dienste mit Waaren, die den Werth von zwei der besten Sclaven hatten, und versprach ihm außerdem alle noch vorhandenen Pferde und Esel der Karawane, sobald die Unterhandlungen in Sego beendet sein würden. Am 26. stellte er die Geschenke für Mansong zusammen und schickte sie mit Isaaco ab. Er hoffte auf diese Weise den boshaften Einflüsterungen der Mauren und Mohamedaner ein Ende machen zu können. Vier mit Silber ausgelegte Doppelflinten und zwei Tönnchen mit Pulver behielt er zurück. Diese Sachen sollte Mansong nachträglich erhalten, wenn er eine günstige Stimmung verrathe.

Seit seiner Ankunft in Marrabu litt Mungo Park am Durchfall der für eine so große Anzahl seiner Soldaten verhängnißvoll geworden war, und fühlte seine Kräfte täglich schwinden. Er entschloß sich, eine beträchtliche Gabe süßen Merkurs einzunehmen, welche seine Speicheldrüsen so stark angriff, daß er sechs Tage lang weder reden noch schlafen konnte. Die Fortschrite seines Uebels wurden durch dieses Heilmittel übrigens gehemmt. Sobald er hergestellt war, wechselte er gegen Bernstein und Korallen 20,000 Kauris ein, die in Bambarra die gangbare Münze bilden.

An den Ufern des Niger giebt es kein zum Schiffsbau geeignetes Holz. Zu den meisten Kähnen verwendet man Mahagoniholz. Nach Verlauf einiger Tage wurden die Befürchtungen, daß Isaaco mit seiner Sendung scheitern könne, durch die Ankunft eines Boten zerstreut. Es war Bukari, Mansongs Sänger, der sechs Kähne mitbrachte, um die Reisenden und ihr Gepäck nach Sego zu führen. Mansong war mit den Geschenken sehr zufrieden gewesen, hatte sich aber geweigert, Mungo Park anderswo als in Sego zu empfangen. Indem er beständig erklärte, daß er dem Reisenden den freien Durchgang durch seine Staaten gestatten wolle, sprach er nicht ein einziges Mal den Wunsch aus, einen von ihnen zu sehen. So oft Isaaco ihm von den Ereignissen der Reise erzählte, zeichnete er mit den Fingern Dreiecke und Vierecke in den Sand, woraus der schwarze Führer schloß, daß die Europäer dem König Schrecken einflößten.

Nach Bukari erschienen Modibinna und vier andere Vertraute Mansongs in einem Kahne. Sie kündigten Mungo Park an, daß Mansong sie beauftragt habe, sich von dem Reisenden mündlich über den Zweck seiner Reise unterrichten zu lassen. Sie schenkten ihm einen fetten Ochsen von milchweißer Farbe und erklärten, daß sie am nächsten Morgen seine Antwort holen würden. Sie kamen wirklich wieder, und Mungo Park setzte ihnen den Zweck seiner Reise mit männlichem Freimuth auseinander. Er erinnerte sie an das Wohlwollen, das Mansong ihm bei seiner ersten Reise bewiesen habe, und betheuerte, daß die Engländer und ihr König diesen Edelmuth dankbar anerkennten. Als die Gesandten antworteten, sie wären alle seine Freunde, fuhr er fort: „Wisset, daß das weiße Volk ein Handelsvolk ist, und daß alle die werthvollen Waaren, welche die

Mauren und die Einwohner von Dschinnie nach Sego bringen, von ihm gefertigt werden. Wenn man Euch eine gute Flinte anbietet, wer hat sie gemacht? Das weiße Volk. Bringt man Euch eine schöne Pistole oder einen Säbel, ein Stück Scharlachtuch oder Taffet, Pulver oder Halsbänder, wer hat sie gemacht? Das weiße Volk. Wir verkaufen diese Sachen an die Mauren, und diese bringen sie nach Timbuktu, wo sie sich einen höheren Preis bezahlen lassen. Die Einwohner von Timbuktu verdienen wieder, wenn sie diese Waaren in Dschinnie verkaufen, und von da kommen sie zu Euch. Der König des weißen Volks wünscht einen Weg aufzufinden, auf dem wir Euch unsere Waaren unmittelbar zuführen und sie Euch für einen weit geringeren Preis, als Ihr gegenwärtig zu bezahlen habt, verkaufen können. Wenn Mansong mir den Durchgang durch seine Staaten gestattet, so will ich den Dscholiba bis zu dem Orte hinabfahren, wo er seine Fluthen mit dem Salzwasser vermischt, und wenn die Felsen oder andere Hindernisse die Schifffahrt nicht verbieten, so werden die kleinen Schiffe der Weißen, sobald Mansong es erlaubt, den Fluß hinauffahren und in Sego Handel treiben. Ihr werdet meine Worte blos Mansong und dessen Sohn mittheilen, denn erfahren die Mauren von meinem Vorhaben, so ermorden sie mich unfehlbar, ehe ich das Salzwasser erreiche."

Modibinna antwortete, das sei eine lange Reise, die Mungo Park da vorhabe, und er werde zu Gott beten, daß er ihn beschütze. Er fügte hinzu, sobald er Mansong Rechenschaft abgelegt habe, werde er zurückkehren und die Willensmeinung seines Herrn mittheilen. Er und seine Begleiter empfingen jeder ein scharlachenes Tuch und bestätigten, daß Mansong mit den Geschenken zufrieden sei. Nichtsdestoweniger bemerkten sie gegen Mungo Park, der König habe verschiedene Berichte über den hohen Werth des Gepäcks der Reisenden erhalten, und sie seien beauftragt worden, sich zu überzeugen, was an der Sache sei. Als sie alle Ballen untersucht hatten, erklärten sie, die Reisenden besäßen nichts Böses, überhaupt nichts, was sie nicht zum Ankauf von Lebensmitteln brauchten. Sie zogen sich darauf zurück, ohne übrigens das für Mansong bestimmte zweite Geschenk annehmen zu wollen. Als sie am 29. September seine Antwort überbrachten, erhoben sie keine Schwierigkeiten mehr. Modibinna führte das Wort: „Mansong will Euch beschützen," sagte er. „Er öffnet Euch

den Weg nach allen Seiten, so weit seine Hand reicht. Wendet ihr Euch gegen Osten, so habt Ihr bis Timbuktu nichts zu befürchten. Geht Ihr gegen Westen, so könnt Ihr durch Fulahdu und Manding, Kasson und Bondu reisen. Daß Ihr Mansongs Gäste seid, reicht hin, Euch zu schützen. Wollt Ihr Euch in Sami oder in Sego, in Sansading oder in Dschinnie Kähne bauen, so nennt die Stadt, und Mansong wird Euch dorthin führen lassen." Er schloß mit den Worten, daß Mansong vier Stutzbüchsen, drei Säbel, eine Violine, das Eigenthum Scotts, und einige Perlenhalsbänder von Birmingham, die ihm mehr als alles Andere gefielen, zu kaufen wünsche. Er schickte den Reisenden einen Ochsen, und sein Sohn einen zweiten nebst einem schönen Schafe. Mungo Park machte dem König die Gegenstände, welche derselbe kaufen wollte, zum Geschenk.

Unser Reisende wählte Sansading zum Bau seines Schiffes und schickte seine Ochsen zu Lande dorthin. Er fuhr mit seinen Begleitern auf dem Flusse, wo die Hitze um so unerträglicher wurde, als kein Lüftchen wehte und nicht eine Matte vorhanden war, durch die man sich gegen die Sonne hätte schützen können. Mungo Park bekam so heftige Kopfschmerzen, daß er fast wahnsinnig wurde. Er bemerkt in seinem Tagebuche, die Hitze sei so stark gewesen, „um eine Ochsenzunge zu rösten."

Als man mittelst vier Stangen, über die Mäntel gebreitet wurden, ein Schutzdach gebildet hatte, erholte sich Mungo Park und sein Fieber ließ nach. Bei Sonnenuntergang ruderte er ans Ufer und verbrachte die Nacht auf einer mit Grün bekleideten Anhöhe.

Drittes Kapitel.

Mungo Park kommt in Sansading an. — Scott und Anderson sterben. — Einschiffung auf dem Niger. — Mungo Parks Tod.

Als man nächsten Morgens in der zehnten Stunde Sansading erreichte, versammelte sich am Ufer eine solche Menschenmenge, daß die Reisenden ihr Gepäck nicht eher ans Ufer schaffen konnten, als bis Kaunoti, Mammadi, bei dem sie Aufnahme fanden, die Neugierigen durch Stockschläge vertrieben hatte. In der Nacht des 2. Octobers starben zwei Soldaten, der eine am Fieber, der andere am Durchfall. Am 4. schickte Mansong zwei verdorbene Flintenschlösser und eine durchlöcherte Zinnplatte, um sie ausbessern zu lassen. Der Bote ließ sich kaum überreden, daß keiner der Europäer eine solche Arbeit verstehe. Am 6. machte Mansongs ältester Sohn einen Kahn zum Geschenk und ließ sich eine Stutzbüchse, drei Säbel und blaue und gelbe Tücher ausbitten.

Die Bevölkerung von Sansading soll aus 11,000 Menschen bestehen. An öffentlichen Gebäuden, Moscheen ausgenommen fehlt es. Zwei der letzteren sind wahrhaft elegant, obgleich sie blos aus Erde erbaut worden sind. Der hauptsächlichste Marktplatz ist ein großes Viereck, und die Waaren liegen, gegen die Sonne geschützt, in Buden. Diese Waaren bestehen in Halsbändern, Tüchern von Haußa und Dschinnie, in Indigo und anderen Sachen. In den Häusern, welche diesen Platz umgeben, verkauft man scharlachene Stoffe, Bernstein, Seide von Marokko und Tabak. In der Nähe befindet sich der Salzmarkt, in dessen Mitte ein großes Schlachthaus steht, wo man sich jeden Tag frisches Fleisch verschaffen kann, das eben so gut und fett wie das europäische ist. Der Biermarkt liegt in geringer Entfernung vom Salzmarkte. Er wird von zwei großen Bäumen beschattet, und nicht selten sind achtzig bis hundert Kalabassen mit Bier, von denen jede ungefähr zehn Kannen enthält, zum Verkauf ausgestellt. Auf einem angrenzenden Platze wird rothes und gelbes Leder verkauft.

Außer diesen verschiedenen Plätzen giebt es noch einen sehr großen Raum, wo Mittwochs großer Markt gehalten wird. Die Menschenmenge vom Lande, welche dort zusammenströmt, ist erstaunlich groß. Diese Leute kaufen dort Waaren im Großen, um sie in der Umgegend einzeln zu verkaufen.

Da Mansong wider Erwarten zögerte, die versprochenen Kähne zu schicken, so eröffnete Mungo Park, um sich Kauris zur Anschaffung von Fahrzeugen zu verschaffen, einen Laden, in dem er eine Auswahl europäischer Waaren zum Verkauf ausstellte. Die Käufer drängten sich in großer Menge herbei und die Handlsleute von Dschinnie, die Mauren und die Bewohner von Sego wurden eifersüchtig. Sie erboten sich mehrmals gegen Mansong in der Gegenwart von Modibinna, ihm Sachen von weit größerem Werth als Mungo Parks Geschenke zu geben, wenn er den Laden der Europäer schließen und diese selbst aus Bambarra fortweisen wolle. Um ihn zu diesem Schritte zu bewegen, redeten sie ihm vor, daß Mungo Park die Absicht habe, ihn durch einen Zauber zu tödten, um sodann sein ganzes Land in Besitz zu nehmen. Mansong war so ehrenhaft, auf diese Einflüsterungen nicht zu hören, obgleich sie von zwei Dritteln der Einwohner von Sego und fast von ganz Sansading unterstützt wurden.

Als Modibinna eines Tags Isaaco fragte, welches Geschenk Mansongs für Mungo Park das angenehmste sein werde, antwortete der schwarze Führer: „Zwei große Kähne.“ Mansong schickte nun ein Fahrzeug, das jedoch zur Hälfte verfault war und dann noch ein anderes aus Sego. Da dieses zu dem ersten nicht paßte, so ging Isaaco nach der Hauptstadt, um zu erläutern, was man eigentlich brauche, und nahm neue Geschenke mit: zwei Stutzbüchsen, zwei Jagdflinten, zwei Paar Pistolen und fünf alte Musketen, indem er als Gegengeschenk ein geeignetes Schiff, oder auch nur die Erlaubniß, ein solches zur Fortsetzung der Reise kaufen zu dürfen, forderte. Isaaco kehrte mit einem großen Kahn zurück, der sich aber wieder als zur Hälfte unbrauchbar erwies. Es blieb nichts übrig, als den noch guten Theil mit dem andern Kahne zusammenzusetzen, und Mungo Park vollendete diese Arbeit mit Hilfe eines Soldaten. Nach achtzehn mühevollen Tagen schwamm Sr. Majestät Schooner Dscholiba auf dem Wasser. Das Schiff war vierzig Fuß lang, sechs Fuß breit, und ging, da es einen flachen Boden hatte, mit voller Ladung blos einen Fuß tief im Wasser.

Von Scott fehlte jede Nachricht, und so ging ein Bote an ihn ab, der ihn zu Mungo Park führen oder sich wenigstens nach seinem Befinden erkundigen sollte. Nach vier Tagen kam dieser Mann mit dem Pferde

des Zeichners zurück — Scott war nicht mehr unter den Lebenden. Am 28. Morgens in der fünften Stunde starb denn auch Anderson. Mungo Park hatte seinen Schwager innig geliebt, und dieser Verlust erschütterte den starken Mann tief. „Keines der Ereignisse," sagt er in seinem Tagebuche, „welche auf meiner Reise vorkamen, hatte meinen Muth nur im geringsten gebrochen, bis ich Herrn Anderson ins Grab legte. Da überkam mich ein Gefühl als stehe ich abermals einsam und verlassen in der afrikanischen Wildniß." Aber obgleich blos noch fünf Europäer lebten, von denen einer kränkelte, kehrte Mungo Parks Muth doch bald wieder.

Am 15. November theilte Isaaco ihm Mansongs Wunsch mit, daß er sobald wie möglich abreisen möge, ehe die Mauren im Osten von seiner Reise gehört hätten. Um sich gegen Gefahren einigermaßen zu sichern, ließ er ein Schutzdach von Leder bauen, das gegen Pfeile Sicherheit gewährte. Am 16. schloß er sein Tagebuch und übergab es Isaaco, der an den Gambia zurückkehrte. In einem Briefe an Lord Camden sprach er seinen festen Entschluß aus, die Mündung des Nigers zu erreichen, und setzte hinzu: „Wenn auch alle Europäer, die mich begleiten, sterben, und wenn ich auch selbst halb todt bin, werde ich dennoch beharren." In seinem Briefe an seine Frau, in dem ähnliche Stellen vorkommen, äußerte er sich über den Erfolg mit unerschütterlicher Zuversicht. „Mein Gesicht wendet sich bereits gegen England," schrieb er in dem Augenblicke, als er sich auf einem unbekannten Flusse einschiffte, der ihn durch die Wildnisse des Innern Afrika's führen sollte. Der 17. November 1805 war der Tag, an dem er seinen Schooner Dscholiba betrat.

Das Tagebuch Mungo Parks erreichte England, von ihm selbst kam keine weitere Nachricht. Anfangs hegte man deshalb keine Befürchtungen. Die Entfernung war ja so weit, und wie viele Zufälligkeiten ließen sich denken, durch die Mungo Park aufgehalten worden war! Aber als Jahr auf Jahr verstrich, ohne daß der kühne Reisende zurückkehrte, wurde man um ihn besorgt. Nun schickte Maxwell, Statthalter von Sierra-Leona, den Führer Isaaco an den Niger, um Erkundigungen anzustellen.

Isaaco machte sich am 7. Januar 1810 auf den Weg und erreichte nach langen Verzögerungen und häufigen Unterbrechungen Sansading gegen das Ende des Septembers. Er war so glücklich, Amadi Fatuma

zu treffen, den er selbst Mungo Park als Dolmetscher empfohlen hatte. Sobald dieser seinen alten Freund sah, begann er zu weinen und sagte: „Sie sind alle todt!" Am nächsten Tage erzählte er die Ereignisse der Reise in folgender Weise.

Mungo Park, Martyn, drei andere Weiße, drei Sclaven und Fatuma fuhren in zwei Tagen nach Silla, wo die erste Reise Mungo Parks endete. Bei der Fahrt über den Dibbie, den schwarzen See, wurden sie von drei Kähnen verfolgt, deren Mannschaften Lanzen, Wurfspieße, Bogen und Pfeile, aber keine Feuerwaffen hatten. Weiterhin wurde der Dscholiba von drei Booten und bei Gurumo von sieben angegriffen, die man zurückwies. Einer der Weißen starb an einer Krankheit, und der Reisenden waren jetzt noch acht, von denen jeder funfzehn geladene Flinten zu seiner Vertheidigung hatte. Ein neuer, nur mit großem Blutvergießen abzuweisender Angriff von sechzig Booten war für längere Zeit der letzte. Einmal sahen die Reisenden am Ufer ein ganzes Heer aufgestellt und fuhren auf der entgegengesetzten Seite hin, wo sie unbelästigt blieben. Eine kleine Strecke weiter lief der Dscholiba gegen einen Felsen an. Plötzlich tauchte ein Flußpferd in solcher Weise auf, daß Mungo Park sein Boot auf den Strand laufen ließ. Nach einigen Schüssen entfernte sich das Thier, und das Boot wurde mit vieler Mühe wieder flott gemacht. In Kaffo verschaffte man sich eine Menge frischer und gesalzener Lebensmittel, sodaß man die Fahrt ununterbrochen und mit größerer Sicherheit fortsetzen konnte.

Auf einer Insel lagen viele Flußpferde, die sich alle gleichzeitig ins Wasser stürzten, sodaß der Dscholiba beinahe gescheitert wäre. Weiter unten wurde Fatuma, als er am Lande Milch kaufte, festgehalten. Mungo Park hielt nun zwei Kähne mit Eingeborenen, die am Dscholiba angelegt hatten, zurück und machte seinen Dolmetscher dadurch frei. Kaum hatte er den Anker gelichtet, als zehn Kähne nachfolgten und hinüber riefen: „Amadi Fatuma, wie kannst Du durch unser Land reisen, ohne uns ein Geschenk zu machen?" Mungo Park gab ihnen nun Glasperlen und andere Kleinigkeiten, mit denen sie sich zufrieden entfernten.

Im Lande Gurmon ging Fatuma ans Land, um für 40,000 Kauris Lebensmittel zu kaufen. Er brachte Reis, Zwiebeln, Geflügel, Milch und Anderes mehr zurück. Spät am Abend wurde die Reise fort-

gesetzt. Ein Boot, das die Reisenden einholte, warnte sie vor der Fortsetzung der Reise, denn auf dem Gipfel eines Berges lagere ein großes Heer. Am folgenden Tage sahen sie wirklich oben auf einem Berge Krieger, welche Pferde und Kameele, aber keine Feuergewehre hatten. Sie konnten jedoch ohne Hinderniß vorbeifahren, und erreichten nun die Landschaft Haußa. Im ersten Orte blieb Mungo Park zwei Tage, um von der Sprache so viel zu erlernen, daß er die Namen der nothwendigsten Lebensbedürfnisse nennen könne.

Fatuma begleitete Mungo Park bis zum Reiche Yaurri und bis zu der gleichnamigen Stadt. In dieser stieg er ans Land, um Lebensmittel zu kaufen und dem Vorsteher für sich und für den König, dessen Wohnung etwas weit vom Ufer entfernt war, Geschenke zu überbringen. Der Vorsteher schickte zur Entgegnung einen Ochsen, ein Schaf, drei Krüge voll Honig und eine große Menge Reis. Für den König waren fünf silberne Ringe, Pulver und Flintensteine bestimmt. Der Vorsteher versprach, Alles richtig zu übergeben, erkundigte sich aber zugleich, ob die Reisenden zurückkehren würden? Mungo Park ließ mit Nein antworten, und dies war nach Amadi's Meinung die Ursache seines Todes, denn der Vorsteher war vor jeder Entdeckung sicher und unterschlug die für den König bestimmten Geschenke.

Amadi Fatuma hatte sich blos bis Yaurri verpflichtet und verließ hier Mungo Park. Am folgenden Tage setzte der Letztere seine Fahrt fort und der zurückgebliebene Dolmetscher hörte, daß der König ein Heer nach Bussa, einer Stadt am Niger, hatte abgehen lassen. In der Nähe dieses Orts erheben sich Felsen, welche den Niger quer durchsetzen und eine Menge von Wasserrinnen bilden, welche schwer zu befahren sind. Als Mungo Park an dieser Stelle ankam, fand er die Felsen mit Kriegern besetzt. Er glaubte, die Durchfahrt erzwingen zü können, und auf der Stelle begann der Kampf. Die Neger schleuderten Lanzen, Wurfspieße, Pfeile und Steine. Mungo Park vertheidigte sich lange Zeit, selbst dann noch, als zwei seiner Sclaven gefallen waren. Hier wird die Erzählung Fatuma's unklar. Wie er sagt, warf Mungo Park alle Sachen, die sich im Schiffe befanden, in den Strom und setzte das Feuern fort. Zuletzt ermattete seine Mannschaft und konnte den Schooner nicht mehr im Fahrwasser erhalten. Mungo Park sah keine Rettung mehr, um-

faßte einen der Weißen und sprang mit ihm in den Niger. Die Anderen thaten dasselbe, und alle ertranken. Blos ein Sclave blieb im Boote und rief den Feinden zu: „Hört mit Werfen auf. Ihr seht, daß ich allein blos im Kahne bin. Nehmt mich und das Schiff, aber tödtet mich nicht!" Der Sclave wurde mit dem Dscholiba zum König geführt.

Wie Fatuma erzählte, hatte jener Sclave, der einzige Ueberlebende, der nach drei Monaten in Freiheit gesetzt worden war, ihn von dem Tode Mungo Parks in Kenntniß gesetzt. Isaaco erreichte die Küste ohne Unfall und erstattete seinen Bericht. Obgleich er persönlich glaubwürdig war und Fatuma als einen redlichen und wahrheitsliebenden Mann schilderte, zweifelte man doch, daß Mungo Park auf die angegebene Weise umgekommen sei. Man fand in der ganzen Erzählung Dunkelheiten, Widersprüche und Unwahrscheinlichkeiten. In der That muß man fragen, wie Mungo Park, statt seine ganze Kraft auf sein Entkommen zu richten, sich die Zeit nehmen konnte, mitten unter einem Hagel von Wurfspießen, Pfeilen und Steinen sein sämmtliches Eigenthum in den Fluß zu werfen? War sein Schiff aufgefahren und wollte er es auf diese Weise erleichtern, weshalb erzählte dann der Sclave, Fatuma's Gewährsmann, oder dieser selbst nichts davon, da Beide doch aus Erfahrung wußten, was das Festsitzen eines Fahrzeugs zu bedeuten hat? Nach ihrer Erzählung war das Schiff frei geblieben und blos dasselbe im Fahrwasser zu erhalten, hatte Schwierigkeiten gemacht. Wie konnte der Kampf endlich so lange dauern, daß die Mannschaft ermattete, da der Niger an der verhängnißvollen Stelle reißend schnell strömt und die Reisenden bei ihren Feinden bald vorbeitragen mußte? Es sollen ja nicht alle Riffe, die in diesem Theile seines Laufes im Niger liegen, von Negern besetzt gewesen sein, sondern nur eins.

Nach längerer Zeit trafen andere Nachrichten über Mungo Parks Tod ein. Der Oberstlieutenant Fitzclarence hörte 1818 in Aegypten von einem Hadschi Talub, der in Timbuktu gewesen war, daß dort im Jahre 1185 (der Hedschira, also 1807) zwei Weiße erschienen wären, welche Halsbänder verkauft hätten, um sich Lebensmittel zu verschaffen, und auf ihrer Fahrt im Niger abwärts dem Klima erlegen wären. Bowdip erhielt dagegen auf seiner Gesandtschaftsreise nach Kumassi, der

Hauptstadt der Aschantis, 1817 von maurischen Händlern einen andern Bericht, nach dem Mungo Park von dem König von Yaurri gefangen genommen wurde und nach zweijähriger Haft am Fieber starb. Die Mauren wollten den unglücklichen Reisenden selbst gesehen haben.

Diese letztere Nachricht galt ziemlich allgemein für die wahrscheinlichste, bis Clapperton 1826 auf seiner zweiten Reise Bussa besuchte Er fand an dem Schauplatze von Mungo Parks Tod Fatuma's Erzählung bestätigt. Die Schwarzen sprachen von dem Kampfe mit Betrübniß, und keiner wollte dabei thätig gewesen sein. Aber sie gaben einen andern Grund des Angriffs an. Man habe einen Angriff der Fellatah befürchtet, und Mungo Park mit seiner Mannschaft sei für den Vortrab dieser gefürchteten Feinde gehalten worden.

Es zeigte sich nun die Hoffnung, daß man zu Mungo Parks Papieren gelangen könne. Der Sultan von Yaurri lud Clapperton zu sich ein und versprach, daß er dem Reisenden, der aber persönlich kommen müsse, die Bücher und Papiere Mungo Parks ausliefern werde. Clapperton verfolgte aber andere Ziele, mit denen eine Reise nach Yaurri sich nicht vereinigen ließ, und verschob den Besuch, bis er in diese Gegend zurückkehrte. Er kam nicht wieder nach Bussa, da er in Sakatu starb.

Die Reise der beiden Lander (1830) vernichtete die letzte Hoffnung, daß man durch Mungo Park selbst über den ersten Theil seiner Nigerfahrt unterrichtet werden könne. Die Brüder sahen den Sultan von Yaurri, „einen dicken unförmlichen Mann hoch in den Jahren mit harten Zügen, über denen ein beständiges Lächeln schwebte," und fragten ihn nach Mungo Parks Papieren. Er brach in ein gezwungenes Lachen aus und antwortete: „Wie könnte ich die Bücher eines Mannes haben, der bei Bussa gestorben ist?" Später ließ er den beiden Fremden durch einen Araber unter Berufung auf Gott die feierliche Versicherung geben, er habe nie die Bücher oder Papiere der weißen Männer, die bei Bussa zu Grunde gegangen seien, gesehen oder besessen. Seine Einladung an Clapperton war blos ein Fallstrick gewesen. Wäre dieser nach Yaurri gekommen, so würde er eben so betrogen und geplündert worden sein, wie es den Lander geschah.

Die Felsen von Bussa sind seitdem noch öfter besucht worden. Noch mehr als ein Reisender, der in Mungo Parks Fußstapfen getreten ist, hat mit dem Tode gebüßt. Aber so viele Opfer der Niger auch fordern mag, sein Geheimniß ist ihm entrissen. Auch die Wissenschaft versteht gleich dem Kriege über Leichen zum Siege zu schreiten. Sinkt einer ihrer Krieger sterbend hin, so tritt ein anderer in die Lücke, und so geht es unaufhaltsam vorwärts, bis die Fahne am Ziele in den Lüften flattert.

Register.

Druck der Ries'schen Buchdruckerei in Leipzig.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Bibliothek älterer Reisen.

Herausgegeben von

Dr. Friedrich Steger.

Vollständig in circa 12 Bdn. à 1 Thlr.

Prospectus.

Je entschiedener und glücklicher die Tendenz unserer Zeit hervortritt, die geschlossensten Gebiete der Erde der wissenschaftlichen Forschung, sowie dem Handel zugänglich zu machen und alle Glieder der großen Völkerfamilie in den Kreislauf der Weltbewegung hineinzuziehen, um so wichtiger und interessanter werden die Reisen der Vergangenheit, durch welche die jetzigen gewaltigen Resultate angebahnt worden sind. Wie wir einen schönen Strom gern bis zu der Quelle verfolgen, so gehen wir auch gern zu den ersten geographischen Entdeckern zurück, deren Fußstapfen den gleichverdienten Epigonen den Weg gezeigt haben. Wer könnte von der Befahrung des Tschadda-Binue lesen, ohne an Mungo Park zu denken, an ihn, der zuerst von allen Europäern den Niger „majestätisch gegen Osten" strömen sah, und dessen Grab der Strom geworden ist, der vor seiner Reise das Räthsel der Geographen war! Verkünden nicht alle Berichte über den Aufschwung des fünften Welttheils den Ruhm Cook's, dem wir die erste genaue Kenntniß vom australischen Festlande und von den Koralleninseln der Südsee verdanken?

Nicht wenige der älteren Reisenden sind noch heute die zuverlässigsten Führer in die Gegenden, welche durch sie bekanntgeworden sind. Was Mungo Park über Senegambien, Bruce über Abyssinien, Levaillant über die Völkerschaften Südafrika's geschrieben, hat seine Geltung nicht verloren. Alle die Berichterstatter aus der

zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, mit deren Arbeiten die Reihe der großen geographischen Entdeckungen der Neuzeit beginnt, liefern dem Geographen wichtige Beiträge, die auch für jeden gebildeten Freund der Länder- und Völkerkunde Werth haben. Wo ihre Angaben veraltet sind, knüpft sich doch ein kulturgeschichtliches Interesse an sie. Wie rohere Völker im Verhältniß zu alten Kulturstaaten fortschreiten, welche Anregungen in gutem und bösem Sinn sie durch die Berührung mit der Bildung empfangen und auf welche oft eigenthümliche, in psychologischer Beziehung mehrfach merkwürdige Weise sie diese Anregungen für sich zu verwerthen wissen, über dieses Alles können uns nur Vergleiche zwischen älteren und neueren Reisen belehren. Auch den poetischen Reiz, der wie ein Schmelz der Jugend über die früheren Reisen gebreitet ist, möchten wir nicht gering anschlagen. Jede dieser Reisen ist „ein Ritt in das alte romantische Land“, über jeder schwebt die Morgenröthe eines Tages, der jetzt auf die Märchenländer unserer Großeltern sein helles Licht ausgießt.

Aus diesen Gründen glauben wir, unserer Hausbibliothek für Länder- und Völkerkunde, über deren Plan und Art der Ausführung die bis jetzt erschienenen elf Bände einigermaßen ein Urtheil gestatten, eine Bibliothek älterer Reisen folgen lassen zu müssen. Schon als wir das frühere Unternehmen begannen, beabsichtigten wir eine solche Erweiterung desselben, glaubten sie aber erst dann ins Leben treten lassen zu dürfen, wenn das Publicum über unsere Hausbibliothek der Länder- und Völkerkunde sich ein Urtheil gebildet habe.

Bei unserer Bibliothek älterer Reisen werden wir selbstverständlich den wissenschaftlichen Werth bei der Aufnahme entscheiden lassen. Aber nicht dieser allein wird ins Auge gefaßt werden, sondern auch die Darstellungsgabe des Reisenden und die Theilnahme, welche er durch seine persönlichen Schicksale einflößt, sollen Berücksichtigung finden. Handelt es sich um neue und epochemachende Entdeckungen, so muß man wohl mitunter Trockenheit und pedantische Belehrung in den Kauf nehmen. Bei älteren Reisen, deren Resultate zum Eigenthum der Wissenschaft geworden sind, will aber Niemand sich Langeweile gefallen lassen. Zum Glück fehlt es hier nicht an Werken, die mit ansprechendem Talent geschrieben sind, leider auch nicht an

Entdeckern, deren Schicksale unsere Theilnahme in dem Grade fesseln, daß wir ihren Darstellungen vor denen ihrer glücklicheren Nachfolger den Vorzug geben.

Unsere Bibliothek wird insofern eine systematische Ordnung innehalten, als nach und nach d i e Reisebeschreibungen, mit denen das Bekanntwerden der einzelnen Ländergruppen und Hauptgebiete der Erde beginnt, gebracht werden sollen. Man wird daher bei uns besonders Reisen aus der Zeit zu suchen haben, in welcher der Entdeckungstrieb neu erwachte, um von einer geographischen Eroberung zur andern fortzuschreiten, also aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und dem ersten Jahrzehnt des jetzigen. Es liegt aber zugleich in unserm Plan, auch solche Reisen aus der früheren Periode aufzunehmen, welche die Zustände und Sitten jetzt verfallener Staaten in der Blüthenzeit derselben, oder die Anfänge von Reichen, die sich seitdem zu hoher Macht erhoben, zum Vorwurf haben. Solche Werke sind beispielsweise Tavernier's Schilderungen der Mongolenpracht zu Delhi, Cortez' Schilderungen von Montezuma's Reich und Chardin's Erzählungen von Nadir Schah's Hofstaat und Regierungspolitik. Werke dieser Art sind für die Geographie, was Memoiren für die Geschichte sind. Aber wie viele Memoiren sind in neuen Ausgaben erschienen, und wie wenige der Reisen, deren allgemeinere Beachtung wir zu vermitteln wünschen!

Was die Behandlungsweise der einzelnen Reisen betrifft, so werden wir den Reisenden selbst reden lassen und von Anmerkungen nur den sparsamsten Gebrauch machen. Kommen im Text Irrthümer vor, oder ist aus einem besondern Grunde ein Hinweis auf die inzwischen eingetretenen Veränderungen wünschenswerth, dann und nur dann werden wir den Leser durch ein Sternchen stören, um ihn zu bitten, im vollen Flusse des Lesens einen Augenblick innezuhalten und seinen Blick nach unten wandern zu lassen. Da die wenigsten Leser solche Störungen gern haben, so wird das, was der Herausgeber jeder einzelnen Reise für seine Person zu sagen hat, zu einer besonderen Einleitung oder in einem Anhang vereinigt werden

Die äußere Ausstattung wird dieselbe sein, wie bei der Bibliothek für Länder- und Völkerkunde, auch wird der höchst billige Preis derselben auch für dies Unternehmen gelten.

Ein Subscriptionszwang findet nicht statt, und jeder Band, ..r ein selbstständiges Werk bildet, ist einzeln zu haben.

Der erste Band erschien soeben und enthält:

Mungo Park's

Reisen in Afrika

von der Westküste zum Niger.

Neu bearbeitet

von

Dr. Fr. Steger.

22 Bogen. 8. Preis 1 Thlr.

Ohne daß wir den Plan der Sammlung als ein vollständiges abgeschlossenes Ganzes oder die Reihenfolge als eine streng einzuhaltende bezeichnen wollen, können wir als Hauptinhalt bezeichnen:

Cook, Australien, Neuseeland, Tahiti.
La Perouse, javanische Inseln, Küste der Tartarei u. s. w.
Bruce, Nubien, Abyssinien.
Levaillant, Südafrika.
Benjowski, Kamtschatka, Madagaskar.
Columbus, Westindien und Küste des Festlandes.
Cortez und Pizarro, Mexico, Peru, Chile.
Chardin, Persien, Ostindien.
Niebuhr, Arabien.
Barros, die Entdeckung des Seewegs um das Vorgebirge der guten Hoffnung.

Druck der Ries'schen Buchdruckerei in Leipzig.



Druck der Ries'schen Buchdruckerei in Leipzig.